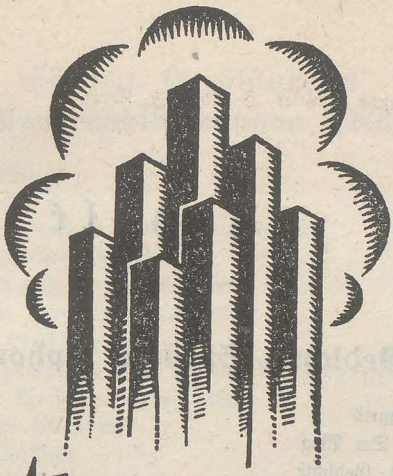


# Klingsor

## SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

GELEITET VON HEINRICH ZILLICH

Erstes Jahr
April bis Dezember
1924

KLINGSOR · VERLAG · KRONSTADT

LANI

# Inhalt

## Gedichte, Sprüche, Aphorismen


| | Seite |
|---|---|
| Behrens Ruth, Ingrid | 189 |
| Billinger Richard, Der Weg | 161 |
| Capesius Bernhard, Gedichte | 97 |
| Cisek Oscar Walter, Wüstenei | 21 |
| Die wache Nacht | 140 |
| Däubler Theodor, Herbstgesang an Hellas | 241 |
| Franchy Franz C., Enterbte | 300 |
| Folberth Otto, In der Fremde | 184 |
| Goll Claire, Gedicht | 58 |
| Goll Iwan, Gedichte | 130 |
| Hajek Egon, Zwei Gedichte | 59 |
| Hartmann Walther G., Gedichte | 41 |
| Horvát Heinrich, Gerechtigkeit, meine Herren, Gerechtigkeit | 32 |
| Kalischer E., Aphorismen | 152 |
| Klöß Hermann, Neue Psalmen | 321 |
| Klabund, Gedichte | 90 |
| Lenz Max Werner, Amen | 22 |
| Untergegangen | 115 |
| Herbstwind | 259 |
| Muth Franz, Mutterschaft | 137 |
| Nußbächer Konrad, Gedichte | 145 |
| Orientalische Sprüche, übersetzt von Theodor Billig | 345 |
| Schickele René, Gedichte im Garten | 182 |
| Schiebelhuth Hans, Liebeslieder | 125 |
| Speier Hans, Pause im Gespräch | 220 |
| Tóth Arpad, An die Hoffnung, deutsch von Heinrich Horvát | 103 |
| Werner Bruno Erich, Der gelbe Kaiser | 284 |
| Wühr Hans, Angelus | 194 |
| Zarek Kurt, Wissenschaft | 227 |
| An — . . . . | 289 |
| Zillich Heinrich, Gedichte | 3 |
| Am Abend | 250 |
| Gesang an den Wind | 333 |

## Skizzen, Erzählungen, Novellen, Schilderungen, Märchen


| | Seite |
|---|---|
| Bethge Hans, Im Theater | 121 |
| Filotti M., Halsbandgeschichte | 285 |
| Hartmann Walther G., Die Reise zum Phönix. Novelle | 162 |
| Plattner Johann, Schatzgräber. Erzählung | 4 |
| Der Zigeuner und das türkische Pferd | 220 |
| Eine sächsische Taufe 1872 mit Noah | 262 |
| Pohl Gerhart, Geburt, Erzählung | 201 |
| Ponten Josef, Unteroffizierspoſten Bethanien legt die Waffen nieder | 81 |
| Roth Stephan Ludwig, Die schöne Therese (1817) | 245 |
| Schickele René, Das alte Straßburg | 132 |
| Schuster Dutz, Det Kulturfliten | 323 |
| Vlahuta A., Beim Drusch, deutsch von Hans Elges | 281 |
| Wildebrandt Arthur, Weisheit und Tat | 329 |
| Winckler Josef, Wie Bomberg dem Hochmut des Adels eine Lektion gab | 329 |
| Wühr Hans, Des Prinzen Phantasus Fahrt nach Italien | 43 |
| Zillich Heinrich, Des Kandidaten T. F. Klöppe wunderbare Versuchung | 126 |


## Aufsätze, Essays, Sonstiges


| | Seite |
|---|---|
| Aufruf | 1 |
| Folberth Otto, Liebesbriefe Stephan Ludwig Roths | 228 |
| Die gotische Seele | 346 |
| Fuß M., Psychoanalyse | 146 |
| Hajek Egon, Johann Gorgias, ein verschollener Dichter | 348 |
| Hermann Albert, Die deutsche Jugendbewegung | 189 |
| Hermann Alfred, Die neutrale Zone | 331 |
| Hoch, Dr. Karl, Die grüne Generation | 65/104 |
| Übervölkische Wertung des Völkischen | 259 |
| Klein Karl Kurt, Von literaturgeschichtlicher Wertung und Meschendörfers „Leonore" | 338 |
| Konnerth Hermann, Vom künstlerischen Ausdruck | 223 |
| Klingsor-Zitate | 2 |
| Lörch Walter, Die intellektuellen Produktivkräfte | 28 |
| Nußbächer Konrad, Der „existierende Denker" Sören Kierkegaard | 23 |
| Bachs Matthäus-Passion in Kronstadt | 72 |
| Orend Misch, Vom Wesen der Volkskunst | 184 |
| Nachdenkliches | 270 |
| Pomarius Alfred, Immanuel Kant. Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages | 16 |
| Der dionysische Mensch | 211/251 |
| Reisner Erwin, Das Sittliche in der Kunst | 91 |
| Die nationalen Fehler der Siebenbürger Sachsen | 293 |
| Roth, St-Ephan Ludwig, Ein Stammbuchblatt | 232 |
| Wildebrandt Arthur, Kunst und Weltanschauung | 138 |
| Wühr Hans, Hierarchie des Weltalls | 8 |

Siebenbürgische Künstler, H. Eder, F. Kimm . . 289
" " G. Csaki-Copony . . . 334
Zarek Kurt, Max Weber . . . . . 141
Zillich Heinrich, Johann Plattner . . . . . 7
Zur deutschen Theaterfrage in Siebenbürgen . . 59
Die „Entwurzelten" . . . . . 98
Das schlechte Buch . . . . . 301

## Rundschau

Seite
Cisek Oscar Walter, Die Hans Eder-Ausstellung in Bukarest . . 38
Dernerth Dr., Zum fünften deutschen Ferienhochschulkurs in Hermannstadt 277
Fuß M., Übertreibung . . . . . 317
Hajek Egon, Musikdirektor Novak als Gastdirigent in Kronstadt . . 158
Honigberger Emil, Mühlbächer Musikbrief . . . . 119
Lemenyi Joan de, Grundgedanken und Geist der Kronstädter Vorträge über die Minderheiten . . . . . 78
Nußbächer Konrad, Kronstädter Musikbrief . . . . 39
Die Aufführung der Matthäuspassion in Kronstadt . . 118
Ott Otto, Friedrich Mieß. Zum 70. Geburtstag . . . 236
Siegmund Egon, Luise Gmeiner in Siebenbürgen . . . 239
Wühr Hans, Kunstausstellung in Hermannstadt . . . 236
Zillich Heinrich, Drei Vorträge über Kant in Kronstadt . . 78
Ein Ritt ins Blaue . . . . . 119
Klingsoratorisches . . . . . 158
Herr Hauptschriftleiter Dr. Fritz Theil . . . 160
Zum Schulkampf . . . . . 196
Deutsches Theater in Rumänien . . . . 196
Wachet und filmet! . . . . . 198
Der Nibelungenfilm . . . . . 198
Der Totschweiger . . . . . 239
Der sechzigjährige Wedekind . . . . 239
„Das deutsche Anzeigenblatt" . . . . 278
Bistritz und die Kunst . . . . . 278
Das neue Spieljahr des Deutschen Theaters . . 279
und Konrad Nußbächer, Die Klingsor-Veranstaltungen des Jahres 1924 . . . . . 357

## Buchbesprechungen

beginnen auf folgenden Seiten: . . 33, 74, 115, 152, 195, 232, 272, 306, 351

## Mitteilungen der Schriftleitung

auf den Seiten: . . . . . 40, 80, 120, 160, 199, 240, 280, 320 360

# Klingsor

Siebenbürgische Zeitschrift

1. Jahr | April 1924 | Heft 1

## Aufruf

Die Menschenalter in dieser Zeit stehen sich schroffer gegenüber als in der Vergangenheit, deren Weg bestimmt war durch den Glauben an einen gemeinsamen Weltsinn. Unsere Kindheit erwuchs in den Hohlräumen verbürgerlichter Ideen und wurde reif, als unsere Augen an der Brüstung der Schützengräben sehen lernten.

Was uns Hülle war im Knabenalter, ist uns zum Gegenstand der Ablehnung geworden: eine Umgebung, die den Geist der Überlieferung verloren hat, aber dessen äußerliche Forderungen noch immer erfüllt. Das Notwendige ist heute nicht mehr das Bewegende, sondern das Gewohnte und körperlicher Notdurft Entsprungene treibt eine Menschheit, die bestrebt ist, etwas zu tun — nicht, etwas zu sein.

Unsere Erzieher saßen in Hörsälen; sie überschätzen den Wert des Wissens; ihre Kenntnisse übertreffen die unseren. Uns stellte das Leben zu früh seine Aufgaben; Aufgaben, die keiner Zinsrechnung zugänglich sind; wir ahnen mehr als unsere Führer.

Und wo wir klein wurden unter den Hieben unseres Erlebens, ausgeliefert an den Strom quälender Erkenntnisse — die Jene nur mit ihrem Verstande begreifen werden — wuchs in uns ein Gefühl endloser Verlassenheit. Die Worte, die wir hören, sind abgegriffen; sind zu Lügen geworden, die uns brennen, die Angelogenen.

Wir bringen keine Wissenschaft, wir wünschen die Sinnschaft wieder ins Leben zu setzen. Wir wollen kein Archiv der Unparteilichkeit sein; wir wollen einseitig sein, denn das Lebensgestaltende ist die Persönlichkeit, welche gleich nahe der Natur und dem Natürlichen steht, welche erfüllt wird von der Wahrheit und Geschlossenheit einer unausdrückbaren Idee. Auszusprechen ist das Gesuchte nicht, denn sonst wäre der Sinn des Daseins gefunden; zu erfüllen ist er durch die Loslösung aus den Fesseln des Nichtverpflichtenden, das uns umgarnen will.

Wir waren Soldaten durch Befehle, die wir nicht gegeben; wir bleiben Soldaten für einen Geist, der uns befiehlt! So soll aus uns

sprechen, was notwendig ist, soll Anklage erhoben werden gegen das Tote, das uns entgegentritt, gegen das Niedrige, das uns nach seiner Art beurteilt, gegen die Lüge, die aufgeputzt mit Dummheit und Pfaffentum sich spreizt, gegen die Öde der Verstandeserklärungen, die den Menschen jeder Verantwortung entkleiden.

So nehmen wir uns in Pflicht für das, was das Menschliche ausdrückt und gestaltet, für Kunst und Religion, für eine Wissenschaft, die mehr als bloßes Wissen ist.

Mit uns werden zu Worte kommen die Träger einer neuen Zeit, die Männer, die den Schwung neuer Tage in den Adern fühlen, und besonders jene Dichter und Denker Deutschlands, die durch das gleiche Erlebnis wie wir empfinden und träumen. Mit uns werden zu Worte kommen manche, getrennt von uns durch Alter und Ansichten, aber verbunden unserem Streben durch die Ehrlichkeit ihres Weges.

Der Mensch ist kein Tatbestand, sondern Natur, die hundertfältig wächst oder vergeht.

Wir wollen nicht vergehen; wir sind nicht unfehlbar, und der Weg wird uns oft in die Irre führen; denn wir haben keine Verhaltungsvorschrift zu erfüllen, sondern eine Erfüllung zu finden. Uns treibt das eigene Gewissen und mächtiger das, was hinter dem Gewissen steht und mehr ist als dieses.

Wie einst Klingsor, der Zauberer und Dichter, der sich des Teufels bedient hatte, dennoch des Glaubens voll an den Sternen las, so mögen unsere Blicke in uns zurückschweifen, immer wieder zu den Lichtern, die den Wert des Menschen aus einem Punkte quellen lassen. Wer nicht besessen ist in seinem Wesen von einem Unerklärlich-Sinnvollen, der bleibe zurück. Ihn treibt keine Peitsche der Verpflichtung; er ist uns Feind.

Klingsor.

## Klingsor

„. . . vil ich an den Sternen las . . . .“
„an dem gelouben kan mich nieman swachen.“

(Klingsor im Wartburgkrieg, Strophe 47 u. 104)

zcu den Sibinborgin, Do meister Clinsor wonete . . . eyn grossir wol gelartir man vnde eyn wisir, meister in den sibin frien kunstin, her woz eyn sternluger vnde konde an deme gesterne zcukunftige ding gesehin, . . . .

(Mencken, Script. rer. Germ.)

„Klinsôr muoz her, dem ist diu tugend . . . erkant.“

(H. v. Osterdingen.)

Also zur Zeit czweispalt under den Meistersängern jn Düringen zu Eisenach ervuchs: vvart er czu einem schiedsrichter geffoddiert, kam dar (vvonderlicher vveise) von geisten gefurt . . . stifte sune vnter yhn, . . .
(Mencken, Script. rer. Germ.)

„Mag es sein," sprach er (Wolfframb von Eschinbach) zu sich selbst, „mag es sein, daß, wie die Leute sagen, Klingsor bösen Künsten ergeben ist, daß unheimliche Mächte ihm zu Gebot stehen, ja ihm wohl gar geholfen zur Meisterschaft in allem Wissen, aber wächst nicht der edelste Wein auf der verglühten Lava?" . . . .

„Erlaubt," erwiderte Meister Klingsor, „. . . meine Kunst beruht auf andern Grundfesten, als die Eurer Meister; . . . Mag es doch sein, daß ihr frommer Sinn und ihr reiches Gemüt (wie sie es nennen) ihnen genug ist zum Dichten ihrer Lieder, und daß sie sich wie furchtsame Kinder nicht hinauswagen wollen in ein fremdes Gebiet, ich will sie darum gar nicht eben verachten, aber mich in ihre Reihe zu stellen, das bleibt unmöglich!" (E. T. A. Hoffmann.)

Alse daz nu geschach, do bat lantgrave Herman den vorgenanten meister Clingesor mit allem flize daz her bi om blebe, . . . abir he . . . zoch . . . wedir heim zu den Siben borgen. (Leben des Heilig. Ludwig.)

Clingser der kund wol singen. (Hans Folz.)
„Wir wollen kurtzlich faren.
Du solt an mir nicht verzagen,
Wir haben starcke pferde und einen leichten wagen."
(Klingsor im Leben der Heilig. Elisabeth.)

Verschwiegener Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand. (Novalis, Klingsors Weinlied.)

Klingsor, ewiger Dichter, stirbt nicht, bleibt in der Welt.
(Novalis.)

## Gedichte von Heinrich Zillich

### Nächtiges Haus

Da steht es auf und geht durchs ganze Haus,
treppauf, treppab, und öffnet jede Türe.
und späht hinein und löscht die Lichter aus
und schließt das Schloß mit Fingern nackt wie Schnüre.

Gleichwie am Sarg pocht Straßenlärm und Nacht.
Und vor dem Tore bremst ein dunkler Wagen.

In hundert Stuben fangen jäh erwacht
die Uhren zeitgewaltig an zu schlagen.

Das Haustor dröhnt. Im Mund, der schreien wollt,
erfriert der Wind. Noch sticht ein fernes Rufen
dünn durch die Wand. Und donnernd rollt
das Echo seine Fässer auf den Stufen.

## Das Leben

Die Schalen, die schon in der Neige blinken —
Was schwillt herauf? Was werd ich morgen sein?
Die Trauben, die vom Strauch heruntersinken —
Der Most verschäumt. Im Becher klatscht der Wein.

Ins rote Laub spinnt sich der Winter wieder.
Die eingeführte Frucht im Keller stinkt.
Das Morgenrot bricht vor der Wolke nieder,
die aus der Brust des ewgen Abends dringt.

Verschollen nun der eignen Zukunft Schwinge.
Der Tag war blau. Und Regen kam und Nacht.
Wir hängen ausgedehnt im Netz der Dinge,
das Gott wie eine Spinne überwacht.

## Schatzgräber

Aus einer Erzählung von Johann Plattner

„Also ... Sie lesen fleißig in der Bibel? Das freut mich. Und Sie gewiß noch mehr. Wer hat denn einen Sonntag wie Sie, besonders wenn die Kinder dann heimkommen und den ganzen Sonntagnachmittag erzählen, wie es in der Kirche war, was es noch in der Gemeinde gibt! Aber ... lesen Sie nicht auch andere Bücher?"

„O ja! diesen Kalender und dann die Schulbücher der Kinder ... Alles lese ich jetzt; früher ..."

„Und, wie ich höre, ... wissen Sie auch mancherlei ... aus früheren Zeiten ... von früheren Leuten ... so?"

„Ich? . . . Was ich weiß . . . wissen nicht viele . . . ich war überall und sah mich nach allem um . . ."

„Sie sollen auch . . . aber . . . Sie dürfen sich nicht ärgern! . . . Sie sollen auch . . . mitgewesen sein . . . in der Nacht . . . Sie wissen ja . . . um die Schätze . . ."

„Haha! Auch das haben Sie gehört? Sie lügen, die Leute! Lügen, was Sie können! Ich . . . ich . . . war bloß einmal . . . bloß einmal . . . mehr nicht! mehr nicht! . . ."

„Also nur einmal? Na! Und Sie sagen, Sie wissen so viel von diesen Geschichten . . ."

„Viel weiß ich! . . . Mehr als alle . . . wenn es mir in den Sinn kommt . . . Denn ich habe immer und überall Augen und Ohren offen gehalten . . . hatte auch viele und vornehme Bekannten . . . den Schuster kannte man überall . . . aber . . . ich war nur einmal . . . ein einzigesmal . . .!"

„Na und . . . gefunden?"

„Ja! Gefunden! den — Teufel!"

„Wo war es denn?"

„Na — dort unten . . . vor der Krummau . . . dort, wo ihr Herr Vater die Wiese hatte . . . nur ein wenig mehr hinauf, auf dem nahen Rain . . ."

„Blühen gesehen? Was?"

„Aber noch wie! Schön weiß wie das Silber!"

„Und . . . Sie gingen? . . . Mit wem?"

„Ich hatte es blühen gesehen . . . am Tage, dort von der Krummaubrücke her, und hatte mir den Ort gut gemerkt . . . Jetzt . . . wen mitrufen? Denn wissen Sie . . . das Geld . . . ist dem Teufel . . . Herr behüt' uns! . . . Besonders in der Nacht! . . . Beim Geld soll man nicht einmal dem Bruder trauen! Also . . . ich dachte, du nimmst dir den Gyorgye, einen etwas dummen, aber ehrlichen und guten Kerl . . . Der war auch gleich dabei und . . . wir gingen . . . wie sich's gehört . . . in der Nacht . . . gegen 11 Uhr . . . schweigend und immer das Vaterunser betend . . . und . . . sahen uns nicht um . . . So muß das geschehen . . . Ich zeigte ihm die Stelle und wir gruben . . . Einmal er, einmal ich . . . Denn einer paßte immer auf . . . Wir hatten schon tief gegraben . . . tiefer als ich groß bin . . . es konnte schon 1 Uhr sein . . . Aber noch immer fanden wir nichts . . . gar nichts . . . Wart'! dachte ich . . . jung, wie der Mensch ist, und voller Mutwillen im Kopf . . . sollst du keinen Schatz, so sollst du doch einen guten Spaß haben . . . Mein Gyorgye war eben in der Grube und grub und grub, daß ihm

der Schweiß wie Erbsen von der Stirne rann . . . Wie er wieder einen großen „Scherren" (Stück Erde) herausgeworfen hatte, nehme ich diesen — er war so schwer, daß ich ihn mit einer Hand kaum halten konnte —, und verbrenne den Gyorgye damit auf den Rückenbraten . . . In demselben Augenblicke aber überschlage ich mich neben die Grube und reibe mir mit den Händen heftig die Seite und fuchtele mit den Händen . . . reden darf man ja nicht! . . . Die Grube war schon über klaftertief; aber mein Gyorgye war trotzdem und trotz des dicken Scherrens gleich oben, beugte sich über mich und fragte mit dem Gesichte: was ist? . . . Jetzt rieb ich mir noch ärger die Seite und verzerrte wie vor großem Schmerz das Gesicht und zeigte, daß man mich her — in die Seite so stark getroffen, und verstellte mich weiter . . . Nichtsnutzig so ein junger Mensch! — Der Gyorgye beruhigte sich und tröstete mich . . . alles mit dem Gesichte . . . und stieg wieder in die Grube hinein . . . Wie er nach einiger Zeit wieder einen großen Scherren herauswarf, ich . . . schlecht, na! schlecht! wieder den schweren Scherren in die Hand und . . . pack! „senge" ich ihn auf das Kreuz . . . und stelle mich wieder, wie wenn ich getroffen worden wäre, falle nieder, winzele (wälze) mich und reibe die Seite . . . Gleich war der andere oben . . . Und da er sah, daß ich wieder auch so schwer getroffen sei wie er, ja noch ärger, machte er mit dem Gesichte, wir sollten fortgehen, denn hier sei es nicht mehr gut . . . Ich stand wie mit Mühe auf, wobei er mir noch half, rieb mich, stellte mich krumm und lahm, nahm meine Geräte und folgte ihm . . . Wie wir über die Brücke gekommen waren, und ich sah, wie schnell er dem Dorf zueilte, fing ich an, in einem fort zu sagen, auf deutsch: „Ich hab' nicht: Ich hab' nicht . . ." Gleich war mein Mann neben mir und fragte: „Mit wem redest du?"

„Na — es kommt hier immer ein Deutscher und verlangt von mir Geld."

„Das ist er ja!" flüsterte der Gyorgye. „Wirf einen Kreuzer hinter dich, über die Schulter weg, dann geht er fort und läßt uns in Ruh . . ." Ich verstellte mich aber weiter: und kaum waren wir wieder ein Stück Weg gegangen, so . . . ich wieder: „Ich hab' nicht, na! Ich hab nicht!" Gleich war der Gyorgye wieder bei mir und als ich ihm dasselbe sagte wie früher, hielt er mir einen Kreuzer hin, ich . . . solle ihn über die Achsel hinter mich werfen . . . Ich tat es natürlich nicht, sondern steckte den Kreuzer ein . . . Als wir bei den ersten Häusern der Gemeinde anlangten, blieb der Gyorgye stehen und fragte mich: „Was ist? Kommt er nicht mehr?"

„Nein," gab ich ihm zur Antwort, „ich hab ihm den Kreuzer hingeworfen und seitdem hat er mich in Ruhe gelassen."

„Na siehst du? Das hättest du gleich tun sollen. Aber . . . ich bin jetzt so müde, ich muß mich ein wenig niedersetzen . . . ich kann nicht mehr . . . aus dem Kreuz . . ."

So setzten wir uns nieder, dort am Ende des Dorfes, neben den Weg . . . Mein armer Gyorgye streckte sich der Länge nach hin auf das Gras und jammerte fort über sein Kreuz . . . Ich hatte ihm mit den Scherren den Rückenbraten heruntergeschlagen.

Mit Mühe schleppte ich ihn bis vor sein Gassentürchen . . . Aber . . . drei Monate lag der Arme im Bett und klagte über seine Kreuzschmerzen . . .

Wer hat dir das getan? fragte jedesmal seine Frau, wenn sie ihm das Kreuz rieb . . .

Der Teufel! antwortete er dann, der Teufel!"

## Johann Plattner

Von Heinrich Zillich

Johann Plattner ist am 6. März siebzig Jahre alt geworden. Dem Dichter, der in kleinen Verhältnissen so Bedeutendes geschaffen hat wie seine sächsischen Bauerngeschichten, diesem Jeremias Gotthelf unseres Volkes, der aus der Erde Siebenbürgens wachsend ihre Menschen kennt wie keiner, kann Glück nicht gewünscht werden ohne dafür zu danken, daß er einer der wenigen unserer Alten ist, die ganz und gar Männer waren und sind. Bei ihm gibt es keinen Kompromiß in der Kunst, nur Kraft. Was ihn mitunter zwingt, die Einkleidungen seiner Erzählungen zu breit einzulegen, ist Herzensgüte und Lebensweisheit, die größer sind als sein Dichtertum. Wo aber der Mensch in seinen Geschichten auftritt und spricht, steht er greifbar da, in allen Rundungen und Falten erfaßt, gefühlt und gestaltet. Keine Spur von jener Schwäche, die siebenbürgische Schriftsteller so häufig ausmacht, von jener angelesenen, verstandgeborenen Schriftstellerei der Oberlehrer. Hier ist die Sachlichkeit großer Gestaltung, der Atem einer Sprache, die packen und greifen kann; hier ist das Wort gleichzeitig Träger und Vermittler des Unaussprechbaren, des wahrhaft Dichterischen, belebt von einem verstehenden und leisen Lächeln.

So viel der nun Siebzigjährige vom Menschen weiß, so wenig weiß das Volk und besonders die Städter über ihn, denn sonst würden heute auf jedem sächsischen Tisch seine Erzählungen liegen, die zu sammeln und zu drucken noch immer kein Verleger sich verpflichtet gefühlt hat.

Schwerer wiegt als solcher Undank die Unfähigkeit unserer offiziellen

Zeitungskritiker, welche über diesen Dichter hinweggingen und dafür einen Fr. Wilh. Schuster lobten. Die Instinktlosigkeit unserer Meinungsmacher, welche sich eher durch das Geklinge einer Operette bannen ließen, ist hier am greifbarsten, da ihr der einfache Stoff Plattnerscher Erzählungen zu gering erschien, um auf seine meisterliche Gestaltung zu achten. Bei uns sind Rezensenten gebildete Vielwisser ohne Gefühl, besessen von einer ihr ganzes Leben und Empfinden zersetzenden Problemsucht; sie fordern von der Kunst keine Erschütterung, sondern Aufklärung. Sie fühlen sich diesem Dorfpfarrer und Dichter tausendfach überlegen, dessen Bauerngeschichten ihnen kindlich vorkommen, weil sie klar und einfach sind wie alle echte Kunst. Naiv ist Plattner, das ist sein größtes Lob; die schärfste Anklage gegen die schlechten Verwalter der öffentlichen Meinung aber ist, daß sie blind waren einer solchen Natur gegenüber.

Was scheidet die Jugend von Plattner? — Die Zeit, sonst nichts! Seine Persönlichkeit und sein Schaffen sind zeitlos. Er hat als erster der Eigenart unserer Landschaft und ihrer Menschen Ausdruck verliehen, in einer Weise, die ins allgemein Gültige gehoben die örtliche Bedingtheit vergessen und die menschliche allein fühlen läßt. Er ist kein siebenbürgischer Schriftsteller, der bloß hier verstanden werden könnte. Er ist siebenbürgischer Dichter, weil er dem Boden verwurzelt blieb, aus dem er stammt — aber er ist in seinem Schaffen in allen Räumen gültig.

## Hierarchie des Weltalls

Von Hans Wühr

Das mittelalterliche Kunstwerk wird seine Inhalte dem modernen Zuschauer niemals völlig rein und unmittelbar erschließen können, weil sie doch von diesem eine Uebersetzung in eine fremde Sprache, in einen fremden Rhythmus erfahren müssen, in dem vielleicht ihr Eigentümlichstes verstummt ist. Und doch scheint es, daß jene Kunst gerade in dem Menschen von heute eine Welt von Resonanzen erweckt, so unerhört und reich, als antworte in seiner Seele ein verwandtes Weltgefühl. In Wirklichkeit handelt es sich um polare Gegensätze, um Gleichheiten mit umgekehrten Vorzeichen. Dort eine Kunst und eine Welt, Gott-erfüllt und Sinn-erfüllt, und hier eine, gottlos und sinnlos, verstoßen in Abgründe glaubensleerer Sehnsucht, die schmerzvoll nach jener Sinngebundenheit hinbegehrt und mit der Kleinmünze künstlerischen Aberglaubens jenen

großen Glauben wiederkaufen möchte. Wir mußten so arm werden, um jenen Reichtum zu begreifen. Wie, wenn aber unsere eigene Armut dieses Begreifen mit den eigenen Farben färbt? Wenn jene Welt nur das Bild unserer Sehnsucht wäre? Oh, dann gibt es für uns noch eine Hoffnung und einen Reichtum. Dann ist dies Bild von der Vergangenheit unser Geschenk an die Zukunft.

Wir sind es gewohnt, die Attitüde der mittelalterlichen Kunst mit Symbolismus zu erklären. Mit dieser Erklärung aber beginnt doch erst die eigentliche Problematik. Wir haben uns hier mit dieser Problematik auseinander zu setzen und kurz über Symbol und Allegorie zu handeln Es ist ein nützlicher Umweg und führt in die tiefste Schicht unserer Fragen. Wir nennen als Beispiele von heuristischem Wert zwei Mythenbilder, die von der anschaulichen Phantasie leicht geschaut und aus dem Gedächtnis beliebig vermehrt werden können.

Odin mit seinen beiden Brüdern erschlug den Riesen Ymir; aus dessen Schädeldecke bauten sie den Himmel, aus dem Hirn die Wolken, aus dem Leibe die Erde. Das zweite Bild entstammt der indischen Mythologie. Die Erde ruht auf dem Rücken eines Elefanten, dieser aber steht auf einer Schildkröte, und die Schildkröte schwimmt im Meer. — In beiden Fällen handelt es sich um eine Daseinsinterpretation von allgemeinster Gebärde, um eine Erkenntnis, die zum Bilde sich verdichtend aus der eigenen Ebene begrifflicher Formulierung hinauswuchs und sinnliche Form gewann. In der Fragwürdigkeit des Sichtbaren gewinnt die unterirdische Genesisfrage ihren Ausdruck. Das Bild ist Antwort. Deren Deutung aber liegt wieder in der unsinnlichen Schicht der Frage. Für uns besteht nun das Problem: warum der Umweg über das Bild? Liegt hier ein Gesetz, eine Notwendigkeit vor, die uns Aufschluß geben kann über die Beschaffenheit des Geistes, der die Fragwürdigkeit des Daseins nicht anders zu meistern vermochte, als über jenem Umweg? Ist dieser Weg etwa so zu deuten, daß eine Erkenntnis aus ihrer eigenen Sphäre hinaus und hinüber greifen mußte in die sinnliche, aus dem Bezirk der Formeln in den der Formen, um sich befruchten zu lassen? Oder ist diese Welt der Formen, diese Erkenntnis in Bildern nicht überhaupt die ursprüngliche, und die andere nur eine nachträgliche begriffliche Ausweitung.

Beide Vermutungen treffen zu, hier die eine, dort die andere. Wir untersuchen das erste Bild. Was ist das Fragwürdige daran? Erstens für jenen Geist, der es schuf, und zweitens für uns, die wir es wiederschauen. Von jenem etwas auszusagen heißt, ihn in unsere Sprache übersetzen und ihm vielleicht sein Eigenstes zu nehmen. Es scheint, er

war so geartet, daß er aus der eigenen Bildwelt sich nicht mit Wissen hinaussehnte, daß er Frage und Antwort schaute, aber den Sinn und die Deutung nicht dachte. Wahrscheinlich wollte das Bild für ihn nicht noch etwas bedeuten. Die Deutung kam nicht über das Bild; sozusagen in der eigenen Ebene verharrend verschloß es sich gegen die unbildliche Vertiefung. Und doch darf ein gleichgearteter Geist mit weiterer Expansion jene Ausweitung durchführen, ohne dem Bild Gewalt antun zu müssen. Denn sie liegt ja in ihm beschlossen, als sein immanenter Gehalt, wenn man will: als sein objektiver Geist. Natürlich handelt es sich nicht um eine flache naturalistische Auslegung, die von einem ganz anderen wesensfremden Bezirk herkommt, und für die das Bild nur eine willkürliche oder zufällig bedingte Metapher sein kann, sondern um einen Geist, der das Bild als ersten schöpferischen Aktus erschaut und von hier aus den Weg zur begrifflichen Deutung nimmt, so daß man sagen kann, daß diese die Metapher ist. Ein Künstler hat in einem unveröffentlichten Buch das Bild so gedeutet: das Leben als etwas Ungeheuerliches, als einen Riesen empfunden. Was macht man nun, um selber leben zu können? Man erschlägt ihn und formt sich aus seinem Leibe seine eigene Welt. Man hat das Leben meistern können, nun kann man es ertragen, mehr: man kann daraus noch etwas machen.

Die Deutung ist vielleicht falsch, oder vielmehr: sie ist so richtig wie alle andern möglichen. Aber darauf kommt es ja auch nicht an. Wichtig ist, daß das Bild jene Immanenz des Geistigen, jenen objektiven Geist in sich faßt, der in hundert Formate übersetzt werden kann, und für den es gleichgültig ist, ob er überhaupt übersetzt wird. So wie der Inhalt eines schriftlich fixierten Satzes in hundert Sprachen mehr oder weniger falsch ausgesagt und doch nie erschöpft werden kann, und auch nicht verloren geht, wenn die Schrift nie entziffert wird.

Daß bei dem Bilde von der Schildkröte ein umgekehrter Weg vorliegt, ist nunmehr leicht zu erraten. Eine begriffliche Erkenntnis — wenn auch eine negative — geht voran, ihr Bild ist willkürlich oder zufällig bedingt. Sie hätte zahllose andere finden können. Warum sie überhaupt zum Bilde greift, ist verständlich. Sicherlich nicht, wie sie oft hochmütig vorgibt, um sich geringeren Geistern mitzuteilen oder gar exklusiv sich vor diesen zu verbergen, sondern weil ihre inneren Erregtheiten sie ungeheuerlich zur Expansion aus ihrer eigenen Sphäre hinausdrängen, weil sie ihre Beruhigung nur im irgendwie Gestalteten, in irgend einer Gestalt, in einem Bilde findet. Hundert andere Bilder sind möglich, aber alle haben nur eine Deutung, allen haftet etwas von der Willkür ihrer Entstehung an, alle sind fatal, weil man spürt, daß sie etwas anderes, eine Oktave tiefer

sein wollen. Es liegt ja hier das selbe vor, wie beim ersten Bild, nur umgekehrt. Dort ein Bild das hundert Deutungen umspannte, hier eine Deutung, die hundert Bilder trug.

Worauf es bei dieser Ausführung ankam, war die für das Verständnis der mittelalterlichen Kunst so überaus wichtige Frage nach dem Symbol und der Allegorie. Um diese beiden hat es sich gehandelt. Es war zu zeigen, wie und warum ein Symbol das Bild, eine Allegorie die Formel als den wesentlichsten Kern in sich birgt.

Wir haben nun die christlichen Symbole des Mittelalters zu untersuchen. Gott ist der Mittelpunkt eines unerhörten zentralistischen Systems, das vielleicht das größte und erschütternste von allen ist, mit denen die Menschheit das Dasein zu ordnen und zu formen versuchte. Alles was nur ist, räumlich oder zeitlich verstreut, hat eine Beziehung zu diesem Mittelpunkt, hat nur einen Sinn in dieser Relation. Jedem einzelnen Ding oder Menschen ist gemäß einer genau abgestuften Rangordnung der Platz in diesem System angewiesen, als einzelner hat er keinen Wert. Mit andern Worten: der Einzelne ist da, weil er eine Mission hat, weil es einen Sinn hat, da zu sein. Die Menschheit weiß sich mit ihrem Schicksal solidarisch. Dies Solidaritätsgefühl umspannt jedes Ding, löst und erlöst jedes aus seinem zufälligen, isolierten, sinnlosen Sein und verleiht ihm Werte von jener Leuchtkraft und Glut, wie sie sonst nur Symbole in sich beschließen.

Die christlichen Symbole sind für den mittelalterlichen Menschen nichts anderes, als Offenbarungsweisen Gottes. Wir fragen: wenn jedes Ding seinen Wert in unerhörter Intensität von jenem einen Mittelpunkt empfängt, weil es von sich aus keinen hat, was ist in jenem Geiste vorgegangen, daß sich ihm alles unter diesem großartigen Aspekt anbietet? Geht hier eine erschütternde Erkenntnis voran, und alles Sein wird tausendfältig daran bildliche Deutung? Oder: ist alles bildliche Sein als fragwürdig durchschaut, weil der Formwille des Geistes, der dieses Sein zu gestalten hat, eine Auflösung erfuhr und daher alle Formen, alle Bilder unerfüllt und unerlöst als fragwürdig erscheinen und den unbefriedigten Blick in ihre Tiefe zwingen, um ihren Sinn, ihre Erfülltheit in einer anderen Sphäre suchen zu lassen? Wir fragen also: ist das alles wirklich Symbolismus, oder am Ende gar ein irrsinniger Allegorismus und Nihilismus? Die Frage nach Symbol und Allegorie schließt hier erst ihre ganze Tiefe auf.

Wer sich in dem unübersehbaren Bezirk der mittelalterlichen Symbole zurechtzufinden versucht, macht die Erfahrung, daß sie ein zwiefaches Antlitz haben, Symbol und Allegorie zugleich sind. Daß eine Verquickung

beider vorliegt. Das Trinitätsbild ist doch nur die unzulängliche sinnliche Deutung eines Mysteriums, eine Allegorie. Für uns, gewiß. Aber für jenen Menschen doch nicht eine Deutung, sondern die realste, visionär erschaute Gottheit, und das Mysterium beginnt erst mit der Fragwürdigkeit des Geschauten und Erlebten. Also doch Symbol?

Eine kurze Erwägung über die Wandlungsmöglichkeit des Symbols und der Allegorie kann uns vielleicht Aufschluß geben. Man kann sich vorstellen, daß die zufällige Deutung eines Symbols im Laufe der Zeit immer mehr und mehr an Intensität gewinnt, während das Bild verblaßt, so daß schließlich die Deutung zur Hauptsache, zum Mittelpunkt wird, und das ursprüngliche Bild, vielleicht neben neu hinzugekommenen, zur Allegorie seiner Deutung wird. Und umgekehrt: daß von einer ursprünglichen Erkenntnis der Schwerpunkt allmählich in das allegorische Bild verlegt wird, das Bild zum Symbol wird und die Erkenntnis zu einer bloßen Deutung. Daß nun das Bild als Symbol die Expansionskraft zu anderen möglichen Deutungen gewinnt. Eine Allegorie wird zum Symbol und umgekehrt.

Für die Erkenntnis des Symbolismus im Mittelalter ist es von Belang zu wissen, was jener dem Frühchristentum bedeutete. Nach unserer Deutung von Symbol und Allegorie ist es falsch, von einem Symbolismus des Frühchristentum zu reden. Es handelt sich hier um einen Allegorismus in unheimlichster Form. Ein paar ikonographische Daten genügen, um Selbstverständliches in Erinnerung zu rufen. Es sind doch Bilder und Zeichen, die den christlichen Gedanken nicht von sich aus als ihren immanenten Inhalt haben, sondern denen er erst substituiert werden muß. Das Lamm, die Taube, der Fisch, die Schlange, der Hahn usw. sind in keiner Weise ohne Zwang zu ihrer christlichen Deutung auszuweiten. Die verschiedenen Kreuzformen, die cruce commissa, immissa, quadrata, figura crucis, das Hakenkreuz, die Verbindung mit dem Anker, das Monogramm Christi, sie haben gar nichts mit Symbolen zu tun, es sind allegorische Zeichen, nur dem Eingeweihten vertraut, ihr Sinn kann nicht aus ihnen direkt erschlossen werden. Ein Sarkophag aus dem Lateran zeigt folgendes Bild in der Beschreibung: Auf der Erde ruht ein Lamm und blickt auf einen Anker über sich, der mit dem Querbalken des Kreuzes versehen ist. Hoch über der Erde schwebt eine Taube mit dem Ölzweig. Faustinianum heißt der Name des Verstorbenen. Das Bild ist so zu lesen: Hier ruht ein Christ, der durch das Kreuz Christi erlöst, alle seine Hoffnungen auf ihn setzte und nun von den Banden der Zeitlichkeit befreit sich des erhofften Friedens erfreut. — Man kann diese Beispiele unzählig vermehren, besonders wenn man an die Wort- und Buchstabenspielereien der Gnostiker denkt.

Das Mittelalter, ein neues Geschlecht und eine neue Generation der Menschheit, übernahm diesen ganzen Berg unheimlichster Allegorien und es machte daraus, was es aus seinem Leben machte: einen Kosmos der Symbole. Wieviel unerhörte Jugendtorheit und Schöpferlust gehörte dazu, aus diesem toten Gerippe einen neuen Menschen zu schaffen, aus dem Geist der Katakomben den Geist der Kathedralen. Das Dasein selbst wird Symbol. Das Dasein erfährt jene kosmische Ausweitung, weil in ihm die Immanenz des Geistigen, der objektive Geist, Gott selbst beschlossen liegt, wie der Inhalt eines Wortes in dessen fixierten Lettern. Daß aber die Ausweitung und Deutung überall nach der einen zentralen Richtung hingeht und nicht auch die anderen vielen möglichen Formeln finden kann, das ist zugleich die gestaltende Gebärde der eignen Schöpferlust als auch das Erbe des frühchristlichen Allegorismus. Was für Visionen, was für Deutungen seiner Traumbilder hätte dies Geschlecht wohl finden können, wenn es nicht von der Schwermut des Gekreuzigten zu dieser einen überredet worden wäre.

Nun wird uns der Januskopf des mittelalterlichen Symbolismus verständlich. Am deutlichsten aber vermag er uns an Kunstwerken zu werden. Wir stehen hier vor der Tatsache, daß ihr religiöser Inhalt das Entscheidende sagt, während die formale Lösung ihre Intensität von ersteren erfährt. Dieser religiöse Inhalt jedoch ist in seiner ganzen Fülle nur unserer Vernunft zugänglich, das heißt eigentlich also: unzugänglich. Darum werden wir diese Kunst immer nur halb verstehen, so wie wir Großen die Märchen der Kinder immer nur halb verstehen, weil wir auf die besondere Art der Großen daran glauben. Der ästhetische Reiz daran, wie armselig und komödiantenhaft ist er neben dem Erlebnis der realen Inhalte! Und so ist es mit dieser Kunst. Wir können vor dem blassen Gesicht einer Madonna, der himmlischen Strahlenkrone in Entzückung geraten, aber ihre eigentliche Sprache verstünden wir erst, wenn sie uns in die Knien zwänge. Vor der starken inhaltlichen Betonung des mittelalterlichen Kunstwerkes muß die formale Betrachtungsweise, wie sie in der Kunstgeschichte angewendet wird, versagen. Was will es besagen, wenn man vom Vertikalismus gotischer Kunst spricht und diesen in Zusammenhang bringt mit einem transzendentalen Weltgefühl? Gibt es nicht eine Möglichkeit, von der inhaltlichen Seite her eine Betrachtungsweise zu gewinnen, statt peripherisch an der formalen Lösung eines Kunstwerkes zu verweilen auf seine inhaltliche Dynamik und symbolzeugende Kraft zu achten?

Wir haben hier noch an einigen Beispielen die seltsame Verquickung von Symbol und Allegorie zu erläutern. Ein Holzschnitt aus dem

späten Mittelalter kann für unseren Zweck ein Paradigma abgeben. Der Druck, in Berlin, wird um 1400 datiert und zeigt die in jener Zeit häufig dargestellte Messe des hl. Gregors. Eine Frau hatte den Papst flehentlich gebeten, sie zu überzeugen, daß bei der Wandlung aus Brot und Wein wirklich der Leib und das Blut des Herrn werde, sie selbst habe doch das Brot hergegeben und könne nicht an die Verwandlung glauben. Während der Messe betet nun der Papst in inbrünstigem Gebet zu Gott, ein Wunder geschehen zu lassen, um die Frau zu überzeugen. Und nun erscheint der Schmerzensmann über dem Altar, aus seinen Wunden fließt Blut, die Passionswerkzeuge und die anderen Gegenstände, die auf sein Leben und Auferstehn Bezug haben, erscheinen mit.

Daß die Eucharestie keine Allegorie, sondern ein Symbol ist, das heißt, daß das Brot und der Wein wirklich der Leib und das Blut des Herrn sind. Aber doch nicht bloß sind, so einfach und deutungslos wie irgend ein gewöhnliches Ding, — sondern in diesem Sein ist zugleich ein Fragwürdiges als zu seiner Tiefe führend. Das ist ja Symbol. Und doch wieder ist das ganze unverständlich ohne die Priorität des Erlösergedankens. Also zugleich Allegorie. Nicht anders sind die Attribute ringsum: die Geißel, der Kelch, die Säule, die Hand mit Krug und Becken, das Grab, die Würfel, die Lanze, der Schwamm, der Hahn, die Nägel usw. Was hat dieser Hahn mit einem Symbol zu tun? Er stellt die Verleugnung Petri dar. Eine glatte Allegorie. Ja, wenn wir es nicht mit dem mittelalterlichen Menschen zu tun hätten, dessen sinnliche Phantasie vom Bilde ausgeht. Im Jubeljahr 1500, als Tausende von Pilgern vor der Lateransbasilika auf die Eröffnung der goldenen Pforte warteten, stand auf dem Platz vor der Kirche eine Säule und darauf ein erzener Hahn. Die Säule mußte weggeschafft werden, weil die Menge den Hahn zertrümmern wollte, denn sie behauptete, das sei eben derselbe Hahn, der bei der Verleugnung gekräht habe. Nun, das hat mit Allegorie nichts mehr zu tun. Der sinnlichen Phantasie wird das Bild so sehr zum Bild, daß es die ungreifbare Ausweitung zu irgend einer Deutung ablehnt, und doch nicht in der Art ablehnt, daß das Fragwürdige daran wegfiele. Im Rombüchlein desselben Jahres erzählt ein Pilger von den Merkwürdigkeiten, die er in Rom gesehen hat: „Im Altar ist das Seil, womit Christus an das Kreuz gebunden war, ehe er an das Kreuz genagelt wurde. Auch ist dort ein Stück von dem Rocke unseres Herrn, ein Schleier unserer lieben Frau, etwas von dem Schwamm, mittels dessen Christus am Kreuze mit Essig und Galle getränkt wurde, zwölf Dornen von der Dornenkrone, womit Christus gekrönt war . .“ usw. „Dabei ist auch ein großes Stück von dem Kreuz

des Schächers, der zur Rechten hing, als Christus, unser Herr, gekreuzigt wurde; es liegt im Fenster über dem Schwibbogen, so daß man es gut sehen kann . . ." usw. Was heißt dies Stück Holz, das da am Fenster liegt, so daß man es gut sehen kann? Was kann man daran mehr sehen als eben ein Stück Holz? Es ist, als ob der Mensch neben seinen Augen oder hinter seinen Augen einen anderen Sinn gehabt hätte, der uns verloren gegangen ist oder nur recht kümmerlich als Faible für Raritäten lebt: Ein Sinn, der ein Ding gleichsam durch und durch schaut und seine fernsten Inhalte wahrnimmt wie ein Hellseher und ein Ding wertet allein nach der Intensität seiner Beziehung zu Gott.

Wir wollten hier zeigen, wie eine Allegorie zum Symbol wird und wie es möglich ist, daß ein Bild beide in sich beschließen kann. Es soll nun kurz der Weg angedeutet werden, auf dem ein Symbol wieder zur Allegorie wird. Wir sagten vorhin, daß ein Ding allein nach der Intensität seiner Beziehung zu Gott gewertet wird. Wie aber, wenn dieser Gott stürbe und das zentralistische System zerfiele? Die Dinge verlören mit dieser Relation ihren Wert. Ihr Schicksal hätte keinen Sinn mehr. Die ganze Welt der Symbole am Ausgang des Mittelalters zeigt deutlich das morsch gewordene System, die zentrifugalen Kräfte beginnen die zentripetalen zu überwinden: jedes Symbol verliert seinen eigentlichen Sinn als Symbol und wird zum Spiel des Zufalls und der Willkür. Die leichte anmutige Kunst der Spätgotik, mit ihrem rokokoleichten Spiel der tausend Schnörkel und Fialen weist darauf hin, was hier vorgegangen ist: das Spiel ist Selbstzweck geworden, der große Zweck ist verloren gegangen. Diesem Spiel fehlt das wichtigste zum Spiel: die Unschuld. Noch spürt man es, daß jedes Ding einen Sinn haben muß, aber man hat vergessen welchen und auch, daß er tief war. Nun kann man jedem Ding einen kleinen Sinn unterlegen und jedem Sinn ein kleines Bild anhängen. Der eine Riesengott, dessen göttliche Sprache man nicht mehr versteht, wird zu einer privaten Zuflucht, und man verlangt von ihm, daß er . . . menschlich sprechen solle.

Freilich, jetzt erst kann das Einzelschicksal einen Eigenwert, einen Wert von sich aus erlangen. In der Kunstgeschichte beginnen jetzt erst Namen einen Sinn zu bekommen. Aber daß das Einzelschicksal nicht vom Sinn des Ganzen diktiert wird, seine Relation zum Ganzen vielleicht nur vom Genius geschaut wird, das macht unser eigenstes Schicksal aus, fremd und fern. In dem Dunkel gotischer Kathedralen ahnen wir manchmal, daß es früher so etwas gab wie eine Hierarchie des Weltalls.

# Immanuel Kant

## Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages am 22. April 1924

von Alfred Pomarius

Das geistige Leben ist Bewegung im weitesten Sinne genommen. In dieser Bewegung die zusammenfassende Synthese, der Zielpunkt, in dem sich die Wellen der geistigen Einzelbewegungen eines Zeitalters gewissermaßen zu einem ruhenden Pol zusammensetzen, ist die Philosophie. Es liegt also in ihrem Wesen als geistige Erscheinung eine notwendige Antinomie. Als Zielpunkt einer Bewegung ist sie Ruhe: philosophisches System; als Teilgebiet der Geistigen überhaupt, kann sie nicht in der Ruhe verharren, d. h. sie ist gleichzeitig Prinzip der Überwindung jedes Systems. Um im Bilde zu bleiben ist also jeder philosophische Gedankenbau eigentlich vergleichbar einem Knotenpunkt, der die Wellen des Geistigen sammelt um sie zu neuem Auseinanderstreben wieder aus sich zu entlassen.

Daraus ergibt sich, daß eine Philosophie in erster Linie Abschluß einer Entwickelungsperiode ist; indem die philosophische Synthese selbst aber schöpferische Gestaltung ist, kann sie eine so völlige Umprägung der philosophischen Geisteslage bedeuten, daß sie gleichzeitig Beginn einer neuen Entwickelungsrichtung wird.

Von diesem Gesichtspunkte aus will die Bedeutung der kantischen Philosophie gewertet werden. In einem Problemkreis, der allerdings den Angelpunkt der ganzen neuzeitlichen Philosophie bezeichnet, legt Kant den Schlußstein zu einer Enwickelung von anderthalb Jahrhunderten und bringt dies Problem vorläufig zur Ruhe; diese Lösung birgt aber einen Standpunkt von solcher Tragweite, daß zwei Jahrhunderte noch nicht ausgereicht haben, ihn wirklich zu verarbeiten und voll ausreifen zu lassen.

Das Geistesleben der Neuzeit hat eine Errungenschaft aufzuweisen, die die neuzeitliche Philosophie in ihrer Methodik und in ihren Problemstellungen grundlegend beeinflußt hat: die Schaffung der exakten Wissenschaft. Sie ist auch für Kants Denken Schicksalsbestimmung gewesen und zwar dadurch, daß sie ihm, wie der Philosophie seit Bacon und Descartes überhaupt, das Ideal der Erkenntnis verkörperte. Diese Erscheinung, die an die Wurzeln der ganzen rationalistischen Geisteseinstellung des 17. und 18. Jahrhunderts rührt, erklärt sich durch die ungeahnten praktischen Erfolge, die die exakte Wissenschaft durch ihre Methoden errungen hatte. Während aber für die vorkantische Philosophie die Formel „Erkenntnis gleich exakter Wissenschaft" zum Danaidenfaß wurde, in dem ihre geistigen Kräfte keinen Grund fanden, stellt Kant die Selbstbesinnung

der Vernunft in diesem Punkte dar, indem er die Grenzen und den Geltungsbereich der Erkenntnisweise der exakten Wissenschaft feststellte, und ihre Möglichkeit erkenntnistheoretisch rechtfertigte. In diesem Sinne trägt seine Philosophie den Namen der Kritischen. Da ihn seine geistige Redlichkeit zwang, sein und seiner Zeit Erkenntnisideal in sehr enge Grenzen einzuschließen, wurden alle philosophischen Fragen, die aus diesen Grenzen herausfielen — und das waren gerade die Hauptfragen der Philosophie — auf eine Erkenntnismöglichkeit zweiten Ranges verwiesen; damit war eine Geisteslage geschaffen, die voll dialektischer Spannung nach einem Ausgleich dieser Unstimmigkeit strebte.

Die Aufgabe, die die Tatsache der exakten Wissenschaft aller Philosophie stellt, ist die, diese Tatsache zu begreifen als das Zusammentreffen in der Wirklichkeit zweier ganz heterogener Elemente und zwar der induktiven durch das Experiment vertretener Erfahrung und der deduktiven, in der mathematischen Theorie am ausgeprägtesten gegebenen, Ableitung aus dem reinen Denken. Diese Aufgabe hatte die vorkantische Philosophie nicht richtig zu verstehen und daher nicht zu lösen vermocht.

Ihrer ganzen Methodik lag die als selbstverständlich empfundene Voraussetzung zu Grunde, daß die Erkenntnis (im Sinne der Formel „Erkenntnis gleich exakter Wissenschaft") auf das sogenannte wahre Wesen der Dinge gerichtet sei, womit nichts anderes als ein von der erkennenden Vernunft substantiell verschiedenes Sein gemeint war. Das wahre Wesen der Dinge konnte aber nur eines sein, konnte also in seiner Reinheit auch nur einzigartig vermittelt werden. So setzte daher die vorkantische Philosophie abwechselnd das eine der beiden in der exakten Wissenschaft wirksamen Erkenntniselemente, also entweder die Wahrnehmung oder das Denken als das Prinzip der gesamten Erkenntnis an, um dann das andere daraus herzuleiten. Dieses Beginnen erwies sich aber als undurchführbar. Denn setzte man mit dem Empirismus und Sensualismus als Prinzip der Erkenntnis die Wahrnehmung an, so verlor man den Begriff der Naturgesetzlichkeit, weil aus Wahrnehmung allein keine Allgemeingültigkeit stammen konnte; setzte man mit dem dogmatischen Rationalismus das Wesen des Erkennens in das Denken, so verlor man den Zusammenhang mit der empirischen Wirklichkeit, weil sich aus dem Denken allein nie die sinnliche Existens des Gedachten herleiten ließ.

Den Ausweg aus diesem Dilemma eröffnet nun Kant durch seine berühmte kopernikanische Umkehrung des bisherigen Erkenntnisstandpunktes. Während dieser auf dem immanenten Schluß ruhte: „weil Erkenntnis auf das wahre Wesen der Dinge geht so ist das rechtmäßige Erkenntnisprinzip nur eines, entweder Sinnlichkeit oder Verstand, so schloß nun Kant

umgekehrt „weil sowohl Sinnlichkeit als Verstand unentbehrliche Erkenntnisprinzipe sind, so gibt es gar keine Erkenntnis des wahren Wesens der Dinge, sondern nur ihres Wesens als Erscheinung, d. h. insofern sie notwendig den Stempel der Auffassungsweise der erkennenden Vernunft an sich tragen".

Die Wirkungen dieser Umkehrung kann man sich einigermaßen anschaulich machen an dem oft gebrauchten Beispiel von der roten Brille. Wenn jemand eine rote Brille trägt und nun die Dinge selbst für rot hielte, weil er sie alle rot sieht, so stünde er auf dem Standpunkte, den die vorkantische Philosophie in Bezug auf die großen allgemeinen Erkenntnisgesichtspunkte, denen alle Dinge unterliegen, einnimmt. Gerade wie nun jener Brillenträger richtiger Weise die allgemeine rote Färbung, gerade weil sie allgemein auftritt, als in dem Wesen seiner Sehwerkzeuge begründet erkennen muß, so hat die erkennende Vernunft alle allgemeinen Eigenschaftsgruppen, die sie in den Dingen antrifft, als veranlaßt durch die Konstitution ihrer eigenen Erkenntniswerkzeuge aufzufassen. Solche allgemeine Eigenschaftsgruppen der Dinge sind zunächst Räumlichkeit und Zeitlichkeit, also gehören sie nicht den Dingen wesentlich an, sondern wurzeln in einem Erkenntnisvermögen der Vernunft, aus dem sie in die Dinge überließen, weil sie die Bedingungen darstellen, unter denen überhaupt ein Ding in den Gesichtskreis der Vernunft eintreten kann; dies Erkenntnisvermögen ist die Anschauung. Daher der erste erkenntnistheoretische Fundamentalsatz: Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis ist nur das, was in der Anschauung gegeben ist. Ebenfalls durchgängig ist die Eigenschaft aller Dinge, an gewissen ganz allgemeinen Begriffen teilzuhaben, wie Einheit, Vielheit, Beziehung, Ursache, Wirkung, also leiten auch diese sich nicht aus dem Wesen der Dinge her, sondern aus einem weiteren Erkenntnisvermögen der Vernunft, indem sie die Bedingungen darstellen, unter denen überhaupt ein Gegenstand gedacht werden kann; dieses Erkenntnisvermögen ist der Verstand. Jene begrifflichen Urfunktionen, die als die Formen alles Denkens tief im Wesen unserer Vernunftorganisation wurzeln, nennt Kant Kategorien oder Stammesbegriffe der Vernunft: durch sie wird der Verstand zum Prinzip aller begrifflichen Gesetzlichkeit. Daher der zweite erkenntnistheoretische Fundamentalsatz: zur wissenschaftlichen Erfahrung wird das Angeschaute erst, indem es der Verstand durch seine Kategorien denkt; andererseits hört die wissenschaftliche Erkenntnis in dem Augenblicke auf, wo die Kategorialfunktionen auf nichtanschauliche Dinge und Verhältnisse angewendet werden.

In diesen Sätzen ist sowohl die Theorie der exakten Erkenntnis geleistet als auch ihr Geltungsbereich festgestellt, und damit Kants Ausgangsproblem gelöst.

Die Einzelausführung, die in der „Kritik der reinen Vernunft“ niedergelegt ist, enthält eine so umfassende Grundlegung, eine solche Fülle von Scharfsinn und Tiefgründigkeit, daß dieses Buch für alle Zeiten eine der klassischen Taten der Philosophie bleiben wird, würdig, das theoretische Hauptproblem des 17. und 18. Jahrhunderts epochemachend abzuschließen.

Damit aber war Kant noch nicht am Ende seiner Aufgabe. Wenn man darauf achtet, wie die Formung der Dinge durch Anschauung und Kategorien aus dem unbewußten Schoß unseres erkennenden Wesens herausquillt, so offenbart sich, daß Kant den Begriff der Vernunft, der er diese Formung zuschreibt, im weiten Sinne des Inbegriffes der ganzen menschlichen Natur nimmt, soferne sie sich im Urgegensatze Subjekt-Objekt auslebt. Daraus ergibt sich, daß die wissenschaftliche Erkenntnis nur den einen Endpunkt der Vernunfttätigkeit bezeichnet, den, wo sie sich am reinsten erkennend verhält, wo gewissermaßen in der Wechselbeziehung Subjekt-Objekt auf dem letzteren das Schwergewicht liegt. Im umgekehrten Falle ist nun die Vernunft wollend, handelnd, praktisch in Kantischer Ausdrucksweise. In Wirklichkeit tritt nie das eine ganz ohne das andere ein, sondern nur ein Überwiegen nach dieser oder jener Seite; in dieser Hinsicht sind die beiden Gegenpole der Vernunft die exakte wissenschaftliche Erkenntnisweise und der sittliche Wille. Zwischen beiden liegt ein weites Gebiet, in dem sich einerseits die Erkenntnislehre vollendet, und andererseits die Prinzipienlehre der Ethik vorbereitet.

In dieses Gebiet wächst Kants Denken aus der Theorie der exakten Wissenschaftlichkeit von selbst hinein, indem das immanente hier waltende metaphysische Prinzip der Vernunft als freischöpferische gesetzgebende Tätigkeit über diese Erkenntnisweise selbst hinausweist.

In den Horizont der Verstandeserkenntnis eingeschlossen, sieht sich die Vernunft in einen extensiv und intensiv endlosen Wissenschaftsprozeß hineingestellt. In dieser Endlosigkeit liegt gleichzeitig eine Sinnlosigkeit, die dem eben bezeichneten Wesen der Vernunft widerstreitet. Sie kann diese Endlosigkeit nicht faktisch aufheben, aber sie kann, ja sie muß ihrem innersten Wesen nach, ein ideelles Ziel für dieselbe ansetzen, durch das sie gedacht wird als der Erreichung dieses Zieles zustrebend. Sinngebende Begriffe als Regulative für das Erkennen, sind es denen alle Verstandeserkenntnis unterstellt ist. Kant nennt sie Ideen und bezeichnet das Vermögen, das sich in ihnen ausspricht, als Vernunft im engeren Sinne.

Solche Ideen sind z. B. der Begriff der Abschließbarkeit des Wissenschaftsganges, die Welt als Totalität alles Geschehens, die Seele als Subjekt aller inneren Erfahrung, der Begriff eines Urgrundes aller

Dinge und endlich der vielumstrittene Kantische Begriff eines Dinges an sich als Ursache aller Erscheinung.

Indem Kant die Geltung dieser Begriffsklasse in die ideelle logische Sphäre der bloßen Denkbarkeit setzte, vernichtete er alle bisherige Metaphysik. Denn diese bestand eben darin so allgemeine, begriffliche Setzungen, wie sie sich in den Ideen aussprechen, kategorial als das verstandesmäßig faßbare Absolute zu behandeln. Kant wollte auf diesen Trümmern selbst eine neue Metaphysik errichten, die in dem veränderten Charakter des philosophisch Absoluten hätte wurzeln müssen. Er hat nur die großartige Ouverture dazu geschrieben; wir warten noch heute auf das System, das ihren unendlichen Melodienreichtum restlos in Harmonien ordnen könnte.

Die Ideen fallen insoferne schon in das Übergangsgebiet zwischen reiner Erkenntnis und reiner Sittlichkeit, als durch ihren regulativen, normativen Charakter ein Sollen in das Erkennen einfließt, das nicht mehr auf eine rein objektive, sondern auch auf eine subjektive Vernunftgesetzlichkeit hinweist, die sich im sittlichen Wollen rein erfüllt.

Es ist in diesem Rahmen unmöglich zu zeigen, wie Kant auf dem weiten Wege von der Erkenntnistheorie zur Ethik den Begriff der Urteilskraft als weiteres vermittelndes Glied findet, wie ihm in dieses Zwischengebiet die teleologische Naturbetrachtung und die ganze Kunst einfließt — bis er endlich in der Ethik landet, überall geleitet durch seine neue philosophische Methode, die das Wesen alles empirisch feststellbaren Erlebnisses in der Konstruktion der Vernunft selbst aufdeckt. (Kant nennt sie die transzendentale Methode.)

Es liegt tief in der menschlichen Persönlichkeit Kants begründet, daß die Ethik das eigentliche Ziel war, auf das er steuerte, und daß sie unter seinen Händen zu einer strengen Pflichtlehre wurde. Der Grundzug absoluter Sittenstrenge, der seinen Charakter auszeichnete, mußte nach einer Lösung des Problems der Sittlichkeit drängen und er traf sich mit dem metaphysischen Prinzip seiner ganzen Philosophie: Vernunft als freie Gesetzlichkeit, in dem Begriff der Sittlichkeit als Erfüllung eines moralischen Gebotes lediglich aus Pflicht.

Nach der transzendentalen Methode liegt das Prinzipielle sowohl der sittlichen Gesetzgebung, als auch der Erfüllung derselben, in der Vernunft. In ersterer Hinsicht heißt dies: daß ein Gebot als moralisch empfunden werden kann, rührt daher, daß es bewußt oder unbewußt einem Vernunftsgesichtspunkt untersteht, der ihm als formales Prinzip aller sittlichen Gesetzgebung die moralische Geltung verleiht. Dies in Worte gefaßte Prinzip alles sittlichen Sollens ist Kants berühmter kate-

gorischer Imperativ: „Handle nur nach derjenigen Maxime, nach der du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde."

Das Prinzip der Erfüllung dieses Imperativs ist die Freiheit des Willens.

Im Problem der Freiheit erfüllt sich das metaphysische Schicksal der Kantischen Philosophie. Freiheit ist eine bloße Idee, indem sie dem Soll des kategorischen Imperativs gegenüber den Anspruch eines Könnens ausspricht, das sich theoretisch nie rechtfertigen läßt. Trotzdem ist für Kant die praktische Wirksamkeit des Freiheitsbegriffes in der Sittlichkeit eine so überwältigende, daß er darin einen stärkeren Beweis für die Realität der Freiheit sieht als in der theoretischen Unerkennbarkeit derselben einen Beweis gegen sie. Das bedeutet ein Verschwimmen von realer und idealer Geltung, von kritischem und dogmatischem Gesichtspunkt; wir sind dort angelangt, wo Kants Denken nun selbst Halt sucht im Absoluten. Es war vorauszusehen, daß dieser Augenblick dort eintreten würde, wo die Vernunft, aus dem Banne des Objektiven entlassen, sich auf ihr Wesen als Subjekt besann und damit tiefer in den Urgrund alles Seins tauchte, als das Objekt es ihr jemals ermöglicht hatte. Hier greifen auch die spekulativen Nachfolger Kants ein, nicht bloß die Systeme Fichtes, Schellings und Hegels, sondern auch Schopenhauer.

Die Einseitigkeit der Kantischen formalen Pflichtethik steht außer Frage; und doch war sie nicht bloß eine persönliche, sondern eine weltgeschichtliche Notwendigkeit. In ihr gelangt zunächst der Geist des friederizianischen Preußens, in tieferer Bedeutung aber ein Grundzug des deutschen Wesens überhaupt, zum Ausdruck und höchsten Bewußtsein. Daher die überwältigende Wirkung der Kantischen Ethik auf die Zeitgenossen, die den Eindruck seiner theoretischen Philosophie noch weit übertraf. Während in Kants Erkenntnistheorie seine europäische Bedeutung liegt, ist seine Freiheitslehre als ein Angelpunkt des deutschen Idealismus sein engeres Vermächtnis an den deutschen Geist.

## Wüstenei

Von Oscar Walter Cisek

Baumgesichter starren in der Furchen Leere,
Die wie Aussatz in den Himmel schwillt;
Brücken, ächzend wehverdroßne Schwere,
Wanken: müde Tiere; schleppen mich in graues Licht.
Ich bin nicht der Heiland, der dies Leiden stillt,
Ich bin nicht der Pilger, den der Weg zerbricht.

Hunger schleppen Menschen in den Knochen,
Mein Stammeln ist nicht wahnstarkes Gebet.
An kahlen Ufern sind flehende Arme zerbrochen,
Wie Vogelscheuchen wehend im Sturm, der letzte Öllämpchen hat erdrückt.
Durch die Öde ein fremder Abend geht,
Gebückt und unnahbar entrückt.

Gestalten schleichen durch das Tor der Weite,
Wo nur Verzagen schlürft der Schritte Klang,
Ich bin nicht der Stein, den ihr Tritt erfreute,
Mein Schauen muß, im Dunkel kriechend, stocken,
Zerbröckeln stumm! Vergeßne Vögel krächzen hart und bang,
Und viele Hunde bellen wie geborstne Glocken.

Bald fühlst du die kleine Seele nicht mehr,
Schwarze Stoppelfelder schwemmen fort die Spur
Armer Wünsche. Und kein Wagnis spricht mehr.
Ich bin nicht der Sommer für dies Land,
Ich bin nicht der Same für die matte Flur,
Und mein Herz ist Spröde, Unverstand.

Aber morgen, wer weiß, blüht ein Feuer auf,
Morgen vielleicht stürzen Sterne nieder,
Gießen großes Licht in aller Straßen Lauf,
Wachsen riesig, sprühen hellste Flut:
Brot wird Geist, Verzückung hüllt erwachte Glieder!
Und ich sterbe nicht, ich sterbe nicht! Bin Gottes Blut.

## Amen

Von Max Werner Lenz

Wenn unsre Liebe so still geworden
Wie eine Kerze im dunkeln Raum,
Dann gehen wir schweigend durch jeden Traum,
Und sitzen verstummt an des Lebens Borden.
Und unsre Blicke gehn ohne Leiden,
Wie lächelnde Kinder einander zu,
Und wir vergehn in die ewige Ruh,
Und wie ein Kleid fällt die Welt von uns beiden.

# Der „existierende Denker" Sören Kierkegaard.

Von Konrad Nußbächer.

Worin liegt das Aufregende, Aufreizende, Wachrüttelnde dieses dänischen Philosophen? Was macht, daß er heute, siebzig Jahre nach seinem Tod, lebendiger ist, als je, daß er die Schaufenster der deutschen Buchhandlungen füllt, in philosophischen Seminaren behandelt wird, die man der großen Teilnehmerzahl wegen ins Auditorium maximum verlegen muß, daß Jünglinge und Mädchen sich leidenschaftlich durch die schwierigen Sätze dieses Schülers und Überwinders Hegels hindurchmühen? Ist es bloß Modeströmung? Warum tritt sie gerade jetzt auf? Oder wittern die jungen Seelen hinter der rätselhaften Erscheinung eine Kraft, die gerade unserer Zeit not tut, spüren sie hinter seinen Sätzen jenes magische Fluidum, das von einem geborenen Führer auf eine hilflose, ratlose Masse übergeht? Aber der Führer winkt ab; er bedauert: er könne nicht helfen. Er könne nicht sagen: solle man hierhin oder dorthin gehen. Das müsse jeder Einzelne mit sich ausmachen. Dies sei seine ganze Weisheit. Er lächelt etwas wehmütig, empfiehlt sich und geht seiner Wege. Aber dieser banale Vorgang hat eine ungeahnte Wirkung. Warum war diese Masse rat- und hilflos? Weil sie eine Masse war. Weil jeder auf den andern blickte, und gleichzeitig dem anderen einen guten Rat gab. Nun sagt derjenige, auf den alle blickten, weil sein Auge kühn und wissend, sein Arm sicher und fest ist: ich kann leider nicht Bestimmtes sagen; ich für mein Teil tue dies und das, wage dafür aber mein Leben; überlege sichs jeder! — Da weiß nun auf einmal jeder, wie er dran ist. Sieht, daß er sich auf niemand verlassen kann, als sich selbst. Erblickt die Abgründe, die ihn umgeben: Schätzt seine Kräfte: ob er die nötige Lungenkraft, Gelenkigkeit, Schwindelfreiheit hat. Und hoch oben, auf schmalem Grat, wählt er. Und plötzlich fühlt er ungeahnte Kräfte. Nun, wo er weiß, daß es um alles geht, wird er kühn und sicher und sein Auge bekommt den merkwürdigen Glanz. Und ob er sich nun durchschlägt oder nicht: auf jeden Fall war es besser und schöner, als in dumpfer Furcht oder blinder Ahnungslosigkeit dahinzutappen. Und wohin immer sein Weg ihn führte, vielleicht weit weg von dem Gipfel, wohin jener Führer strebte: so ruft er ihm über Schluchten und Abgründe hinweg aus heißer Seele seinen Dank zu, ihm der ihn lehrte, ein Einzelner zu sein, der ihm die Größe und Gefahr des Daseins offenbarte und ihn auf die Spitze der Wahl stellte: ihm, dem existierenden Denker Sören Kierkegaard.

Der Begriff des „existierenden Denkers" ist von Kierkegaard ganz

klar und logisch scharf herausgearbeitet worden. Er enthüllt eine gewollte und gewaltsame Verbindung der beiden Begriffe „Denken" und „Sein", die als etwas fundamental Verschiedenes erkannt werden. Das war auch schon vor Kierkegaard geschehen. Descartes mit seiner Unterscheidung von „denkender und ausgedehnter Substanz," Kant mit seinem Dualismus von Natur und Freiheit, vor allem aber Schopenhauer mit seiner Welt als Wille und als Vorstellung haben die gleiche Sachlage zum Ausdruck gebracht. Aber unter welche neue Perspektive rückt sie durch Kierkegaard! Descartes, Kant, Schopenhauer waren kontemplative Menschen, deren reiches und fruchtbares Leben ganz in der Konstruktion ihrer kühnen Gebäude aufging; ihre Biographie ist nebensächlich und interessiert nur den Liebhaber. Kierkegaard aber war einer der aktivsten Menschen, die jemals gelebt haben — freilich ein Aktiver, der mit einem unheimlichen Verstand, mit einer unermüdlichen Reflexion ausgestattet war, so daß er alles, was er lebte und tat, zugleich dialektisch zergliedern, auf einen logischen Ausdruck bringen mußte. Sein Leben ist mindestens ebenso wichtig wie seine Schriften, vielmehr beide sind gar nicht voneinander zu trennen, bedingen sich gegenseitig. Das „Sein" und das „Denken" sind bei ihm gleich starke Hälften seines Wesens — wie mußte er die Kluft, die zwischen diesem gähnte, das paradoxe Verhältnis zwischen ihnen ganz anderes brennend und qualvoll empfinden! Worin besteht nun dieses Paradox? Es besteht darin, daß wir durch das Denken an ewigen, unwandelbaren, zeitlos-gültigen Ideen teil haben und gleichzeitig ein vergängliches, wandelbares, merkwürdig-zufälliges Stückchen Materie sind; daß wir durch das Denken im Allgemeinen und Unendlichen uns bewegen, durch unser Sein aber an ganz besondere, beschränkte, endliche Verhältnisse gebunden sind; daß — und dies ist das Entscheidende! — wir durch das bloße Denken uns in der Unwirklichkeit bewegen, in Abstraktionen, Möglichkeiten (mögen sie noch so groß und wunderbar sein), und darüber zu Schatten herabsinken, wenn wir sie nicht in Existenz umsetzen können. Solcher Schattengestalten gibt es unter den Philosophen viele — heute, wie zu Kierkegaards Zeiten. „Wenn man den Lebenslauf eines solchen Denkers liest," schreibt er, „(seine Schriften sind vielleicht vortrefflich), so gruselts einem zuweilen bei dem Gedanken, was es doch heißt, ein Mensch zu sein. Ein solcher abstrakter Denker ist ein Doppelwesen, ein phantastisches Wesen, das im reinen Sein der Abstraktion lebt, und eine zuweilen traurige Professorengestalt, welche von jenem abstrakten Wesen beiseite gestellt wird, wie man einen Stock wegstellt."

Im Gegensatz hierzu erwächst nun der Typus des existierenden

Denkers, eines Denkers, der sich immerfort bewußt ist, daß er von seiner Existenz nicht loskommen kann, um im reinen Reich der Abstraktion zu schweben, der — vor allem — auch nicht von ihr loskommen *will*. Er muß also „den ungeheuren Widerspruch der Existenz sehenden Auges erleben, darf sich nicht drücken, nicht wie ein zerstreuter Professor zwischen seinen luftigen Abstraktionen auf das harte Reich der Dinge vergessen. Freilich darf er auch nicht in irdischer Befriedigung, in platter Verständigkeit versinken: zu tief brennen in ihm die *Ideen*. So bleibt nichts anderes übrig, als daß er das Unmögliche wagt, das Unmögliche wirklich zu wachen sucht: die Ideen in ein Verhältnis zu seinem besonderen Leben zu bringen. Dieses Streben ist schon an und für sich zur Aussichtslosigkeit verurteilt: etwas Unendliches kann niemals im Endlichen verwirklicht werden, zwischen dem allgemeinen Gedanken und der besondern Ausführung besteht eine ungeheure Differenz — Trotzdem muß es gewagt werden. Einer, der hier scheitert, steht höher als einer, dem es ohne Ideen oder *nur* mit den Ideen gelang: dieser ist, nach Kierkegaard, überhaupt noch gar nicht zum Existieren gekommen, kennt gar nicht des Lebens Tiefe und Widerspruch. Doch aus diesem Widerspruch wird eine Kraft emporgetrieben, eine Kraft so wild, bejahend und stark, daß sie dem Widerspruch, dem Paradox zum Trotz uns vorwärts treibt, ohne daß wir wissen wohin: die *Leidenschaft* „Existieren, wenn man darunter nicht nur so eine Art von Existieren versteht," sagt Kierkegaard „kann man nicht ohne Leidenschaft." Und er fügt eine Parabel hinzu, die seinen Gedanken und gleichzeitig seine Art so vollständig spiegelt, daß ich sie hersetzen will: „Ich habe öfter darüber nachgedacht, wie man einen Menschen in Leidenschaft bringen kann. Wenn man einem Fuhrmann, habe ich gedacht, einen Pegasus und eine Schindmähre zusammen vor den Wagen spannte und sagte: fahre zu! Dem würde es, denke ich, glücken. So steht es mit dem Existieren, wenn man sich dessen bewußt sein soll. Die Ewigkeit ist wie jener beschwingte Renner unendlich geschwind, die Zeitlichkeit eine Schindmähre, und der Existierende ist der Fuhrmann — wenn das Existieren nämlich nicht das ist, was man so Existieren nennt. Denn dann ist der Existierende kein Fuhrmann, sondern ein betrunkener Bauer, der im Wagen liegt und schläft und die Pferde sich selbst überläßt. Das versteht sich, auch er fährt, auch er ist Kutscher, und so gibt es vielleicht manchen, der — auch existiert."

Über das Leben und die Dinge des Lebens nachzudenken, erschien Kierkegaard als eine solch immense Aufgabe, daß — so meinte er — man darüber zu gar nichts anderem komme. Alle Probleme der Welt und der Natur verschwinden vor diesem Einen ungeheueren Problem.

Welches sind aber die Dinge des Lebens? Kierkegaard führt aufs Geratewohl einige an: z. B. was bedeutet Heiraten? (Er ist nämlich nicht der Ansicht, daß es mit Hochzeitsschmaus und Kinderkriegen erledigt ist.) Oder was bedeutet es, daß ich sterbe und den Gedanken des Todes habe? Oder — die größte Existenzfrage — was bedeutet für mich Gott? — Wir könnten noch andere hinzufügen: was bedeutet die Moral? was bedeutet Stärke der Seele? was bedeutet Schönheit? was Sinnlichkeit? Und all das nicht bloß im allgemeinen — da geht's leicht —, sondern immer für mein besonderes, so und so beschaffenes Leben. Papier und Tinte verleiten so sehr zum narkotischen Vergessen, oder gar zur tönenden Phrase — nicht weniger auch Kanzel und Rednerbühne. Der Schreibende, der Redende, der Predigende soll deshalb immerfort an sich und seine Existenz denken — er braucht dabei kein Wort über sich zu sagen. So gelangt er zur Echtheit und Wahrheit, so gewinnt sein Wort Schwere und Bedeutung, so wird er zum existierenden Denker.

Die Leidenschaft zu leben, tätig zu sein, seine Kräfte zu nützen, Spuren auf dieser Erde zu hinterlassen, war in Kierkegeard so stark, daß nichts — weder schwere Krankheit, noch furchtbare Erfahrungen — sie hemmen konnte: sie steigerten sie im Gegenteil. Die ganze Inbrunst des Ethikers, der weiß, daß dieses Leben uns nur einmal verliehen ist, daß von dem Wuchern mit diesem Pfunde unsere ewige Seligkeit (christlich gesprochen) abhängt, durchglühte ihn mit der Qual eines inneren Brandes. Wer aber meint, er sei ein „unruhiger Geist," ein ewig geschäftiger Macher und Unternehmer um jeden Preis gewesen, mißversteht ihn völlig. Die große Leidenschaft kennzeichnet sich grade durch große unheimliche entschlossene Ruhe. Im Hasten und Tun, im geschäftigen Treiben, aber auch im aufwallenden Affekt zerflattert die große, geschlossene, gesammelte Kraft, die bei der großen Leidenschaft mit der unaufhaltsamen Gewalt eines Gewitters sich offenbart. So hat auch Kierkegaard alle Kräfte seines Lebens Einem Ziel geweiht: der Nachfolge Christi. Und er war ein existierender Denker: er konnte nicht bei dem Gedanken stehen bleiben, nicht in mystischer Versenkung auf alles umher vergessen — nein, die momentane Wirklichkeit, das Kopenhagen von 1840—55 war der Schauplatz; die Menschen, die durch Schicksal mit ihm verbunden waren, vor allem seine Verlobte Regine Ohlsen, die Mitspielenden; eine Fülle Durchschnittsmenschen, die wir heute nur durch Kierkegaard kennen: Witzblattliteraten, dänische Bischöfe und Geistliche, die Steine des Anstoßes in diesem Drama. Und er, der schwermütige kranke Mann, Sören Kierkegaard, der Held. Heute, wo das alles zurückliegt, wo unser Geschlecht so tausenfach Schwereres durchzu-

machen hatte, erscheinen die Anlässe von Kierkegaards Polemik oft lächerlich belanglos. Wenn man die Tagebücher liest, in denen er sich zerquält, ob es gut gewesen, daß er diesen oder jenen Aufsatz habe drucken lassen; wenn er Jahre damit zubringt, seine Verlobte künstlich von sich loszureißen, da er zu der Überzeugung gekommen, er sei für die Ehe nicht geschaffen — so machen wir das kürzer und „offener". Und wenn er schließlich stirbt, verzehrt von der Aufregung, in die ihn seine wütende Polemik mit der dänischen Staatskirche versetzt hatte — mischt sich in die Tragik beinahe ein leiser Anflug von Komik mit hinein. Aber das „Was" ist fast gleichgültig (gerade Kierkegaard lehrt das); alles kommt auf das „Wie" an. Und wenn jeder Mensch mit derselben Intensität, derselben Leidenschaft, derselben ungeheueren Verantwortung und wortlosen Tapferkeit sein Leben lebte, wie Kierkegaard — der „Übermensch" wäre nicht mehr ferne.

Das „Was" ist fast gleichgültig — es ist fast gleichgültig, welches der Inhalt der Ideen ist, nach denen wir leben. Einige Ideen aber gibt es, die in jedem Menschenhirn, sei es auch nur als flüchtiger Gedanke, auftauchen, Ideen, so unausrottbar, notwendig, unabweisbar, daß selbst die verhärtetsten Gehirne sich mit ihnen abquälen (gewöhnlich unter der Maske des Spottes): ich meine die Ideen von Gott und der Unsterblichkeit. Kierkegaard ist der schärfste Verstand des 19. Jahrhunderts gewesen. Ihm konnte es nicht verborgen sein, welche ungeheuren Schwierigkeiten sich der Annahme eines Gottes entgegenstellen. Er hat mit absoluter Klarheit ausgesprochen, daß objektiv die Gegenwart eines Gottes ein für allemal zweifelhaft bleibt. Also ist es ein Phantom, eine Schimäre? Eine von den vielen müßigen Blasen, die das Menschenhirn austreibt? Nun aber kommt der ganze Kierkegaard: Wenn ich bloß theoretisch lebe, kann ich wohl meine Zeit hinbringen mit Beweisen pro und contra; ich aber lebe wirklich; habe Entscheidungen zu fällen, zu wählen, zu tun. Ich kann nicht warten, bis die Herren Philosophen fertig sind mit ihren Überlegungen; denn höchst wahrscheinlich sterbe ich vorher. Also muß ich mit dieser Idee Gottes, die in meinem Kopf drinnen steckt, auf andere Weise fertig werden. Mein Verstand ist dazu ein schlechtes Werkzeug. Ist er mit genügenden Kräften begabt, so sieht er das auch ein und sagt mit Sokrates und Kant: „Ich weiß, daß ich nichts weiß." Hier aber handelt es sich um etwas anderes. Hier handelt es sich darum, ob ich mein Leben von einer Kraft durchleuchten lassen will, die es mit einer höheren Bedeutung durchglüht; ob ich dem verfliegenden Wechsel meiner Tage eine Einheit aufzwingen will und die Richtung eines großen Zieles. Für diesen gewaltigen Drang in uns, brauchen wir — sinnliche Wesen, wie

wir einmal sind — eine Personifizierung, und so errichten wir ein Standbild über uns — groß, gewaltig, unfaßbar — und nennen es „Gott." Ob dieselbe Kraft durch den Weltenraum wirkt, mit den Sonnenstrahlen uns belebt, in dem Trieb der Pflanze, dem Odem der Tiere und Menschen gegenwärtig ist — werden wir niemals erfahren. Das ist das Mysterium magnum des Daseins, über dem Jahrtausende grübeln, Welten werden und vergehen. Für uns kurzlebige Geschöpfe ist die Maxime Iwan Karamasoffs zu empfehlen: „Was nun mich dabei anbetrifft, so habe ich schon vor langer Zeit beschlossen, nicht mehr darüber nachzudenken, ob der Mensch Gott oder Gott den Menschen geschaffen hat." Für uns existierende Wesen fragt es sich: wollen wir mit der ganzen Kraft unserer Leidenschaft mit Gott leben (so Kierkegaard); oder mit Leidenschaft gegen Gott (so Nietzsche.) Tun wir weder das eine noch das andere, so zerrinnt uns das Leben unter den Händen und wir versinken in kleinlicher Borniertheit oder lösen uns auf in phantastische Schemen.

Die Leidenschaft — sie bleibt das A und O der kierkegaardischen Weltanschauung. Nicht eine Leidenschaft des aufgeregten Tuns, sondern eine Leidenschaft der Innerlichkeit. Der Widerspruch der Existenz, der schmerzliche Dualismus von Zeitlichem und Ewigem in uns, kann getragen werden nur bei schweigender, einsamer Innerlichkeit. Jeder Mensch steht für sich allein! Jeder muß für sich das Problem lösen, dieses Zeitliche und Ewige in Einklang zu bringen. Niemand kann helfen — nur indirekt als Beispiel. So wollte es auch Kierkegaard. Sein Leben und Werk besitzt deshalb den ungeheuersten Wert für alle die, die weder das Denken mit seinen Ideen, noch das Leben vergessen oder negieren, sondern beide trotz der Schwierigkeit vereinen wollen in leidenschaftlich gespannter Innerlichkeit.

## Die intellektuellen Produktivkräfte

von Walter Lörch

Die Leistungsfähigkeit eines Volkes hängt ab von seinen physischen, intellektuellen und sittlichen Kräften, über die es durch Veranlagung und Erziehung verfügt. Diese drei Kräfte stehen natürlich miteinander in Wechselbeziehungen. Eine reine Trennung ist theoretisch. Die intellektuelle und physische Leistungsfähigkeit sind besonders von den sittlichen Eigenschaften abhängig. Ein Volk kann physisch noch so gesund, geistig noch so gut veranlagt sein, wenn es nicht die sittlichen Haupteigenschaften wie Fleiß, Ausdauer, Pflicht und Ehrgefühl, Ordnungs- und Sparsinn

und Freude an der Arbeit besitzt, wird es die höchste Kulturstufe niemals erreichen können. Das ist eine feststehende Tatsache. Eine andre Tatsache hat sich aber erst im Laufe der geschichtlichen Entwicklung vollzogen: der Wirkungsgrad der Arbeit eines Volkes wird in der Gegenwart nicht nur national, sondern international verspürt und bewertet; außerdem tritt auf höherer Kulturstufe die physische Leistungsfähigkeit in ihrer Bedeutung hinter der intellektuellen zurück.

Es erscheint der Mühe wert, die geistigen Produktivkräfte in ihre Faktoren zu zerlegen. Es ergeben sich daraus für uns Deutsche praktische Forderungen, deren Erfüllung für die Weiterentwicklung unserer Arbeitskultur, unserer Gesamtkultur, wichtig ist.

Wir legen unseren Ausführungen die Analyse des verstorbenen Altmeisters der Nationalökonomie Prof. Conrad zu Grunde und unterscheiden mit ihm in der Hauptsache vier intellektuelle Leistungsfaktoren:

Gedächtnis, Fassungsgabe, Formgewandtheit und Kombinations- und Konzentrationsgabe.

Im Gedächtnis sammelt sich unsere Lebenserfahrung und unser Wissen an. Für die geistige Produktivität ist ein gutes Gedächtnis wohl ein wertvolles Hilfsmittel, ohne aber die Leistungsfähigkeit selbst grundlegend zu beeinflussen. Kant und Helmholtz z. B. verfügten über ein sehr mangelhaftes Gedächtnis, während Angehörige primitiver Völkerschaften häufig erstaunlich viel im Kopf behalten können.

Im allgemeinen haben Frauen ein besseres Gedächtnis als Männer, Romanen und Slaven ein besseres als Germanen.

Dieses Überlegenheitsverhältnis besteht auch bei der Auffassungsgabe, bei der Gabe, einen Eindruck schnell durch den Intellekt zu verwerten. Wie schnell ist gewöhnlich die Frau „Herrin der Situation." Wie lange braucht hingegen der Mann, um sich in einer Lage zurechtzufinden oder sich etwas zurechtzulegen. Bei den Völkern denke man an den guten Ruf italienischer und spanischer Fechter, französischer Flieger. Da die Fassungsgabe in der Diplomatie eine wichtige Rolle spielt, zeigt sich auch, daß meist romanische und slavische Diplomaten denen germanischer Rasse überlegen sind, wenn die Sachlage schnelle Entschlüsse erforderlich macht.

Beruflich betrachtet, spielt die rasche Entschlußkraft beim Kaufmann eine größere Rolle als beim Industriellen oder Landwirt.

Neben Gedächtnis- und Fassungsgabe geht im Durchschnitt auch die natürliche Formgewandtheit den Männern mehr ab als den Frauen, den Germanen mehr als den Romanen und Slaven. Hier ist der Unterschied wohl am stärksten. Die Sicherheit des Auftretens, ein gewandter

und gefälliger, vor allem mündlicher Gedankenausdruck sind besonders dem Romanen von Natur eigen. Dieser, als auch der Slave, hat jederzeit sein Wissen präsent und weiß es geschickt zu verwerten. Sie „stellen etwas vor." Daher kann man bei oberflächlicher Betrachtung, bei dem ersten Eindruck, sehr leicht mehr in sie hineinlegen als ihr tatsächlicher geistiger Gehalt beträgt. Diese Überschätzung kommt ja übrigens auch bei unseren eigenen Rasseangehörigen vor, die es verstehen, ihr Wissen momentan und formvollendet wiederzugeben.

Im Durchschnitt ist leider dem Germanen die natürlichen Formgewandtheit, namentlich des sicheren Auftretens und der Rede, versagt. Auch das natürliche gesellige Talent. Er bedarf in der Regel der Anregung durch den Alkohol, um in Stimmung zu kommen. Bei seinem gesellschaftlichen Auftreten fehlt ihm meist der natürliche Chique und oft auch — der Schliff.

Amerikaner und Engländer setzen sich über ihren Mangel an formaler Gewandtheit durch Rücksichtslosigkeit hinweg. Mit Einschränkungen. Z. B.: Im Verkehr zwischen Vorgesetzten und Untergebenen lieben diese beiden Völker einen durchaus gesellschaftsfähigen Ton. Gerade darin ist der Deutsche häufig sehr rückständig.

Während bei den bisher besprochenen intellektuellen Faktoren die Frauen den Männern, Romanen und Slaven den Germanen gegenüber durchschnittlich günstiger gestellt sind, trifft dies bei der Kombinations- und Konzentrationsgabe nicht zu. Die Fähigkeit, sich in eine Aufgabe nachhaltig zu vertiefen, problematische Denk- und Forschungsarbeit zu leisten, besitzen vor allem die Männer, die Frauen nur ausnahmsweise. Auch ist diese Gabe wohl am stärksten bei den germanischen Völkern zu finden. Auf ihr beruht die philosophische Spekulation. Ihr sind die Erfindungen und ihre Verwertung zuzuschreiben, das Gebiet auf dem — neben der Philosophie — die germanischen Völker die bedeutsamsten Leistungen aufzuweisen haben. Es ist bestimmt eine Folge der natürlichen Rassenveranlagung, daß das deutsche Volk die Führung in der chemischen Industrie innehat, einer Industrie, die sich vorwiegend auf wissenschaftlicher Denk- und Forschungsarbeit aufbaut. Da die Konzentrations- und Kombinationsgabe auf unserer Kulturstufe den Hauptpfeiler unseres gesamten technischen nnd wirtschaftlichen Fortschrittes darstellt, ist sie zweifellos der wichtigste, intellektuelle Produktionsfaktor, der um so mehr zur wirtschaftlichen Wirkung kommt, wenn er durch ein gutes Organisationstalent gestützt wird, wie wir es vor allem bei den Engländern finden.

Die Wissenschaft hat, wie wir sahen, festgestellt, daß die Männer

den Frauen, die Germanen andern Rassen gegenüber in Bezug auf Gedächtnis, Fassungsgabe und Formgewandtheit durchschnittlich von der Natur benachteiligt wurden. Wenn nun wir Germanen, insbesondere wir Deutsche, den höchsten intellektuellen Wirkungsgrad erreichen wollen, müssen wir uns durch Erziehung aneignen, was uns durch Mangel an Veranlagung abgeht. Das heißt, unsere germanischen, unsere deutschen Schulen, haben Erziehungsaufgaben der individuellen Rassenveranlagung. So wäre es schon vom arbeitskulturellen Standpunkte aus verfehlt, etwa in deutschen Schulen schematisch den Lehrplan einer romanischen oder slavischen Volkes nachzuahmen, eben, weil wir von Natur aus ganz andere Erziehungsbedürfnisse haben. Der deutsche Unterricht ist bereits stark auf die Förderung des Gedächtnisses eingestellt. Wohl zu stark. Eine starke Betonung muß auch die Schulung des Auffassungsvermögens erfahren.

Am schlechtesten steht es in der deutschen Schule bisher mit der Erziehung zur Formgewandtheit. Darin wird so gut wie garnichts getan. Man beurteilt nun einmal gewöhnlich den Menschen nach seinem formalen Auftreten. Von diesem hängt häufig der Erfolg oder Mißerfolg namentlich im sozialen Leben ab. Die unglaubliche Nachlässigkeit, die in der Schule und auch in Familien, bei denen man sie gar nicht für möglich halten sollte, in Bezug auf die formale Erziehung herrscht, muß endlich verschwinden. Hier müssen aber die Lehrer und Erzieher zunächst einmal bei sich selbst anfangen. Oder ist der Durchschnittstypus des deutschen Lehrers etwa der mit sicherem gewandtem Auftreten und formvollendetem Vortrag? Nicht einmal bei den Hochschulen kann man diese Frage bejahen. Dort vielleicht am wenigsten. Der Universitätsprofessor „liest" ja, zur freien Rede hat er es im allgemeinen nicht gebracht. Vielleicht fürchtet er, daß unter einem freien, flüssigen Vortrag die Wissenschaftlichkeit leiden könnte. Die paar Lektoren der Vortragskunst an den Hochschulen können das nicht nachholen, was ihre anderen Kollegen in der bisherigen Erziehung der Schüler versäumt haben. Wir sollten unserer Jugend nicht nur die Köpfe mit allerhand Wissenschaften vollpfropfen, sondern ihnen auch das formale Rüstzeug mitgeben für das Auftreten in der Öffentlichkeit, im Beruf, in der Gemeinde, im Staate und für den Staat.

Was für praktische Forderungen stellt die Betrachtung der Kombinations- und Konzentrationsgabe an uns? Zunächst sollten die Frauen nicht solche Berufe ergreifen, wo diese Gabe Haupterfordernis ist, weil sie wegen ihrer mangelnden Veranlagung eine hohe Produktivität nicht erreichen können. Trotz Gymnasialmatura! Bei der Wichtigkeit der

Denk- und Forschungsarbeit für die kulturelle Weiterentwicklung muß diese Arbeit vom Staate und von der Gesellschaft gefördert werden. Von jeher stand ja immer, was den klingenden Lohn angeht, die eigentliche Forschungsarbeit in einem gewissen stillschweigend legalisierten Minderbewertungsverhältnis gegenüber anderer Arbeit, namentlich gegenüber der geschäftlichen Organisationsarbeit. Und gerade die letztere hängt sehr stark von der problematischen Denkarbeit ab, wenn das vielleicht auch weiteren Kreisen noch nicht zum Bewußtsein kommt. Die Träger der organisatorischen Ausbauarbeit, die aus der Forschungsarbeit den materiellen Hauptnutzen ziehen, haben also die Pflicht, die akademische Forschungsarbeit pekuniär zu unterstützen, damit ihre eigene Tätigkeit nicht einen verhängnisvollen Rückschlag erlebt.

Wenn nun bei richtiger Würdigung der einzelnen intellektuellen Faktoren ein Volk sich in seiner Erziehung darauf einstellt, jede einzelene geistige Produktivkraft in ihrer Höchstleistung zu entwickeln, so muß es in emsigem Vorwärtsstreben der Hauptträger unserer Allgemeinkultur werden.

## Gerechtigkeit, meine Herrn, Gerrechtigkeit!

Von Heinrich Horvát

### Für Frau Dora Iraetschkes

In des Säuglings Kehle explodiert ein Schrei,
Der sich weit über vorausgeahnte Grenzen
Hinzieht und als Dauer-Jammermelodei
Fort und fortentwickelt, prunkend in Kadenzen

Einer Atemkunst, die gradezu stupend!
So, daß man sich kaum der Kritik kann enthalten
— Notabene, da kein Anlaß evident —:
„Ein vokaler Mißbrauch scheint hier obzuwalten!"

Doch es wird sich diese Frage offenbar
Auch von einem andern Punkt betrachten lassen,
Und ich schlage vor dies Menschheitsexemplar
Objektiver: als B e k e n n e r aufzufassen,

Der nicht etwa aus banaler Notdurft Zwang,
— Aus Ernährungs — oder auch Verdauungsgründen —
Also handelt: vielmehr aus dem höhern Drang,
Ein Erkanntes überzeugungsstark zu künden!

Was wir an dem Säugling rügten als Defekt
Heischt gerechte Wertung als ein ehrlich Wollen,
Denn als Pessimisten ziemt ihm der Respekt,
Den wir jeder echten Überzeugung zollen!!

## Neue Bücher und Schriften.

**Fr. Teutsch: Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart.** (W. Krafft-Verlag, Hermannstadt 1924), 2. vermehrte Auflage.

**Egon Hajek: Der tolle Bruß und andere Erzählungen aus Siebenbürgen.** (Max Ahnert, Kassel, 1923.) Man unterscheidet Dichter und Schriftsteller. Jene schaffen aus innerer Not und tränken die Blätter mit ihrem Herzblut, diese ersinnen, fabulieren und formen aus irgend einer Absicht heraus. Die Zugehörigkeit zum einen oder andern bedeutet noch kein absolutes Werturteil. Es gibt echte, aber beschränkte, dumpfe und niedrige Dichtertalente; und es gibt hochgezüchtete, reiche und weite Schriftstellernaturen. Nur zwischen den vollkommenen Meistern der beiden Gebiete läßt sich eine Rangordnung treffen: Shakespeare ist größer als Voltaire; Stefan George größer als Thomas Mann. Dies vorausgeschickt.

Egon Hajeks Erzählungen lassen sich charakterisieren: Eine teils gute, teils vorzügliche Schriftstellerleistung mit gelegentlichem dichterischem Einschlag. Sie sind untereinander sehr ungleichwertig. „Fuchshetze" und „Verwehte Spuren" gelangen im Wesentlichen nicht über eine gute Kalendererzählung hinaus; zu wenig Beziehungen zwischen dem Autor und seinen Gestalten sind zu spüren; zu sehr bleiben deshalb diese Gestalten Klisches. Es ist im Einzelnen viel Gutes darin (auch einiges Schwache) — im Ganzen aber bleiben sie Schreibtischarbeit. Viel stärker, geschauter und geträumter ist die teilweise ganz bezaubernde Erzählung „Bergnächte". Die Welt des Butschetsch mit dem Drama der beiden rumänischen Kinder ist durch ein tiefes mitfühlendes Auge gesehen, durch eine zarte und kräftige Hand gestaltet. Ein letzter Klang, ein letzter Duft fehlt aber immer noch den Bildern und Worten — wenn wir sie etwa mit geistig verwandten Erzählungen von Adalbert Stifter zusammenstellen. Unbedingt zuhöchst steht die erste der Erzählungen, die mit Recht dem Buche den Namen gegeben hat: „Der tolle Bruß". Zwar stört auch hier einiges, zwar ist auch sie nicht aus einem Guß: doch gibt es hier Partien, die uns mit der unmittelbaren Gewalt der Dichtung ergreifen. Ich denke an die Gewitterbeschwörung des tollen Lehrers, ich denke an das ungemein rührend und zart gestaltete Verhältnis zwischen ihm und seinem Schüler, dem kleinen Raus. Solche leidend verbogenen und kindlich gläubigen Gestalten, die Grausamkeit der Realität dagegen: das ist das Gebiet des Dichters Hajek . . . ein freilich

sehr begrenztes Gebiet, so daß es wohl bei der Verquickung mit einer hoffentlich immer souveränen Schriftstellerei bleiben wird. — Die Erzählung „Wölfe vornaus" ist ein schwächeres Gegenstück zum „Tollen Bruß". Konrad Nußbächer.

**Karl Bernhard Capesius: Im alten Land.** (W. Krafft, Hermannstadt 1923.)

In diesem sächsischen Kultur- und Charakterbild ist die polare Spannung zwischen Wirklichkeit und Dichtung in einer angestrebten Distanzlosigkeit zum „wirklichen" Leben aufgelöst worden. Statt epischer Inschrift und Sinnschrift der Seinsbestände liegt eine bloße Abschrift additiver Beobachtungen vor, bei der es auf Nebensächliches, auf die zuverlässige Echtheit und Nachprüfbarkeit des Stofflichen anzukommen scheint. Ein von kleinen Verhältnissen schmerzhaft Eingeengter reißt sich gewaltsam zusammen, um im mühseligen, selbstbetrügerischen Wunsch nach Objektivität einen blutlosen Roman der „liebreichen" Rücksicht zu schreiben. Aus einem Bekenntnisroman, den allein Capesius, als ein in Volks- und Familiensentiments verstrickter Häftling dieser Lebensordnung, zu schreiben die innere Nötigung gehabt haben müßte, wurde eine Zusammengetragenheit zuständlichen Vielerleis bei belanglosem Ortswechsel — mit Menschen ohne innere Entwicklung, hinter deren Meinungssagerei die kraftlose liberale Toleranz eines „gerecht denkenden" Versammlungsleiters steht.

Zur Gestaltung eines Zeit- und Volksromanes bedarf es der Freiheit einer starken Seele, gehört ein Standort in notwendigem Abstand zu den Dingen.

Aber hier wird bloß liebreich verfahren, ohne die Ueberzeugungskraft der Liebe; hier ist unterschiedslose Ergebenheit ohne lebendigen Glauben. Denn dieses liebevoll „aufgesparte" Bild ist das Erzeugnis einer Skepsis, die sich selbst nicht ins Antlitz zu sehen wagt, die aus Verdrängungskomplexen lieben möchte und nicht lieben kann.

Die Geneigtheit zum allgemeinen Geltenlassen ist der schwächliche Ausweg des innerlich Unentschiedenen. Es ist ein Roman aus schlechtem Gewissen. Man kann einen Zeitroman des haltlosen Relativismus schreiben, nie aber wird ihn ein Relativist ohne Halt schreiben können. Es kann einer ein episches Kunstwerk des spießigsten Kleinbürgertums schaffen (Flaubert: Madame Bovary), Gottfried Kellers Novellen, Gogol) — nie aber ein zur Hörigkeit an dieses Milieu sich Verschreibender.

Bei dem vollständigen Fehlen der notwendigen seelischen Bereitschaft mußte das Werk auch im Einzelnen mißlingen. Die Gleichförmigkeit des Wissens und der Kenntnisse vernichtet jedes Gefühl für Stufung und Akzentverteilung, für Bildhaftigkeit und Zusammenfassung der Existenz, für richtige Kräftezerlegung und Bewegtheit. Im ganzen Ablauf der Handlung fehlt für mich der organische Aufbau, die Entwicklung; es fehlt die Fähigkeit, Stimmung zu erzeugen, geeignete Wort- und Satzverbindungen zu finden; es fehlt der dichterische Atem, der Herzschlag einer Prosa, der des Werkes poetische Rechtfertigung ist. „Der Roman fordert Gesinnungen und Begebenheiten" (Goethe, Gespräch mit Schiller, Mai 1785) — nicht Meinungen und Zusammenkünfte.

Die Verwendung des Dialektes kann nur in größerer Lebendigkeit und Ausdruckskraft begründet sein, nicht aber als angeklebte volkskundliche Vignette dichterische Geltung beanspruchen; bei Capesius jedoch wird der aus mundartlichem Lebensraum heraufgeholten Redewendung sehr oft erst durch allerhand angehängte Erklärungen in der neuen sprachlichen Umwelt notdürftig heimisch gemacht: „‚Es zieht sich auf', sagte Vater Franz und alle wußten, daß er das Wetter meinte'". (S. 123). Und nun abseits vom Mundartlichen, ein weiteres Beispiel der unablässigen Zerklärung: „‚Gott sei Dank, daß du hier bist", sagte seine Mutter und strich leise, fast verstohlen einmal über sein Haar. Sie war mit Zärtlichkeiten sehr karg". (Das letztere muß in der ganzen Wesensanlage der Mutter spürbar sein, ohne den zerklärenden, nachhelfenden Zusatz.)

Die nichtgestaltete Fibelwisserwelt der Personen, deren redselige Diskussionsbereitheit sich überall — und immer wieder am unmöglichsten Orte breit macht, ist in einer Friedhofszene „aufgespart", wo am stillen Grab der Nächsten Meinungsverschiedenheiten über Abstammungslehre, Affen, Naturgesetz, fortschreitende Entwicklung, Hypothesen, D. Fr. Strauß usw. laut werden. Und zum Schluß: Abmarsch vom Friedhof unter Absingung einer Strophe des Gaudeamus igitur, und zwar so: „Er (Ernstonkel) stand auf, ‚Havete piae animae', sagte er feierlich und bedeckte den Kopf, da die Betglocke verklungen war. Und dann schritt er den Weg hinab, indem er in seinen Bart brummte: Ubi sunt, qui ante nos' . . ."

Das Trostlose ist, daß es für diese Welt und ihre Menschen keine Tragik, keinen letzten seelischen Zusammenbruch und deshalb auch keine Erneuerung gibt. Goethes „Stirb und Werde" bleibt hier ewig unverstanden. Auf der letzten Seite: „Hermann wußte, daß er das Leben auch ohne Hoffnung tragen würde. Aber er würde es tragen, um diesen beiden (den Eltern) nicht Schmerz zu bereiten". Dieser Art sind die großen Beweggründe in dem Roman der liebreichen Rücksicht. Es gibt kein Diktat der Innenmächte, keinen unentrinnbaren Schicksalsspruch, keine Entscheidung, nicht das In-der-Luft-stehen, von dem die alten Weisen sprechen, und worin Overbeck das Zeichen der Berufung zur letzten Einkehr gesehen hat. Der Kompromiß ist die Schraube ohne Ende: Alles geht den gewundenen Gang — ohne Sinn und Ziel — weiter.

In der puren äußeren Greifbarkeit des Wirklichen glaubte Capesius den Zugang zum Wesen des Lebens und in solcher Erfassung die dichteste Form seines Werkes gefunden zu haben. Er hat sich geirrt. Er lese den elften Spruch Laotses im Taoteking; der heißt:

„Dreißig Speichen umgeben die Nabe;
Doch erst die Leere zwischen ihnen macht das Wesen des Rades aus.
Aus Ton formt man Gefäße;
Doch erst die Leere in ihnen macht das Wesen des Gefäßes aus.
Aus Wänden, in die man Fenster und Türen bricht, entsteht das Haus;
Doch erst die Leere innerhalb der Wände macht das Wesen des Hauses aus.
Drum: Das Sichtbare bestimmt das Aussehen, das Nichtsichtbare die Wesenheit."

Herman Roth.

**Helene Burmaz: Roland. Eine romantische Erzählung.** Reissenberger, Mediasch 1924. Ein naives Büchlein. Aber nicht in dem Sinne, wie Schiller das Naive schildert: „. . . bloß von der Natur und dem Instinkt, seinem schützenden Engel geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmackes". Nein, Helene Burmaz war nicht von ihrem schützenden Engel geleitet, als sie „die schwersten Kämpfe des Recken Roland" noch einmal unternahm zu schildern und ihre eigenen Entzückungen, Albträume und Sehnsüchte dazu mischte. Es ist noch kein Argument gegen ein Kunstwerk, daß man in einer Gesellschaft darüber Tränen lacht. Das kann viele Gründe haben und passierte, wie Karoline Schlegel berichtet. auch dem „Lied von der Glocke" das trotzdem ein Kunstwerk bleibt. Doch kann ich leider dem „Roland" kein ähnliches Horoskop stellen. Das „Lied von der Glocke" ist — abgesehen von seiner vollendeten Form — aus einem hohen, exaltierten, flugkräftigen Dichtergeist entsprungen, der hier seiner Sehnsucht nach der beschränkten und einfachen Enge tiefen und innigen Ausdruck verlieh. Aus jeder Zeile ist das zu spüren und nur so überwitzige Literaten wie die Romantiker konnten kaltherzig darüber weglesen. Der Roland aber ist gerade umgekehrt das Produkt eines im Grunde hausbackenen, unreifen und engen Talents, das um jeden Preis zu der freien und stolzen Sinnlichkeit starker Seelen sich erheben

möchte — ach, es bleibt bei dem Wunsch! So entsteht eine bald belustigende, bald unangenehme Diskrepanz zwischen Wollen und Können, zwischen Absicht und Erfüllung. Verlassen von jeder Natur, jedem Instinkt, jedem schützenden Engel, fängt sich diese „romantische Erzählung" totsicher in allen Schlingen des falschen Geschmackes.

Konrad Nußbächer.

**R. N. Coudenhove-Kalergi: Pan-Europa.** (Pan-Europa-Verlag, Wien 1923.) Europa — (dies in konzentrierter Form der Inhalt der vorliegenden Schrift) — hat im letzten Vierteljahrhundert seine unbestrittene Hegemonie verloren. Gegenüber den vier großen Weltreichen der Zukunft: dem britischen, dem russischen, dem amerikanischen und dem ostasiatischen kann Europa sich nur mehr behaupten durch Zusammenschluß; mit der europäischen Kleinstaaterei also muß ein Ende gemacht werden. Coudenhove vertritt den „kleineuropäischen Gedanken". Pan-Europa müsse sich ohne, nicht aber gegen England konstituieren; das englische Weltreich sei „übersaturiert" und es müsse also — da es nichts zu gewinnen, wohl aber alles zu verlieren habe — notwendig pazifistische Politik treiben! — Brennend ist das russische Problem: Rußland ist „Europas Mazedonien"; die natürlichen Hilfsquellen und Reichtümer des Landes würden, einmal ausgebeutet, es Rußland in absehbarer Zeit mit Leichtigkeit ermöglichen, Europa zu überrennen. Deutschland insbesonders wäre, in einem zersplitterten Europa, auf Rußland angewiesen; der deutsch-russische Zusammenschluß wäre dann nur eine Frage der Zeit! Wolle Deutschland nicht, daß der Rhein zum „Grenzfluß Europas" werde, so müsse es tunlichst vielmehr mit Frankreich zusammengehen — und auch Frankreich sollte, die Zeichen der Zeit erkennend, aufhören, anti-europäische Politik zu treiben. Nur ein einiges Europa jedenfalls könne sich der russischen Invasion und der russischen Hegemonie erwehren. — Wirtschaftlicher Zusammenschluß der pan-europäischen Zollunion mit Rußland wiederum werde der übermächtigen Konkurrenz der Vereinigten Staaten, des reichsten Landes der Welt, Einhalt gebieten. — Bindeglied zwischen Pan-Europa und Pan-Amerika aber werde England sein. Der Völkerbund ist die Sorge von übermorgen: unsere Aufgabe, und die der kommenden Generation, ist: Pan-Europa! — Im Mittelalter war die Idee der Einheit des Abendlandes sehr mächtig, dann entstehen die Nationen, die recht eigentlich geistige Lebensgemeinschaften, „Symbiosen zwischen großen Männern und ihren Völkern", sind. — Coudenhove wendet sich, im Anschluß an diesen historischen Ueberblick, gegen die Auffassung, als wünsche er, daß die Nationen in Pan-Europa aufgingen! „Ein Kampf gegen den nationalen Gedanken wäre ein Kampf gegen die Kultur. Der Kampf gegen den nationalen Chauvinismus würde sich schwer kompromittieren, wenn er nicht halt machte vor der nationalen Idee". — Pan-Europa wird eine Not-Gemeinschaft sein; geschaffen, um die Völker, die hauptsächliche Träger der Kultur waren und sind, zu schützen gegen fremde, wirtschaftliche und politische Uebermacht! Soweit Coudenhove in seiner viel umfassenden Schrift, deren Inhalt getreulich wiederzugeben ich bemüht war.

Dazu noch einiges: Ein kluger Gedanke wird, ist seine Zeit gekommen, vielfach gedacht; und wir können umgekehrt ruhig schließen: ein Gedanke ist gut, das aber bedeutet: fruchtbar, werteschaffend, wenn er in verschiedenen Köpfen, die nebeneinander und unabhängig voneinander denken und arbeiten, individuell verschiedene Gestaltung findet. So wurde (um nur an den bekanntesten Fällen zu exemplifizieren) die Infinitesimalrechnung, das „Gesetz von der Erhaltung der Energie", die Entwicklungslehre in verschiedenen Ländern gleichzeitig oder fast gleichzeitig „entdeckt", so wurde von Nationalökonomen Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs, Englands, Italiens, Amerikas das Problem des volkswirtschaftlichen Wertes, in den 80er und 90er Jahren des

vorigen Jahrhunderts, durch die Idee des „Grenznutzens“ (wenn auch nur scheinbar!) gelöst; so ist der „transzendentale Idealismus“ eines Fichte, eines Schelling, eines Hegel nicht etwa nur Ausgeburt spintisierender Phantasie, wie der Außenstehende glauben möchte: die Kantische Philosophie mußte so fortgesetzt und vollendet, überwunden und gleichsam durch sich selbst „widerlegt“ werden! (Aber auch auf politischem Gebiete, ist es nicht anders; der Ziel-Gedanke: Einigung Deutschlands nach und mittels Auseinandersetzung erst mit Oesterreich, dann mit Frankreich entstand in Köpfen so verschiedenartiger Prägung wie in: Bismarck und in Lassalle!) Nichts wäre übrigens interessanter als diesen Dingen nachzugehen; — wir müssen uns hier mit dem Angedeuteten beschränken! Das eine nur sei — und darum diese, nur scheinbar so abwegigen Ausführungen betont: — „hic et nunc“ ist die Idee Pan-Europa lebendig; Männer wie: Heinrich Mann, Otto Flake, René, Schickele, Cohen-Postheim (um nur einige Schriftsteller und Literaten zu nennen; aber auch Volkswirtschafter, Staats- und Völkerrechtslehrer mit berühmten Namen beschäftigen sich mit diesen Fragen!) haben schon vor Coudenhove dieses Problem behandelt!

Coudenhoves Verdienst aber ist es, den klaren, präzisen Ausdruck für die gleichsam herumschwirrenden Gedanken und Gedanken-Splitter gefunden zu haben; die Fundamente seiner Ideen sind fest gelegt; mit großem historischen und volkswirtschaftlichen Wissen ausgestattet, ein wenig rationalistisch zwar, aber dafür weniger literatenhaft; mehr der Sache dienend, weniger sich selbst, ist Coudenhove der Mann, der die glücklich-sieghafte, weil im besten Sinne: populäre Formung gefunden hat!

Wir anderen, wir kontemplativ Eingestellten, in erster Linie kulturell Interessierten, wollen den Sinn für die Rangordnung der Werte nicht verlieren. — Es gibt auch heute noch andere, wichtigere, wesentlichere Dinge. Und dessen scheint sich Coudenhove — der, wie etwa der Chemiker und „Monist“ Wilhelm Ostwald, vielmehr stolz darauf zu sein scheint, seiner Zeit „um einen halben Tag voraus“ zu sein — nicht immer bewußt zu sein! —

Aber: auch der zeitlos, weil zweckfrei Schaffende, der Künstler, der Philosoph — alle die, die „nicht um des Nutzens, sondern um des Segens willen“ da sind, sollten an diesem Buche nicht achtlos-verächtlich vorübergehen!

Denn: nur in einer befriedeten und gesicherten Welt werden die wenigen Einzelnen — die Heinrich Lees und die „Taugenichtse“; alle die, aus denen die Welt sich so wenig macht wie sie sich aus der Welt; alle die, die zögernd durchs Leben gehen, bis sie ihre große Aufgabe erkannt haben, — träumen, denken und dichten können!

Dr. Kurt Zarek (Berlin).

**Cultura, sciences- lettres- arts; Klausenburg.** Das Ziel dieser Zweimonatsschrift, die im Januar 1924 zum ersten Male erschienen ist, besteht der Vorrede nach darin, die geistigen Bewegungen Rumäniens zu fördern ohne Bevorzugung einer Nation oder Sprache. Das Blatt besitzt Klugheit genug, um zu wissen, daß es sich von jeder politischen Einwirkung oder Beeinflussung fernhalten muß, wenn es über der persönlichen Verschiedenheit seiner sprachgetrennten Mitarbeiter das Gemeinsame vereinigen will. Es läßt im Streben nach einer geistigen Verbindung der Rumänen, Deutschen und Ungarn des Landes seine demokratische Tendenz schon äußerlich im Abdruck von Artikeln verschiedener Sprache erkennen. Zu fragen ist nur, ob ein Programm der gegenseitigen Achtung, trotz guter Mitarbeiter, jeder geistigen Bewegung nicht von vornherein die Flügel beschneidet, ob im Bestreben nach objektiver Beurteilung des anders Bedingten die Unerbittlichkeit kultureller Forderungen nicht aus dem Streit gerückt und verkannt wird. Das erste erschienene Heft verstärkt diese Befürchtung, da es eher einem Sammel-

organ für neutrale wissenschaftliche Feststellungen gleicht als einer Zeitschrift mit bestimmten Kampfziel — und ein solches ist das Ziel zur Erfassung des gemeinsamen Kulturbesitzes innerhalb eines Landes, dessen Völker keinen innerlichen Frieden halten. Frieden wird nicht durch so naive Mittel, wie sie Cultura gebraucht, gestiftet: die Veröffentlichung eines Artikels über einstige gemeinsame Kämpfe der Ungarn und Rumänen gegen die Türken gleich im ersten Heft wirkt als Köder angesichts der heutigen Gegensätze beinahe belustigend. Zum Verständnis kann bloß die volle Wahrheit taugen, der Angriff, selbst auf die Gefahr hin, verkannt zu werden, wenn nicht das Streben nach Gemeinsam-Wertvollem im Gesellschaftlichen enden soll. Ein wissenschaftliches Korrespondenzblatt, ein Nachrichtenträger über einzelne unbestreitbare Tatsachen wird Cultura sein können, — eine Schrift, die neues Leben, Versöhnung und Ziel gibt, in ihrer heutigen Gestaltung nicht.

**Wovon man spricht. Illustrierte Wochenschrift. Kritik, Satyre und Humor.** Dieses Blatt, seit Februar herausgegeben, scheint örtliche Verhältnisse seiner Heimatsgemeinde Hermannstadt geißeln zu wollen. Abgesehen von wenigen ernsthaften Artikeln, enthält es Gedichte, die einen ärgern, Kritiken, über die man lacht, und Witze, bei denen man traurig wird. Vergebens sucht man die im Titel versprochenen Satyre, die am Auftreten entweder das fehlende Plural -n oder die, trotz der Mitarbeiter Castor und Pollux, zu wenig griechische Umgebung gehindert hat. Statt der Satyren findet man Satire genug — nach diesem Geplänkel mit der Rechtschreibung — in den Namen, mit welchen die Autoren ihres Geistes Spiegelbilder als solche bezeichnen; denn wer sich Koko Ricco, Esekiel oder J. Oy heißt, merkt zwar die Ironie nicht, die darin liegt, daß er so heißen muß, läßt sie aber andere empfinden. Atemraubend ist der Schwung, mit dem hier der Dilettantismus in die eigene Unbegrenztheit sprengt.

Heinrich Zillich.

# Rundschau

**Gedenktage.** Immanuel Kant wurde am 22. April 1724 geboren. Am 23. April 1824 starb Lord Byron.

**Die Hans Eder-Ausstellung in Bukarest.** Die zeitgenössische rumänische Malerei besitzt in ihrer Gesamtauswirkung eine Einheit, die, entfernter vom Figuralen und fast stets im Bannkreis des Landschaftlichen, einer fast immer heiteren Farbentonleiter entgegenschwingt. Selten schlägt Übergrelles die ruhige Helle, die oft genug die Farbenwerte Cézannes, niemals seinen Geist zu borgen vermag. Ein einziger rumänischer Maler, Petraşcu, ist innerlich mit dem unerbittlichen Franzosen verwandt. Auch das Bukarester Ausstellungspublikum — es gibt so etwas in der Hauptstadt dieses unsäglich malerischen Volkes — erwartet gewöhnlich von den bemerkenswerten Künstlern diesen lyrischen Zusammenklang, dem die kantigen oder zerbröckelnden Umrisse Einzelner nichts anhaben können. So ist man auch ein wenig südlich-träge geworden.

Da wurde Mitte Januar im großen Saale des rumänischen Künstlersyndikates die erste Ausstellung Hans Eders eröffnet, die Werke eines Jahrzehntes enthielt. Auf die äußerliche Einheit wurde also im voraus verzichtet, denn diese Zeitspanne hatte einen weit um sich greifenden Weg von Lyrischem zu Dramatischem, vom stummen Schmerz zum laut klagenden Ruf der Farbe, vom Raumlicht zum gleißenden Ausstrahlen der Beseeltheit umfaßt. Einst war die äußere Form notwendige Schranke und

Begrenztheit des geistigen Daseins dieser Bilder, und die Farbe trug dazu bei, das Wesen der Materie malerisch zu rechtfertigen. Dunkel hatte der Krieg brutal in viele Züge und Furchen gepfercht. Was jedoch auch in diesen Bildern rein-malerisch gekonnt und oft virtuosenhaft vollendet ist, wie da ein Kopf nur aus dem Gefühl für die Farbe heraus aufgebaut wurde, oder aus einem verbrannten Fabrikshof schon eine metaphysische Finsternis starrt, bedeutet selbstverständliche Voraussage des Folgenden.

Dann überwältigt die Farbe, die große geistige Brückenspannung der Kompositionen, für welche die impressionistischen Naturausschnitte in ihrem intimen Ruhezauber nur „Vorstudien" sein wollen.

Doch schade: jene „Salzburg-Vorstudie" mit der elektrischen Bahn und dem schwer brütenden Berg, die man in der Kronstädter Oktoberausstellung sehen konnte, sprengte hier nicht mit spröderer Massigkeit das fließende Sonnenlicht der Stilleben.

Von dem auch in Kronstadt bekannten Doppelbildnis führt der konsequenteste, fanatischeste Weg zur Entmaterialisierung. Doch bedeutet hierbei Entmaterialisierung nicht Zerfaserung der Fleischzellen oder nur Transzendentalismus durch Formenübertreibungen, sondern Beseeltheit und Abstreifung des Ornamentalen bis zur geistigen Zusammenfassung des Wesentlichen. Das Bildnis des Dr. W. bezeichnete in der Ausstellung ein Ziel dieser Bestrebungen Eders. Licht und Farbe sind darin dynamische Elemente geworden. Denn richtige Verteilung der Farbenwerte war hierzu organisch bedingte Voraussetzung. In diesen Bildnissen ist der Wahn auch die Überwindung der Vernunft, nicht ein Gegengewicht, das in ihrem Schatten steht.

Den Gesamtausdruck der Bukarester Ausstellung beherrschte die große Komposition der Kreuzigung: der unendliche Verzicht, geballt in eine Gebärde, vor lichtzerrissenen Himmel gestellt Das Ganze wohl die innerlich ausgereifteste Komposition Eders.

Die Bukarester staunten vor dem Ungewohnten. Die Kritik übertraf sich selbst in Lobesworten, wurde überschwänglich. Die schöne rumänische Zeitschrift „Gândirea" veröffentlichte einen synthetischen Aufsatz und fünf Wiedergaben.

Hans Eder wurde erkannt.

Oscar Walter Cisek.

**Kronstädter Musikbrief.** Der Nachfolger Rudolf Lassels als Musikdirektor und Organist in Kronstadt Viktor Bickerich ist seit nun zwei Jahren im Amte. Aus den Eindrücken, die ich in einigen Monaten sammeln konnte, läßt sich urteilen, daß Kronstadt durch diese junge Kraft eine wesentliche und intensive Förderung seines Musiklebens erfahren hat. Der seit Lassels Tod verwahrloste Kirchenchor wurde rasch wieder auf die alte Höhe gebracht. Der Unterschied im Temperament beider Musiker ist dabei leicht zu erkennen. Lassel war eine tief gewissenhafte, edle und warme Künstlernatur, die bei allem Schwung in der Durcharbeitung ihrer Leistungen bis ins Pedantische streifen konnte. Das liebevolle Herausarbeiten von Einzelheiten, die restlose Vervollkommnung einer vielleicht belanglosen Aufführung im Gottesdienste: all dies ist seinen Schülern unvergeßlich. Wohl steckte er sich hohe Ziele: die ersten Aufführungen Bachischer Kantaten waren sein Werk und noch so vieles andere, was hier nicht aufgezählt werden kann. Bickerich aber stürmt, wo Lassel schreitet. Er überfällt die Kronstädter mit seinem geliebten Bach nicht nur gelegentlich, sondern versetzt ihn konsequent und bei allen Gelegenheiten: im Gottesdienst, in der Motette, im Konzert, in der großen Aufführung. Er beflügelt die Langsamen, reißt die Widerstrebenden mit sich, setzt Ziel auf Ziel. Kein Wunder, wenn bei diesem Sturmschritt manche Flüchtigkeiten passieren, manche Aufführung unfertig zu Gehör kommt. Manche der Motetten wären bei Lassel höchstens Generalproben gewesen. Dann wieder gibt es restlos Gelungenes. Es läßt

sich darüber streiten, welche Gangart eher zum Ziele führt. Der eine denkt: Eile mit Weile; der andere: Frisch gewagt, ist halb gewonnen. Ein solches frisches Wagnis ist die Aufführung der Matthäuspassion, die bevorsteht. Hoffen wir, daß sie nicht nur halb, sondern ganz gelingt. Energie, Leidenschaft, Fähigkeiten, Sachkenntnis wird man dem jungen Führer jedenfalls nicht absprechen können.

Auch als Organist füllt Bickerich den Platz Lassels voll aus — weniger als produktiv Schaffender. Die freien Phantasien erreichen bei ihm bei weitem nicht die Fülle, Kraft, Innigkeit und den Erfindungsreichtum der Lasselischen.

Konrad Nußbächer.

# Mitteilungen der Schriftleitung

Die Einreichungsfrist für Einsendungen, welche für ein bestimmtes Heft berücksichtigt werden sollen, läuft mit dem 10. Tage des Vormonates ab. Unverlangten Einsendungen ist das Rückporto beizulegen.

Die Kunsthandlung unseres Verlages (Kronstadt, Flachszeile 31—33) wechselt ihre Ausstellungen alle 10 Tage. Zunächst veranstaltet sie seit dem 20. März Sonderausstellungen, während zur selben Zeit eine Auswahl siebenbürgischer Bilder in Mediasch und Schäßburg zum Aushang kommt.

Eine Sammlung von Reichsdrucken liegt in unserem Kronstädter Salon zur freien Besichtigung aus. Diese Drucke werden von der Druckerei des Deutschen Reiches hergestellt und sind Wiedergaben von Graphiken und Aquarellen früherer, besonders mittelalterlicher Meister. Durch ihr neuartiges Herstellungsverfahren sind die Nachdrucke so vollkommen gleich den Originalen, daß eine Unterscheidung zwischen beiden höchstens mit Hilfe der Lupe möglich wäre; damit ist auch in Siebenbürgen Gelegenheit gegeben, erste Kunstwerke leicht zu beschaffen.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt bei Reissenberger & Co., Mediasch

# Klingsor

Siebenbürgische Zeitschrift

1. Jahr | Mai 1924 | Heft 2

## Gedichte

Von Walter G. Hartmann, Berlin

### Wanderung

Die Wälder sind uns zugetan,
Umrauschen uns, umwiegen uns.
Die Wolken auf gewölbter Bahn
Umbauschen uns, umfliegen uns.
Der Abendstern, der Morgentau
Befallen uns und blinken.
Die Mittags-Lerchen stehn im Blau,
Entschallen und ertrinken.
Die Nacht, die wild im Frühling dampft,
Hat unser Herz vertausendfacht.
Hör, wie er durch die Welten stampft,
Der Gott, der kraftvoll uns entgegenlacht!

### Dunkelwärts

Tief wir in Tag verstrickt,
Grell wir in Licht verblickt:
Wer weiß noch dunkelwärts
Weg durch die Nacht?

Zitternd im Kerzenschein
Fahren in Schlaf wir ein,
Blinkt von Gestein und Erz
Schatten und Schacht.

Brauchen das Traumgesicht
Tauchend als Grubenlicht,
Auch in den Tiefen nicht
Wagen wir Blindheit.

Doch in der Finsternis
Sehnsüchtig, ungewiß
Ahnen wir Kindheit.

## Trennung und Nähe

Wir teilen mit Vielen den Schein des Vereinens,
Licht und Musik und Gemach und Straße.
Wir sehen bewegt hinter lautlosem Glase
Umhauchte Gebärde des Lächelns und Weinens.

Durchsichtige Trennung hält uns zusammen,
Geschiedene Nähe verwehrt die Durchdringung,
Und Träume, die dichter Begegnung entflammen,
Lösen sich leicht aus dem Schaum der Umschlingung.

Die schmerzlichen Täuschungen haben wir lieb,
Die fremde Räume mit Rührung erfüllen
Und reichen einander die Worte wie Hüllen,
In denen doch Wärme der Körper blieb.

Die letze Rune wird scheu nur gelesen,
Versteckt ihre Deutung in spiegelnden Taten.
So flehn wir um Ahnen, so fliehn wir Erraten,
Denn heilig verletzlich verbirgt sich das Wesen.

Die liebenden Herzen wissen die Maße
Und spannen die Brücken des Gleichgewichts:
Sie schreiten im Tag der gemeinsamen Straße
Und knien vor der Nacht des einsamen Lichts.

## Auferstehn

Nun sterben wir den leisen Tod.
Der Abend weht, die Welle spült,
Am Strand des Traumes klingt das Boot.
Noch einmal Leib an Leib gefühlt, —
Nun sterben wir den leisen Tod,
Der uns mit dunklem Feuer kühlt.

Wir werden morgen auferstehn,
Die Gluten dieser Nacht entfliehn,
Der Herzschlag rinnt, die Sterne gehn.
Hörst du die Vögelschwärme ziehn?
Wir werden morgen auferstehen,
Mit neuer Erdgeburt beliehn.

# Des Prinzen Phantasus Fahrt nach Italien

Von Hans Wühr

Als Prinz Phantasus nach dem Zusammenbruch Freilands sich dem gemeinen bürgerlichen Leben zuwandte und in Nachdenklichkeit noch einmal die Garderobestücke seiner verlorenen Ideale beschaute, diktierte er seinem Hofpoeten und Leibsekretarius folgende wunderliche Fahrt in die Feder, zu Beginn sich selbst und alle seine Herrlichkeit vermummt in das Lumpengewand eines fahrenden Vaganten darstellend, um nachher durch eine wohlvorbereitete Demaskierung reichlich zu ergetzen und wieder ganz den Prinzen hervorzukehren. Das Diktat aber sei hiemit vom obgenannten Sekretarius demjenigen Publiko vorgelegt, das noch selbst über einige, wenn auch defekte Garderobestücke jener vormärzlichen Tollheiten verfügt und daher dergleichen wohl noch ästhimieren mag.

Nachdem ich drei Wochen in allen Parkanlagen der Stadt umhergeschlendert und ziemlich viele Bänke abgesessen hatte, begann mir die Sache ennuyant zu werden und ich beschloß eine Bekanntschaft zu machen. Als der Mai begann, hatte ich mich herzlich an Bäume, Wolken und Zugvögel angeschlossen, in dem Glauben, solcherlei Gesellschaft könnte mich aus meiner Einsiedlertorheit, der ich schon lange verfallen war, wieder zu einem freundlichen Leben hinführen. Als aber die Fliederblüte zur Neige ging und die Rosen anfingen, merkte ich, daß all dies doch nicht die rechte Art sei, die angehäufte Redseligkeit loszubekommen, und daß eine wirkliche Unterhaltung mit einem wirklichen Menschen mich doch ganz anders verlustieren dürfte, zum Beispiel mit der wundervollen Mamsell aus dem Blumenladen, an dessen Schaufenster ich Winters so viel herumgestanden hatte. O Gott, reden, reden, reden . . . Und ich dachte mir aus, was ich sagen würde, wenn ich ihre Bekanntschaft machte: „Schönes Fräulein", würde ich artig sagen, „erlauben Sie, daß ich mit ihnen gehe. Ich heiße Hans Vogelfrei, bin Abenteurer, Vagabund, König, Narr, Dichter . . . ich bin momentan vagant und suche einen Posten in einem freien Herzen. Wenn ich ihnen nicht unpassabel erscheine, so nehmen Sie mich. Oh, Sie mustern meinen Anzug! Es ist wahr, er ist etwas alt und voll Prachtlumpen eines göttlichen Schneiders. Sehn sie nur die Linie dieser Taille an, wie sie großartig vor den Hosentaschen nach rückwärts ausschwingt. Und gewiß, auch mein Hut ist nicht neu, den hat ein Plantagenbesitzer mir zurückgelassen. Seit ich ihn trage, stehe ich vor allen Reisebüros herum und kenne alle Linien nach Südamerika auswendig. Und wenns mit rechten Dingen zuginge, müßt ich einen Königsmantel tragen und hätte Geld wie Mist. Aber man kann nicht wissen . . ."

Doch Mamsell sieht mich empört an. „Sie irren, was fällt Ihnen ein, wie kommen Sie dazu, ich bin nicht . . .“ würde sie sagen, oder was anderes, was eben eine Mamsell sagt, wenn man solcher Art ihre Bekanntschaft zu machen sucht. Aber ich fall' ihr schnell in die Rede, wozu habe ich solange geschwiegen, wenn ich jetzt nicht reden und überreden könnte. „Oh ich weiß, wer Sie sind. Wetten, ich weiß? Sie heißen Lili. Ich habe den Namen Lili so gern. Er ist ganz hellgrün und einige blaue Lichter sind drin. Man sagt ihn sich vor, und etwas Leichtes, Helles tanzt da vorbei. Alle Lilis sind so leicht und toll und können gut tanzen.“

„Aber ich heiße doch gar nicht Lili!“

„Oh, ganz bestimmt, Sie heißen so, ich weiß das besser. Ich weiß sogar, daß Sie in der Kuckucksstraße wohnen,“

„Wo?“

„Ja, in der Kuckucksstraße, in Nummer einundsiebzig. Einundsiebzig ist auch ganz leicht und hell, man muß an einen grünblauen Harlekin denken und an eine schneeweiße Pierrette, die frühmorgens vor einem Haustor stehen. Einmal bin ich, als Sie mit dem Baron Springinsfeld nach Hause gingen, hinter Ihnen hergelaufen, und immer rief mein Herz: Lili, Lili, Lili! Sie fühlten es, Ihr Gang wurde fröhlich und leicht, wie ihn einer hat, den unterwegs der Duft langvergessener Dinge streift. Schillerfalter! dachte ich. Schillerfalter haben einen so unbeschreiblich schönen Flug. Sie fliegen manchmal regelrecht und gradaus, aber dann taumeln sie unversehens, überstürzen sich, fliegen hoch und dann ganz tief, machen eine fabelhafte Schleife, und man schaut ihnen sprachlos vor Verwunderung nach. Auch jetzt gehen Sie so. Ich habe nämlich in meiner Tasche einen Beutel voll mit Flittergold. Das streu ich vor Sie her und immer, wenn Sie darauf treten, werden Sie unsagbar froh und Ihre Augen leuchten. Ich kann auch zaubern und wenn ich will, mach ich bloß mit der Hand so und Sie gehen nicht mehr mit mir, sondern . . .“

„Mit einem Prinzen.“

„Nein bitte reden Sie nicht, lassen Sie mich reden, ich habe schon sechs Monate mit niemand geredet. Geben Sie mir lieber ihre Hand, ich weiß, daß Sie schöne Hände haben, die sich viel mit Blumen abgeben. Davon bleibt doch leicht etwas hängen, vielleicht ein leiser silberner Schleier. Man sieht darauf wie auf ein schlafendes Antlitz. Es ist so furchtbar aufregend, einem Schlafenden lange ins Gesicht zu sehen. Lassen Sie sich nie im Schlafe beobachten, man verrät zuviel.“

Und die Blumenmamsell überläßt mir ihre Hände, die ein wenig zittern, weil ich sie küsse, und ich sage: „Komm mit mir! Ich werde

dich auf den höchsten Turm meines Luftschlosses hinaufführen und dir meine Welt zeigen und die Wanderwolken und die Straßen, die wir im Frühlingsputz durchwandern wollen."

So weit war ich mit meiner Bekanntschaft gekommen, da setzte sich ein alter Mann neben mich auf die Bank hin, wickelte aus einem Papier ein paar belegte Brötchen heraus und begann seine Mahlzeit. Da besann ich mich, suchte mir eine andere Bank aus und holte auch aus meiner Tasche ein Stück Brot hervor. Gleich waren auch ein paar Spatzen da, buddelten im Sand herum, guckten begehrlich zu mir herauf, und ich teilte mein Mittagessen mit den unnützen Kerls. Richtige Großstadtspatzen, ein bißchen Sonne, ein Stücklein Rasen oder Sand, und sie tummelten ausgelassen und toll umher, als wollten sie jede Minute ihres kleinen Lebens in Spiel und Lebendigkeit umsetzen. Da tauchte jäh das Bild eines goldenen Tages vor mir auf. Neapel liegt da in der Mittagssonne und das blaue, blaue Meer. Wenn ich mich in den Anblick einer Kornblume vertiefe, träume ich von diesem Blau des Meeres. Und ich liege dann am Strande, wie einer der vielen Bettler, und blinzle in die Sonne und bin so faul und glücklich.

Mein Brot war aufgegessen, die Spatzen flogen davon und das blaue Meer verschwand. Wie dieses Heimweh mich plötzlich angerührt hatte! Wie oft kam es mich in den letzten Wochen an, ganz unerwartet, mitten auf der Straße, herangeweht wie Duft aus der Heimat. Und immer dann, wie auch diesmal, führte mich mein Weg ins Museum. Denn dort hatte ich einen großen Bekanntenkreis. Ich kannte die verzauberten großen Damen und Herren von ganz Italien, und wenn ich in so hoher Gesellschaft auch nicht gar zu oft selber zu Worte kam, wie ich gerne gewollt hätte, so wurde ich doch meine Einsamkeit für eine Weile los. Da saßen vor golddurchwirkten Teppichen Madonnen mit glitzernden Diamantkronen, Himmelskönigin nen, so strahlend schön, daß der Träumer, der davor stehen bleibt, das Haupt senkt und sich vergißt und die Hände faltet. Da waren Engel mit olivgrünen und purpurfarbnen Schwingen, mit einem Heiligenschein um die hellbraunen Locken und das zarte Antlitz, Engel, wie man sie nur sieht, wenn man wie ein Mönch einen langen goldenen Frühlingstag zwischen den Hügeln Umbriens umhergewandert ist und dann, die Augen vollgetrunken und den ganzen Körper noch von Licht erfüllt, am Abend in ein stilles Kloster gelangt und nachts einen seltsamen Traum hat. Da waren Päpste und Kardinäle: sie hatten hochmütige herrschsüchtige Gesichter und knochige Hände, denen man es ansah, daß sie nicht gewohnt waren, zu segnen, und daß hinter ihrem lässigen Daliegen Grausamkeit und kluges Lauern wachte.

Oder schlanke, bleiche, die lüstern und unkeusch ein Marmorbild liebkosen konnten und die Gier von Raubtierkrallen hatten. Da waren braune Bettler, in Lumpen gekleidet, und jeder doch ein David oder Johannes oder Sebastian, mit einer Gebärde so königlich und demütig, daß wir im Norden sie kaum begreifen können, weil der lange Umgang mit den versteinerten Heiligen an den gotischen Kathedralen die unseren schwermütig und traurig gemacht hat.

Ich saß in einem Sessel im Saal der Venetier und war vertieft in den Anblick Lavinias. Ich wußte, daß Lavinia heute zu mir sprechen würde. Vielleicht hatte auch sie Heimweh nach jenem Palast in der via dei Brisei, in den das schwermütige Plätschern der Laguna und das Lachen der Gondoliere hinüberklingt und sich vermischt mit dem Dunkelgold der Musik und dem Reden der Gäste.

Lavinia nickte mir leise, fast unmerklich zu. Wir kannten uns.

„Recht, daß du kommst, — fühlte ich sie sagen — es war heut noch niemand hier. Ach, es ist so langweilig! Tag für Tag dieselben Narren, die in einer Stunde die ganze Galerie durchhetzen und froh sind, wenn sie sie absolviert haben. Warum gehen sie nicht lieber in den Zirkus? Weißt du, manchmal packt mich der Übermut und ich möchte irgend einem von ihnen meine Fruchtschale an den Kopf werfen. Nun habe ich hundert und hundert dieser merkwürdigen Leute, die an mir vorübergegangen oder vor mir stehen geblieben sind, beobachtet und kenne schon ihre ganze Art. Da kommen Leute, die in einem Katalog umherblättern, aus dem sie einen Namen erfahren, oder andere, die gleichgültig herumstehen, und wenn sie die Messingetikette gelesen haben, plötzlich ein freundliches Gesicht aufsetzen. Manchmal nur, ganz selten, kommt einer, ein Aprilnarr, ein Traumhans, dem bei meinem Anblick das Herz bis zum Halse hinaufschlägt . ."

„So recht, „spottete ich," du möchtest, daß alle vor dir verrückt werden und auf die Knie fallen? Aber bedenke doch, die Leute tragen gebügelte Hosen und sind außerordentlich vernünftig. Sie wissen nicht viel von euren venetianischen Artigkeiten. Und übrigens, wenn sich einer da in dich verliebte und sich nachher im Spiegel beschauen wollte, der müßte von seinem Konterfei allerhand Boshaftigkeiten und Anzüglichkeiten hinnehmen, die ihm nicht gefielen."

Lavinia wölbte hochmütig die Lippen. „Ja, ihr! Ihr könnt nichts tun, ohne an euer Spiegelbild zu denken. In Venedig . ."

„. . freilich, da würde jeder, der dich sieht, ein Knie beugen, die Linke aufs Herz legen und die Rechte weit ausstrecken . ."

„Und in seinem Antlitz läge die Unschuld der Himmel. Aber ihr . ."

„Nun?"

„Ihr tragt alle den Schatten einer unsichtbaren Wolke im Antlitz."

Ich ließ traurig den Koppf sinken. Ich wußte, Lavinia würde es nie verstehn, daß es bei uns Tage und Wälder gibt, unter deren Bäumen man dahin geht wie in dem Dunkel einer Kathedrale.

Langsam kam Lavinia herüber. Sie legte den Arm um meinen Hals, neigte sich an mein Ohr und flüsterte: „Du, ich will den Schatten aus deinem Antlitz fortwischen! Willst du mit mir nach Italien?"

Mich durchströmte es heiß. Aber ich sah an mir hinunter und fragte wehmütig, ob sie etwa wisse, wie ein Mittellosigkeitszeugnis aussähe? Sie möchte mich doch genauer ansehn. Ob sie nichts merke?

Sie lachte. „Nein, deine Hosen sind nicht gebügelt, du kannst den Reinfall schon wagen. Und wir fahren!"

„Lavinia", sagte ich, „du sprichst so, weil du keine Ahnung hast, was das heute kostet."

Aber sie meinte, ich könnte ihr Perlenhalsband verkaufen, das würde reichen. Nun mußte ich lachen. Wenn ich mit dem Halsband bei einem Juwelier vorspräche, ich wäre in der nächsten Viertelstunde verhaftet . . „Nein Lavinia, das geht nicht. Heute ist Sonntag, und die Läden sind versperrt."

„Gleichviel! Wir müssen fahren!" beharrte sie.

„Gut! Aber wie, glaubst du, kommen wir aus dem Museum hinaus, ohne angehalten zu werden? denn du wirst riesig auffallen, das kannst du dir denken."

„Es sieht mich kein Mensch. Ich fürchte bloß die alten Dogen und jungen Kavaliere und Damen, die gewiß Lärm schlagen, wenn sie mich fortgehen sehn."

Ich sah mich um. Lavinia hatte recht. Ich sah erhitzte Gesichter, erregte Gebärden, ein Flüstern und Tuscheln füllte plötzlich den Raum. Nur der große Vater Lavinias an der Wand gegenüber merkte nichts und sah prüfend auf die schlummernde Venus mit dem Orgelspieler. Endlich blickte auch er auf. Erstaunt, fragend sah er zu uns herüber. Doch als er begriffen hatte, nickte er uns. Und es wurde plötzlich alles still, als er mit warmer lauter Stimme sprach: „Nur zu, mein Töchterlein, fahr zu! Prinz Phantasus ist ein ungefährlicher Ritter! der krümmt dir kein Haar und wird dich wohl führen."

Ob der Meister wohl spottete? So ungefährlich schien ich mir nicht. Wenn er gesehen hätte, wie schnell ich mit der Blumenmamsell bekannt geworden war.

Lavinia aber zerrte mich am Arme, und ich folgte ihr, neugierig,

was nun geschehen würde. Oh, der Lärm, der losging! Man schrie, drohte, warnte; Lachen flatterte und girrte vorüber. Wir gingen an dem Museumsdiener vorbei, der so tat, als hörte er nichts, als sähe er uns nicht. Er saß in einem Sessel neben der Türe, gähnte, sah nach der Uhr, hielt sie an sein Ohr hin, schüttelte sie und steckte sie wieder in die Tasche. Dann faltete er ergeben die Hände im Schoß und sah aufmerksam zur Decke hinauf. Aber dafür sah uns die große Madonna des Crivelli recht gut. Ihr Gesicht war grau und fahl, die boshaften Schlangenaugen funkelten wie zwei Smaragde. Steif und hoheitsvoll, wie eine byzantinische Kaiserin, saß sie auf ihrem glitzernden Thronsessel und machte schließlich eine verächtliche Handbewegung, gleichsam andeutend, daß sie die Sache eigentlich nichts anginge, was auch richtig war. Im nächsten Saal, den wir durchschreiten mußten, war es noch toller. Der herrliche, marmorne Johannes, der schon so viele Jahre unbeweglich vor dem blauen Samtteppich dagestanden hatte, fing zu wackeln an und stürzte fast von seinem Postament herunter. Wir mußten durch eine lange Flucht von Sälen hindurch, an mehreren Museumsdienern und vielen Besuchern vorbei, aber immer wars das gleiche: niemand sah auch nur auf, niemand hörte das erregte Getuschel der zahllosen Madonnen, die sich erschrocken bekreuzigten, wenn wir vorbeikamen. Und die lästerlichen Redensarten und Anzüglichkeiten der heidnischen Göttinnen, die sündhaften Flüche der jungen Patriziersöhne aus Florenz! Lavinia hatte sich ängstlich an mich gedrückt, sie hielt sich die Ohren zu, kehrte tief das Antlitz zu Boden. Noch im Treppenhaus klang uns verworren das Geräusch der Stimmen nach. Als wir aber endlich aus dem Haus hinaus gelangt waren und die steinerne Treppe niederschritten, vernahm man nichts mehr. Tief und befreit aufatmend legte Lavinia die Hand auf ihr pochendes Herz.

Wir gingen weiter. Plötzlich fiel mir ein, daß wir die Fruchtschale oben vergessen hatten.

„Macht nichts!“ entschied Lavinia. „Nun kann ich doch frei mit den Armen schlenkern.“

„Ja“, sagte ich, „das ist wahr. Es muß auch ziemlich ermüdend sein, die volle Schale immer so hoch vor sich hin zu halten. Aber herrlich ist sie doch, und noch herrlicher, wie du sie hieltst!“

Nun war ich aber doch neugierig, ob wir auf der Straße nicht auffallen würden. Dies wundervolle goldbraune Brokatkleid, dieser Hals und diese Nackenlinie, dies üppige blonde Haar . . und ich daneben, in einem Habitus, der noch viel altertümlicher aussah als ihr Kleid, und mit meinem Plantagenbesitzershut, das mußte doch auffallen. Wenn bloß

irgendein Kohlrabiapostel durch die Straßen pilgert, dann laufen ihm hunderte nach und besonders die Kinder, und ich auch. Aber nichts, gar nichts! Kein Mensch sah uns auch nur an, als ob wir Luft gewesen wären. „Lavinia", rief ich, „mir wirds unheimlich! Warum sieht man uns nicht? Wenn ich dir in irgend einer Straße zufällig begegnen sollte, Lavinia, ich liefe, falls ich nicht wie der Johannes vor Staunen umfiele, hinter dir her wie ein Besessener, bis mir die Beine den Dienst versagten, und dann würde ich wohl erst recht noch fliegen. Und nun geht jeder an dir vorbei, als ob du die Mamsell Soundso wärest und ein Kattunkleid trügest und nicht dieses Goldbrokat. Was ist denn das alles, Lavinia?"

Lavinia zuckte die Achseln. „Blind!" sagte sie. Freilich, das wars, es konnte nicht anderes sein. Aber wehe! dachte ich, wenn uns ein Kunsthistoriker sieht. Selbst wenn wir uns sicherheitshalber dreimal überpinselt hätten, er sähe durch alle Farbschichten hindurch und schlüge Lärm. Und dann würde nichts aus unserer Reise.

Wir gingen durch vollgedrängte Straßen dem Bahnhof zu. Straßenbahnen klirrten vorbei, Autos fuhren töftend dahin. Vor einem großen Platz mußten wir halten, bis der Querstrom der Menschen und Fahrzeuge sich verlief und ein Schutzmann mit einer Huppe ein Zeichen blies. Schöngekleidete Damen, Arbeiterfrauen, Stutzer, Soldaten, Mädchen, alles durcheinander, ein Gewoge, Gedränge und Hasten und Eilen, Lachen und Lärmen.

Lavinia machte ein vergnügtes Gesicht. „Ihr habt jetzt Karneval?" fragte sie. „Ja", log ich, „wir haben das ganze Jahr hindurch Karneval. Nur die Narren und Dichter haben jetzt Fastenzeit!"

Endlich waren wir am Bahnhof. Ich nahm alle Courage zusammen und fragte einen Beamten: „Sie, wann fährt der nächste Luxuszug nach Venedig?"

„In zehn Minuten, Herr Baron!"

Glänzend! Wir passierten unbefragt die Bahnsperre und stiegen in den bereitstehenden Zug. Es war ein kostspielig ausgestattetes Coupé, mit dunkelrotem Plüschdivan und überhaupt sehr fein. Ich setzte mich Lavinia gegenüber ans Fenster und wartete erregt auf die Abfahrt. Da trat noch ein alter Herr ein, grüßte artig und setzte sich in eine Ecke. Sachte fuhr der Zug aus der Halle. Immer rascher gings, Häusermauern mit Riesenreklamebildern flogen vorbei, Kaminschlote, Kohlenmeiler, Mietskasernen, Vorstadtbilder, weite verrußte Felder, zwischen verkommenen Obstbäumen zahllose winzige Hütten mit Teerpappe überzogen, und endlich Kiefernwälder und Wiesen.

Der Schaffner trat ein, mir klopfte das Herz. Der alte Herr wies seinen Fahrschein vor, der Schaffner knipste ab und ging wieder. Er hatte getan, als sähe er uns beide nicht. Und der alte Herr, der schon vorhin Lavinia verstohlen gemustert hatte, lächelte plötzlich. Ich glaubte eine Erklärung schuldig zu sein und sagte, wir hätten Extrafreibilletts. Der Herr erwiderte lachend, er wisse das sehr wohl, als junger Mensch sei er auch mit solchen Extrafreibilletts nach Italien gefahren, allerdings: einer Lavinia als Begleiterin hätte er sich nicht rühmen können.

Ich war ganz sprachlos. Er kannte Lavinia mit Namen, er wußte, daß wir nach Italien wollten. Wie war das möglich? Ich dachte erschrocken: ein Detektiv! Vielleicht war der schöne Spitzbart nur angeklebt und das weiße Haar eine Perücke. Argwöhnisch sah ich ihn an. Aber was mir da entgegenlächelte, das war ein so gütiges Antlitz, etwas müde und überarbeitet, mit klugen und freundlichen Augen, daß ich beschämt meinen Verdacht fallen ließ.

Lavinia hatte nichts dergleichen gedacht. Sie strahlte förmlich. Ich wußte, sie hatte sich längst heimlich geärgert, daß niemand sie beachtete. Und nun nannte sie endlich einer mit Namen, auf seinem Gesicht war Verwunderung und Anbetung geschrieben. Das schmeichelte ihr. Aber woher kannte er sie?

Ich sah ihn verwundert an, und da kam es mir, als hätt' ich dies Gesicht schon irgend einmal gesehn. Ich entsann mich lernbegieriger Tage. Dann fiels mir ein. An einem kalten Winterabend ging ich einmal in die Universität und kam in einen dunklen, überfüllten Hörsaal. Vor einer abgedämpften Lampe am Kathedertisch sah ich das Gesicht des Dozenten. Mit ruhigen schlichten Worten erzählte dieser von den Steinfiguren an dem Portal einer alten Kirche, von den klugen und törichten Jungfrauen, während die Lichtbilder an der Wand vorgeführt wurden. Er wars, jetzt entsann ich mich genau.

Ich neigte mich zu Lavinia hin und flüsterte ihr ins Ohr: „Weißt du, wer er ist?" Sie nickte und flüsterte zurück: „Er hat ja das berühmte Buch über mich geschrieben!" Das war natürlich wieder so recht Lavinias Großsprecherei. Das Buch handelte nämlich von dem Meister, und daß Lavinia darin besonders liebenswürdig davonkam, war nur natürlich. Aber nun bildete sie sich wahrscheinlich ein, sie spielte drin die Hauptrolle und das Werk sei ihr gewidmet, während in Wirklichkeit Frau Venus selber jene Rolle inne hatte und das Buch ausdrücklich seinen Großeltern gewidmet war. Immerhin, vielleicht hatte auch sie großen Anteil daran. Das dachte sie wohl, als sie ihn nun fragte: „Kommen Sie mit uns?"

„Gern", antwortete der, „aber ich schätze, ich kann nicht mehr recht mittun. Ihre und des Prinzen Phantasus Reisegewohnheiten sind für mein Alter zu kostspielig; ich bin gezwungen die meinen mit gewöhnlicheren Mitteln zu bestreiten."

Doch wir durchschauten die Exzellenz und die höfliche Absage, die von einer ortskundigen venetianischen Art war. Denn gewiß verfügte er außer über die gewöhnlichen Mittel noch gleicherweise über die außergewöhnlichen, wie wir. Wie hätte er uns sonst auch erkennen können? Lavinia, die mit ihrem sicheren weiblichen Instinkt die Schwächen des Alten erraten hatte, erzählte mir später, als wir einmal von ihm sprachen, er hätte Leonardos Hexentrank im Leibe und wolle ganz abseitige Wege gehn, was mich in Anbetracht seines weißen Haares sehr verwunderte.

Wir fuhren durch weite Felder, die im frühsommerlichen Schmuck dalagen. Ich beugte mich zum Fenster hinaus und lachte laut. Der Bahndamm war mit Blumen übersät; der Wind fegte übermütig die Schmetterlinge von ihren Blüten weg, ein schöner großer Admiral taumelte eine Weile vor dem Fenster, dann rettete er sich in jähem Schwunge in ein stilles Weizenfeld. Manchmal raste der Zug an blühenden Akazien vorbei; schwer schlug der honigsüße Duft durch das offene Fenster herein. „Auch die Rosen blühn schon!" jubelte ich und wandte mich endlich um, den beiden etwas davon zu sagen, weil ichs vor lauter Freude nicht länger aushielt, allein zuzusehen. Da riß eben ein Mann in schmucker Uniform die Türe auf und sagte: table d'hote! Lavinia und der Professor gingen in den Speisewagen und ich folgte zögernd. Wie ging das dort nobel zu! Mir war ganz schwindlich. Lavinia benahm sich recht wie eine Dame von Welt, so vornehm und ungeniert, und sah an dem Kellner, der ihr die Speisen reichte, vorbei, als ob er Luft wäre. Ich aber sah ihn genauer an und dachte darüber nach, ob er uns nachher auch als Luft behandeln würde, wenn ich ihm die Rechnung mit einem Schatzschein aus Schlaraffia quittieren wollte. Und tatsächlich, er ließ sich nur vom Professor bezahlen, an uns sah er nur gerade so vorbei, wie Lavinia an ihm vorbei gesehen hatte.

Wenn das weiterging! O Lavinia, Zauberin, Engel, Mädel, wie geht das alles zu? Bin ich verhext, träume ich, ist der Himmel auf die Erde gefallen? Bist du wirklich, bist du leibhaftig da, oder nur ein holder Spuk? Laß mich deine Hand fühlen, dein Kleid greifen, dein Haar streichen, ich traue meinen Händen mehr als meinen Augen. Augen trinken zuviel Licht und träumen dann im Dunkeln davon und leuchten nach wie ein Diamant, den man lange der Sonne ausgesetzt hat.

Als wir wieder in unserem Abteil waren, legte der Professor die

Hand auf meine Schulter und sah mir ins Gesicht. Und nach einer Weile sprach er: „Prinz Phantasus, habe keine Sorge! Der Herrgott hat für dich einen goldenen Freibrief ausgestellt, den jedermann unbesehn gelten lassen muß."

Lavinia aber faßte mich an beiden Händen und näherte ihr Gesicht dem meinen. „Prinz Phantasus — fragte sie — was leuchten deine Augen so wunderlich?" „Halte still — flüsterte sie — ich will mein Haar richten." Und in meine Augen wie in einen Spiegel hineinschauend, ordnete sie mit munteren Handbewegungen ihr Haar. Als aber ihr Mund mir zu nahe kam, küßte ich ihn, und sie sagte verwirrt: „Pst, der Alte!" Aber diesmal war auch der Alte blind.

O, du lieber Gott, was war das für eine frohe Reise mit Lavinia und dem Professor. So leicht wars mir, als reisten wir auf einer Frühlingswolke einer seligen Insel zu. In Wirklichkeit aber fuhr der Zug schon Tag und Nacht gegen Süden. Anfangs hatte ich noch leichte Bedenken, der Zollrevision und der Pässe wegen. Denn das Diadem und das Perlenhalsband der Lavinia würden nicht leicht über die Grenze zu schmuggeln sein. Aber der Professor zerstreute meine Sorge und erklärte, wenn wir Freibilletts hätten, müßten wir auch Freipässe für Leib und Gut haben. Und das war schon richtig, die hatten wir, aber . . Nun, wir passierten zweimal die Grenze, zweimal mußte der alte Herr sein Gepäck öffnen, seine Papiere zeigen, um uns — es ist unnötig es noch zu sagen — scherte sich niemand. Freilich, als an der zweiten Grenze ein schmucker italienischer Beamte eintrat, da mußte ich Lavinia am Arm zurückhalten, denn sie wollte sich vor lauter närrischem Entzücken ihrem Landsmann an den Hals werfen, und wer weiß, was da noch herausgekommen wäre!

Irgendwo in einer Stadt Oberitaliens verabschiedete sich der Professor. Freundlich schüttelte er uns die Hände, wünschte uns viel Vergnügen, und zu Lavinia sagte er, er hoffe, daß sie wieder zurückkehren werde, denn es gäbe in Deutschland eine ganze Menge Leute, die sie sehr vermissen möchten, darunter auch er selbst.

Nicht lange nachher kamen wir in Venedig an. Lavinia war aufgeregt, erwartungsfroh und bang, wie eine Braut vor der Hochzeit oder ein kleiner Bub vor dem Zirkuseingang.

Es folgten nun ein paar Tage, die ich nicht zu beschreiben weiß, weil die Erinnerung daran mich in eine Art Verzücktheit versetzt, in der nur gerade soviel Vernunft steckt, als die Torheit eines Herzens ihr Platz einzuräumen vermag. Was da vor mir liegt, wenn ich die Augen zumache und daran denke, sind einzelne unzusammenhängende Bilder, von

einigen belanglosen Begebenheiten in eine dürftige Verbindung zu einander gebracht. Wir irrten schwätzend durch das Gewirr der Gäßchen, die manchmal so eng und schmal waren, daß man mit ausgebreiteten Armen die Häuser der beiden Seiten berühren konnte. Wir fuhren ziellos durch Kanäle und sahen mit halbgeschlossenen Lidern die zitternden Reflexe auf dem Spiegel im Wasser, die Kirchen und Paläste in ihrem Schmuck glasierte Ziegeln und Fresken. Brücken spannten sich wie Blumengirlanden über die Kanäle, darunter sah man das Schimmern einer Piazza. Das Licht der dunstigen Atmosphäre faßte alle Farben in einen Ton zusammen, es legte sich wie ein spinnwebenfeines goldiges Netz um die Häuser und Türme, senkte sich tiefer, spielte leise wie Rauschgold über das glatte Wasser, hing sich an die Ruder an und manchmal verfing es sich in den Wimpern einer schönen Frau. Ein kurzes Sonnendasein schien uns zugeteilt, voll zahllosen Bildchen unterwegs, wie Miniaturen auf den Pergamentblättern eines alten Kodex, einer vita dolce.

Wir taten, was schon tausend Wandrer hier getan hatten, und es fiel uns nicht ein, origineller als sie zu sein. Zum Beispiel: Wir stehen auf dem Markusplatz und füttern natürlich die Tauben. Die Piazza ist leer. Ein Bettler steht im Schatten der Ale nuova an einen Pilaster gelehnt und hat vergessen, daß er ein Bettler ist.

Oder: Vor einem kleinen Kaffeehaus sind ein paar rote und grüne Korbsessel aufgestellt, auf einer Schnur, die von der niederen Dachrinne zu einer aufgesteckten Latte quer über das enge Plätzchen läuft, hängen ein Dutzend Lampions; ein paar blühende Oleanderstöcke und Zitronenbäume, überladen mit den hellen Früchten, leuchten in der Sonne. Lavinia sitzt vor mir und lächelt. Sie hat eine Orange zu schälen begonnen, ein Sonnenstrahl fällt auf die goldene Frucht. Nichts weiter. Aber das jubelt . . jubelt. . .

Und anderswo: Eine Hand, nichts als eine kleine weiße Frauenhand, die lässig auf einer Balluſtrade liegt und träumt. Ich sehe nicht zu, wem die Hand gehört, ich sehe nur hin und bin schläfrig und denke vielleicht an ganz ferne Dinge. Mein Blut rauscht so seltsam, funkelnde Dinge flimmern vor meinen Augen. Die Hand — wie sie wunschlos daliegt und sich dehnt, wie eine Eidechse in der Mittagssonne. Und der Brillant des feinen Ringleins ist das kluge, wache Auge des Tiers, manchmal huscht ein Flimmern drüber hin, golden, giftgrün, kornblumenblau, rot, violett. Dann wieder ist es perlgrau und stumm. Ja, die Hand hat ein Herz und ein Schicksal. Ich blicke darauf wie auf ein schlafendes Antlitz, auf dem man den Traum sieht, der dahinter geträumt wird.

Die erste Nacht hatte ich in dem großen Saal eines Palazzos

Quartier gehabt. Da konnte ich freilich nicht schlafen. Ich spürte auch im Dunkeln die Weite und das Wachsein des Raumes. Die ganze Nacht tönte dieser und redete seine gewaltige Sprache. Am Morgen erklärte ich Lavinia, daß ich nicht wieder hin wolle, sondern im Freien nächtigen würde.

Lavinia lachte mich aus. Ich sei an allzuenge Logis gewöhnt, spottete sie, dem Himmel so nah und die Decke so tief, daß man sie mit der Hand greifen kann, und nachts nicht weiß, vor lauter Stubenglück, ob es die Decke sei oder am Ende gar der Himmel.

Nein, sagte ich, ich wolle in keine Stube. Ich würde schon eine Bank im Freien finden, daran sei ich auch gewöhnt. „Lavinia, da draußen trag ich mein zerlumptes Gewand wie ein Vogel sein Kleid und denke an nichts, aber in euren Palazzos muß ich doch immer dran denken, und ich komme mir dann recht armselig vor."

„Was sprichst du von zerlumpten Kleidern? Bist du nicht mein Page und Kavalier? Guck doch nur in den Spiegel!"

Ich beugte mich über den Rand des Bootes, in dem wir fuhren, und sah mich im Spiegel des Wassers. Wahrhaftig, ich hatte einen dunkelblauen Sammetrock mit blaßblauen Aufschlägen und die feinsten Spitzenmanschetten; die Farben daran zitterten und glitzerten durcheinander, von den Rudern tropften Wassertropfen darauf, leichte Wellen kräuselten darüber hin . . nein, das mußte ein Zauberspiegel sein, der mich so verwandelt hatte und mir ein freundliches Märchenbild vorgaukelte. Aber so sind die Kanäle in der Lagunenstadt, ganz voll Märchen.

Wir lagen am Lido und blinzelten in die Sonne und auf das Meer hinaus. Ich lag auf dem Rücken, in einer Facon, die mich allein selig machte, reckte faul die Arme und schloß eine Weile die Augen. Wenn ich sie dann wieder halb öffnete und über mich nach rückwärts blickte, sah ich vor dem blendenden Äthermeer, in dem die jubelnde Helligkeit alle Farben übertönt hatte, die Riesensilhouette Lavinias, die hinter mir auf dem Boden hockte, sich abheben, wie ein ungeheures Phantom, eine Vision, und ich schloß wieder die Augen; aber das Bild blieb darin. Worte klangen in meiner Seele, glänzende Worte, von denen ich nicht wußte, ob ich sie selber dachte oder ob sie das Geläute ferner Glocken waren.

„Erzähl mir was!" Lavinia sagte es und strich mir leise mit der Hand übers Antlitz.

„Soll ich dir die Geschichte vom Meere erzählen?"

„Ja, Prinz Phantasus, erzähle!"

„Es war einmal . . "

Lavinia schüttelte den Kopf. „Eine wahre Geschichte, mein Prinz, kein Märchen!"

„Meine Geschichten sind immer ein Märchen, und am meisten, wenn sie wahr sind. So höre zu. — An einem winzig kleinen Teich stand ein Knabe und angelte. Der Angelhaken war aus einer umgebogenen Stecknadel verfertigt, die Schnur ein gewöhnlicher Bindfaden und die Stange eine schlanke Haselnußrute. Brennesseln und Kletten wucherten ringsum, und dicht nebenan floß zwischen Erlen und Weidengebüsch ein kleiner Fluß talab. Und immer, wenn der Knabe ein Fischlein aus dem Teich gezogen hatte, lief er schnell zum Fluß und warf es dort wieder ins Wasser. Die Fische waren schmale Tierchen mit schwarzgrünen Rücken, mit Schnurrbart und einem traurigfinstern Gesicht. Man nannte sie Gründlinge, weil sie immer im Schlamm eines abgelegenen Wassers hockten. Der Junge fing sie nur, um sie gleich in den Fluß zu werfen, von wo sie ins Meer gelangen konnten.

Denn das Meer, Lavinia, war für den Knaben das Großartige, das alles klingen machte, was an abenteuerlicher Phantastik und Jugendschwärmerei in ihm steckte. Er hatte keine rechte Vorstellung von dem Meer, er wußte nur, daß es so breit war, daß man nicht einmal bis zum andern Ufer schauen konnte. Aber das war schon unfaßbar. Wenn er nur da an dem Teich stand und an das Meer dachte, übermannte ihn all die Fernensehnsucht und das Heimweh nach der Fremde. Wo lag die nun? Irgendwo, sehr weit. Und er sah mit seinen Augen nach innen, als könnte er dort etwas davon sehen, er sah nicht, wie der rote Korkpfropfen der Angel jäh ein paarmal untertauchte und dann unbewegt auf dem Wasserspiegel ruhte, weil der Köder weg war. Er sagte sich das Wort „Meer" vor, einmal leise; leise, als wollte er das Wort im Munde liebkosen und auskosten, dann jubelte er es laut hinaus, daß eine Elster aus dem Erlenbaum mit Schrecken davon flog; dann sang er eine kleine Melodie und der Text bestand aus lauter gleichen Worten, immer nur: Meer, Meer! All das, was noch unbekannt und unerlöst in ihm schlummerte, was fremd und rätselhaft vor ihm dalag, alles Schicksal, alle Lebensgier, die Zukunft, das Ferne, das Fremde, das Abenteuerliche und Unheimliche, all das wurde in dem einen Wort ahnend in ihm wach. Er fühlte sein Herz zum Zerspringen voll. Und weil er selbst nicht hin konnte, so wollte er den Gründlingen helfen, und es war so wunderbar und gruselig zugleich, einen solchen zappelnden Fisch in der Hand zu halten und ins Wasser zu werfen, von dem man wußte, daß er nun sofort ins Meer schwimmen werde."

„Und?"

Lavinia fragte so. Wie kleine Kinder, wenn man ihnen eine Geschichte erzählt hat.

„Und?"

Die Geschichte ist aus. Der Knabe ist groß geworden und hat das Meer nie gesehen.

Es war aber doch ein Ende, und das verschwieg ich, denn es war sehr töricht. Ich dachte an eine seltsame Begebenheit in der Rumpelkammer eines schönen Hauses. Eine alte Schmetterlingssammlung liegt da, verstaubt und verschlossen. Diese Schmetterlingssammlung ist das schönste, was es gibt. Schmetterlinge und ein Sommertag in der Heimat. Eine Wiese in der Juniblüte, ein Wald, ein Abend in einem Garten und der Nachtduft von Betunien und Violen. Die Schmetterlinge sind seither immer holder geworden, jetzt sind es Riesenschmetterlinge, die die Last der Schönheit kaum tragen können. Man muß nur den verstaubten Kasten öffnen, um sie zu sehen.

So stand einer in der Rumpelkammer am Dachboden und sein Herz zitterte noch mehr als seine Hand, die den Kasten zu öffnen suchte. Was würde er zu sehen bekommen? Am Ende gar häßliche Dinge, zerbrochene Flügel, verrostete Stecknadeln. Er öffnete den Kasten nicht. Ein kleiner Junge stand trotzig da und wehrte der fremden Hand. Der Fremde schlich die Bodentreppe wieder hinunter, voll Nachdenklichkeit, als sei er einer Todesgefahr entronnen.

„Und nun, Lavinia", sagte ich plötzlich laut, „nun sieht er doch das Meer, das blaue, das schimmernde Meer in der Sonne! Und das ist meine ganze Geschichte."

Wir sahen lächelnd einander an. Und dann klangen wieder die Worte in mir, von denen ich nicht wußte, ob ich sie selber dachte oder ob es die Glocken des Campanile waren.

O, du mein Leben, mein süßes Leben! Du gabst mir die Armut und die Not und die Sorge als Weggenossen mit auf den Weg, zu tausenden schicktest du mir graue Stunden, die mich wie Krähen umschwärmten, und Tage, an denen die Sonne nie aufging, und Nächte, in denen Schmerz und Menschenpein mir Kurzweil boten.

Doch ich lache, lache der ungebetenen Gäste. Jauchze, wenn der Tag kommt; und wenn der Abend naht, trage ich schwer an der Fülle seines Glanzes. Denn du gabst mir die Sonne im Herzen! Eine Wunderlampe und Zauberlaterne! Da leuchten alle Dinge um mich herum so seltsam wider, die kleinsten und unscheinbarsten. Du gabst mir Flügel, wie nie ein Vogel sie besaß, Flügel, über alle Erdenschranken zu fliegen, wie ein Vogel Phönix über funkelnde Märchenlande zu schweben. Aber das schönste deiner Geschenke: meine Augen, meine Augen, mich sattzutrinken an all dem Licht und den Blütenfarben der Erde. Eine

kurze Weile nur und Wegspanne teiltest du mir zu, und doch genug, so viel Licht und Himmelsblau und Sonne durch die Augen in den Körper, in die Seele zu trinken, daß es aushält für eine ganze dunkle Ewigkeit.

Und nun wandre ich Wege, geh träumend durch Zaubergärten, höre das Plätschern der Springbrunnen in der Mittagsstille umd das Lied eines Vogels, sehe das Blau des seidenen Himmels, die glitzernden Wölkchen, die bunte Erde, die seltsame Stadt und das blaue Meer.

Und jedes Bild fällt tief in mich. Wie in einem Schrein bewahre ich jedes in mir auf, jedes wie ein Geschmeide früher Goldschmiedekunst. Und schon bin ich reicher als alle Reichen der Erde. Ich besitze tausend solcher Kleinode in meinem Schrein und breite sie zuweilen vor mir aus, als einer, der sich auf Juwelen versteht und für jedes einen kostbaren Namen weiß, freue mich mit den Augen an dem Spiel und dem Leuchten, bis ich sie schließen muß, weil sie die Überfülle des Glanzes kaum fassen können. Und all das gaben doch sie mir, meine Augen, meine nimmersatten Augen, und müßt ich sie auch einmal leerweinen, ich würde doch nicht ärmer. Denn nichts kann mir meine Schätze mehr entreißen, nichts kann all die Bilder wieder ungeschehn und ungesehn machen.

Lavinia hatte sich über mich gebeugt. Tränen standen in ihren Augen, halb lachend, halb weinend rief sie mit seltsamer klagender Stimme:

„Brü-der-lein . . Brü-der-lein . . wach . . auf!"

Ich fuhr erschrocken in die Höhe. Eine schrille Glocke klang minutenlang in meinem Ohr, klirrte, klirrte, und ein heißes Weh durchrieselte mich. Irgendwer hatte mich an der Schulter gerüttelt, eine Stimme knurrte im Feldwebelton, das Haus würde geschlossen, man täte am besten derlei Gesindel den Eintritt in das Museum zu verwehren.

Ich taumelte wie ein Betrunkener davon. Haha, Prinz Phantasus, haha! Wer lachte da so seltsam? Die byzantinische Madonna ohne Herz? Nein, die saß still auf ihrem diamantenen Thronsessel, kalt und unnahbar. Was ging sie der Strolch da an? Und auch die andern verzauberten großen Damen und Herren waren still und waren nur Bilder in vergoldeten Rahmen. Aber dies Lachen, dies verbitterte Lachen? Lachte vielleicht mein Herz so?

Kaum weiß ich, wie ich auf die Straße gelangte. Ich stieß an ein paar Leute an, die mir verwundert nachsahen. Alles tanzte im Kreise um mich, alles wirbelte in mir, alles lag wie in Nebel gehüllt vor mir.

Da kam ich in eine stillere Straße. An den Kandelaber einer Lampe gelehnt wartete ich, daß es auch in mir stiller würde. Lange stand ich so. Da sah ich nebenan den Spiegel eines großen Schaufensters. Vor den stellte ich mich hin und betrachtete mich neugierig. Nachdem

ich mich lange und aufmerksam und von oben bis unten gemustert hatte und endlich wie in begossener Pudel davonschleichen wollte, zog plötzlich mein Konterfei den Hut vom Kopfe und sagte grinsend:

„Das haben Sie famos ausgekocht mein Herr, hoho! Dazu aber haben Sie auch ein Recht, denn Sie sind nicht nur ein Hanswurst, sondern auch ein Aprilnarr. Ärgern Sie sich doch nicht, wenn ich Ihnen die Wahrheit ins Gesicht sage. Wie wir beide nun einmal miteinander und zueinander stehen, ist es nicht anders möglich, als daß wir uns die Wahrheit ins Gesicht sagen. Warum stehen sie jetzt so ganz übergossen und gottverlassen da, ha? Hoho, mein trauriger Prinz, ein Hochstapler bist du, ein Betrüger bist du, ja. Du eskomptierst einen Wechsel auf tausend Tollheiten himmlischer Währung und fälschst die Unterschrift von dem da oben? Und wer bezahlt deine Reihe, ha? Zechpreller des Lebens hoho, du Lump, du!"

Mein Gegenüber hatte ein bleiches Gesicht und machte eine Grimasse, als wollte er weinen. Da aber klang wieder die ferne, weiche, süße Stimme in mir, ganz verschollen: Brü-der-lein . . Brü-der-lein . .

Ein leichtes trauriges Mahnen lag in der Stimme. Da aber machte, der vor mir eine Bewegung, als wollte er etwas von sich abschütteln und lachte fröhlich.

## Gedicht

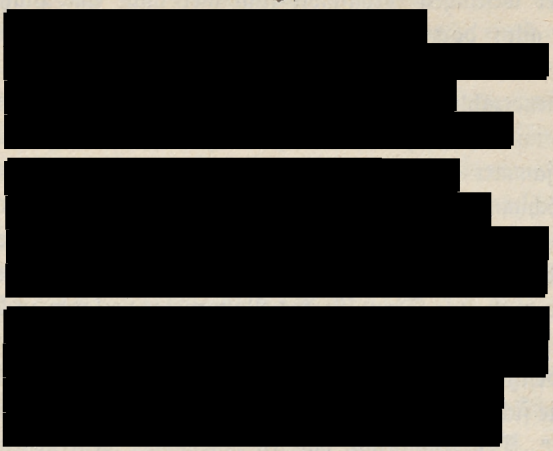
Von Claire Goll, Paris

Am Abend zieht auf der Leinwand des Himmels
Gottes goldener Film vorbei
Bild ich mit den elektrischen Sternen
Ein neues Gestirn:
Deinen Namen.
Und er hängt als ewge Reklame
Für dein Herz über der Welt.

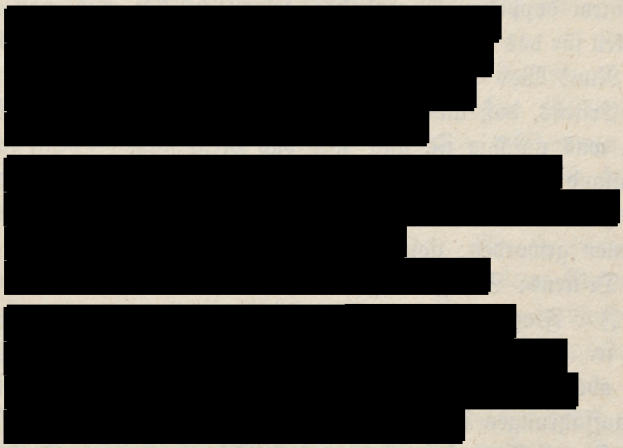
Ach ich kann nicht mehr für dich tun, Geliebter,
Der von Globus zu Globus
Mit Träumen hausiert
Und immer vertrieben
Frieren muß im Sibirien der Einsamkeit.
Tröste dich: Später springst du gewiß mit den Engeln
Durch den Reif des Saturn!

## Zwei Gedichte von Egon Hajek

### Bergsee



### Gebet der Föhren



## Zur deutschen Theaterfrage in Siebenbürgen

Von Heinrich Zillich

Das Theater ist in Siebenbürgen nicht der Ausdruck einer hier vorhandenen Kultur, nicht die Sprechbühne für eine Seelenwelt, die dem Zuhörerkreis eignet; es ist der Verkünder Westeuropas für uns, die wir auf den Rändern des Ostens nach dem Abendland sehen. Es ist keine Unterhaltung für uns, denn eine solche fänden wir besser bei den orts-

üblichen Zigeunerkapellen, noch eine Vorrichtung, uns Probleme der Neuzeit zu vermitteln; es ist mehr, Gestalt gewordene Kunst. Die Maßstäbe der westlichen Großstädte sind hier nicht am Platze, wenn es diese Frage gilt; dort liegt der Schwerpunkt auf dem „Wie", hier auf dem „daß". Nämlich, daß Theater gespielt wird, daß wir im Gezänk der Kirchensteuerzahlerei, in den ohne Zweifel wichtigen Schulsorgen, im Klatsch und im Abklatsch unserer ehemaligen Bedeutung, im politischen Sperlingsgejammer und bürgerlichen Größenwahn nicht ertrinken, daß wir einen Schimmer vor dem auffangen, was über all diesem steht, daß wir einen Hauch dessen spüren, was all diesem erst Inhalt verleiht.

Die Kleinlichkeit unserer Gegenwart, welche neben dem Sinn für das Geistige auch den Sinn für das Notwendige verloren zu haben scheint, indem sie das Notdürftige zu einer Generallehre des Eigennutzes aufbauscht, besitzt bei uns einen für Außenstehende beinahe künstlerischen Reiz, weil sie sich mischt mit einer schematischen Anerkennung des „historisch Gewordenen". Der Ausspruch, daß es wie bisher weitergehen müsse, weil es immer so gegangen, hat die größte Beweiskraft für sich bei einem Volke, das von einem doppelten Augenleiden geheilt werden muß, von seiner Weitsichtigkeit für das Vergangene und seiner Kurzsichtigkeit für das Gegenwärtige.

Nun! Was hat dies mit dem Theater zu tun?

Erstens, daß aus unserer Theaterorganisation all das ausgeschieden werde, was unfähig ist, uns über das Menschliche — denn nur dieses ist Gegenstand der Kunst — Erhellung zu geben. Also weg mit der Operette!

Zweitens: Die Theatervereine sind eine Notgemeinschaft der Hereingefallenen geworden; liquidiert sie!

Drittens: Schafft Regisseure!

Zur Frage der Operette wird geäußert, daß deren Aufrechterhaltung nötig sei aus finanziellen Gründen; kulturelle werden nicht angeführt, dafür aber traditionelle. Der erste Einwand ist, soweit ich bei den Märzaufführungen in Kronstadt beobachten konnte, unrichtig. Die Operette bringt finanziell weniger ein als das Schauspiel (eine Tatsache, die das Publikum ehrt) und wirft auf keinen Fall einen Überschuß zugunsten der ernsten Bühne ab. Wenn früher Operetten gespielt wurden, so ist das kein Grund, in diesem Fahrwasser fortzusegeln, besonders nicht, wenn man eine weitere Verwässerung unseres Geschmackes verhindern will. Das lechzendste Bedürfnis nach diesen Courths-Mahlereien der Musik wird befriedigt und zwar in einer ordentlichen Weise durch die Operettenaufführungen der örtlichen Musikvereine. Eine mehrtägige oder gar mehrwöchentliche Operettenspielzeit aber zerstört nicht nur die Wirkungsmöglichkeiten des Schauspiels, sondern schmälert auch dessen Erträgnisse.

Daß wir finanzielle Fragen berühren müssen, ist bedingt durch die Organisation unseres Theaters. Früher, als Geschäftsleute mit ihren Kulissen und Mimen im Lande herumzogen, war das Theater wohl schlechter, aber es ärgerte niemand, weil es die Sache eines anderen war. Heute haben wir ein eigenes Theater, welches so viel Kinderkrankheiten zu bestehen hat, daß der Patient darüber jede Kraft zu verlieren droht, denn seine Krankheiten sind, soweit sie sich auf das Organisatorische beziehen, organischer Natur. Ein Theater ohne Fachmänner gründen heißt, die Gründer in die Zugluft der Bühne locken, wo sie das Reißen kriegen, das die Bühne umreißt. Der Mut lohnt sich wohl selbst, der hier bewiesen wurde, aber er lohnt sich nicht für das Theater, welches ihm sein Entstehen dankt, aber sein Stehenbleiben von ihm nicht lernen wird. Was hilft der gute Wille, der hier ein Arbeitsfeld geschaffen hat, wie wir es ähnlich nie besessen haben, wenn er bismarckisch darauf vertraut, daß der in den Sattel gesetzte Reiter auch reiten könne. Dieser schleppte nicht nur die Operette mit, sondern sitzt schief im Sattel, weil er von rechts aufgesessen ist. Zur Bühne gehören keine Sonntagsreiter; die mögen sich gelegentlich im Tattersall tummeln, aber ins Freie gelassen, bieten sie bloß ein Bild der Erheiterung.

Die geschäftliche Seite der Theaterangelegenheit braucht zu ihrer Ordnung Geschäftsleute und keine Zentralisation, keine Filialen des Theatervereins, sondern in ihrem örtlichen Rahmen vollkommen selbständige Organisationen, die am Gewinn in irgend einer Weise beteiligt sein müssen, aus zwei Gründen, um die Tätigkeit der Organe anzuspornen und um der Abhängigkeit von Stiftern zu entgehen. Die Zentralleitung möge sich dabei nur auf diejenigen Dinge beschränken, die keine künstlerische Beurteilung brauchen und keine örtlich lösbaren Fragen berühren; sie möge also im Wesentlichen die Abrechnungs- und Ausgleichsstelle, die diplomatische Verständigungskanzlei für die Unterverbände abgeben. Der rechtliche Rahmen hiefür ergibt sich aus dem Handelsgesetzbuch. Das Betriebskapital kann durch Aktien aufgebracht werden, wobei der Vorstand nichts anderes als die wirtschaftliche Seite des Unternehmens zu überwachen hätte, während der künstlerische Leiter der Truppe zwar von ihm angestellt, dann aber völlig selbständig gelassen werden müßte, wenn wirklich Theater gespielt werden soll. Der künstlerische Leiter hätte den Spielplan zu bestimmen, Schauspieler zu engagieren, mit den Ortsverbänden (rechtlich etwa dem Ausschuß der lokalen Aktienbesitzer oder deren Beauftragten) zu verhandeln und mit diesen zusammen die Pflicht, eine bestimmte Ertragssumme für jede Aufführung an die Oberleitung abzugeben. Der Überschuß wäre sinngemäß zu verteilen an die Oberleitung, die Schauspieler und die Ortsvereine.

Die Organisation auf solcher Grundlage ist möglich, sofern jeder Ballast über Bord geworfen wird, der unkünstlerisch und unfachlich ist, wenn also die Operette verschwindet. An der Spitze nicht nur der künstlerischen, sondern ebenso der geschäftlichen Abteilung, wenigstens bei der Truppe selbst, muß ein Mann stehen, der die Bühne kennt. Voraussetzung ist die Loslösung aus den Fesseln und Schulden der bisherigen Vereine.

Diese Skizzierung genügt als Schema für die äußere Erneuerung unseres Theaters. Sie ist unvollständig, gibt aber die Wegrichtung an. Die nähere Orientierung mögen Verhandlungen der Verantwortlichen suchen.

Die künstierische Frage zerfällt in die Fragen des Ensembles, der Regie und des Spielplans. Wir gehen auf alle ein, indem wir als Grundlage der Betrachtung die letzten Aufführungen in Kronstadt nehmen.

Man kann in Großstädten, welche bei einem Dutzend von Bühnen jede Art von Schauspiel dem Publikum zur Auswahl lassen, den Spielplan auf ein Stück stellen; die Einzelbühne, welche dort kein anderes Ziel verfolgen kann, als ein bestimmtes Werk gut auf die Bretter zu setzen, ist hier zum Mittelpunkt geworden, ist, auch ohne es zu wollen, mit viel mehr Macht versehen, mit Macht, die verpflichtet. Die kurzen Spielzeiten sind keine Reihe von Spieltagen ohne Zusammenhang, sondern eine gestellte Frist, welche beherrscht werden muß durch Auswahl der Stücke. Dabei ist der Ton der Aufführungen nicht äußerlich festzusetzen, etwas nach Düsterheit oder Tendenz der Werke oder gar nach literarischen Daten, sondern zu stimmen nach einem Programm, nach einer, wenn auch kaum ausdrückbaren und beweisbaren Steigerung der Erschütterungen, die das Theater bewirken kann. Man beginne zum Beispiel mit den „Räubern", spinne den Klang fort durch den „Don Carlos" und senke ihn ins Schwere durch Büchners „Woyzeck", reiße ihn empor durch Romain Rollands „Danton", werfe ihn weiter in die „Weber", führe ihn zu Unruhs „Geschlecht", zu Bert Brechts „Trommeln in der Nacht" und lasse ihn im Großen vertönen durch den „Faust". Ein solches Programm schließt nicht aus, daß Lustspiele mit ernsten Stücken wechseln. Der Eindruck einer Aufführung verfliegt nicht in einem Tage, wird aber gründlich zerstört durch schlechte Stücke, die jede Lust am Theater rauben. Dabei halte derjenige, der die Auswahl der Schauspiele trifft, vor Augen, daß er der Bestimmende ist, daß das Publikum und dessen Geschmack unmaßgeblich sind, weil jenes bloß die Saiten für sein Schaffen abzugeben hat.

Welche Aufgabe harrt hier eines großen Dramaturgen und Regisseurs! bei diesem Publikum, das bestenfalls etwas musikalische Kunst, sonst aber

nicht einmal Theaterdisziplin besitzt, das weder schlecht noch gut, sondern bloß aufnahmefähig ist! Es ist zu allem zu führen, am leichtesten allerdings zu seiner eigenen Beschaffenheit, wie aus dem Eindruck der Aufführung eines Stückes ersichtlich war, welches das Unglaublichste an Kleinbürgerlichkeit darstellt. Ich meine die „Armut" von Anton Wildgans, dieses Schauspiels, das eine spießbürgerliche Weltdeutung mit den Mitteln des Spießers vollbringt. In diesem Stücke überrascht nichts, weil alles so kommt, wie es die Angst vor Entgleisungen des Dichters befürchtet; nun sind diese Entgleisungeu aber triebhaft aus der Existenz eines hervorgebrochen, der sich niemals zur Freiheit des Lebens, aber auch nie zur Leidenschaft, höchstens zu schlecht gereimtem Pathos aufschwingen konnte. Hier hat kein Dichter gedichtet, sondern ein Postbeamter seine Erziehung abgeschrieben. Wenn selbst die Romandummheit der Gestalten: der Schreiber als Christus mit Zwicker, der Amtsvorsteher, welcher mephistophelisch und faustisch in einer Person (die auch gleichzeitig der Tod mit Taschenuhr ist) auftritt, der Gymnasiast, welcher, sofern er gerade nichts zu sagen hat, in der Zimmerecke Welträtsel zynisch-gläubig in Reime bringt, wenn selbst die Tochter, welche sich für den Vater dem selbstverständlich verführungsbereiten Zimmerherrn offeriert, wenn der Zimmerherr, der rasch geläuterte und am Totenbett Heiratsanträge vorbringende, wenn auch all dieses möglich wäre bei einem Dichter, der es beherrscht, so ist es ein Skandal bei diesem, der eine naturalistische Gestaltung mit faustischen Versen mystisch durchbricht, der nirgends Kraft findet, wahrhaft zu sein, dessen Dichten und Denken Klischees sind. Nun besitzt dieser Dichter einen guten Ruf, zwar auch diesen nur, weil er wie ein braves Mädchen nichts angestellt hat, was der Rede wert wäre, aber er besitzt mehr, die Fähigkeit, auf ein Publikum, das nichts als sich kennt, zu wirken durch das, was ihn nicht vom Publikum trennt, durch jene Gefühlswelt, aus der die Verlogenheit unserer bürgerlichen Ideale stammen. Er ist eine Gefahr, nicht für wahre Kunst, aber für die Eindrucksmöglichkeiten der Kunst; er wirkt wie ein Buch von Marlitt: Stumpfheit-verstärkend!

Wir dürfen solche Stücke nicht aufführen, sie schaden mehr als ein geiler Schwank, der die Wirklichkeit offensichtlich übertreibt und verzerrt.

Hüten wir uns ebenso vor manchen Ibsenstücken, die nur aus den Problemen der 90-er Jahre zu erfassen sind, aber keine immerbleibenden menschlichen Leidenschaften gestalten, wie der „John Gabriel Borkmann".

Das Theater besitzt bei uns Aussichten wie in keiner Großstadt; es ist bei uns nur möglich mit einem festen Stamm von mindestens für ein Jahr verpflichteten Schauspielern; es kann nur ein Ensembletheater sein. In den Großstädten, wo heute die großen Schauspieler nur für

bestimmte Aufführungen gewonnen werden können, verkümmern die Mitspieler, weil sie sich nicht aufeinander einarbeiten können. Uns schützen äußere Verhältnisse vor dieser Gefahr, wir sind gezwungen, ein einheitliches Spiel zu erstreben, indem wir eines erfüllen müssen, was noch unerkannt zu sein scheint, ein Ensemble zu werben und unter eine straffe Leitung zu stellen. Die Regiefrage ist die wichtigste von allen. Ist sie gelöst, so vermögen wir in Siebenbürgen eine Bühne aufzustellen, die erstklassig ist. Wir werden keine Weltschauspieler besitzen, aber ein Theater, das groß sein kann durch seine Einheitlichkeit und Geschlossenheit, durch die Begeisterung seiner Mitglieder. Um diese menschlich an uns zu binden, muß ihnen eine bessere gesellschaftliche Behandlung, als sie bisher erfahren haben, gewährt werden. Die bürgerlichen Einwände gegen den Schauspieler außerhalb der Bühne werden sofort ihre Gültigkeit verlieren, wenn die Operettenspieler verschwunden sind.

Die Regieführung des jetzigen Theaters ist ausdruckslos. Aufführungen, wo keine fühlbare Gesamtleistung geschaffen wird, wo der besser begabte und intelligentere Spieler sich ein eigenes Bild seiner Rolle macht, welches den Kollegen ad absurdum führt, sind ein quälendes Treiben von Personen, die scheinbar miteinander, aber tatsächlich durcheinander spielen. Keine einzige Aufführung der Kronstädter Spielzeit war in sich geschlossen. Nirgends war der einheitliche Ton gewahrt, war Steigerung und Tempo richtig verteilt, gab es eine gute Raumfüllung der Bühne. Die Einzelleistungen waren mitunter der Beachtung würdig, in erster Linie das Spiel von Max Werner Lenz, der nie unwahr wurde, der niemals seine Kräfte und seine etwas schwache Stimme überspannte. Wie sehr die Regieführung daneben griff, zeigt das Beispiel Ebert-Grassows im „Wettlauf mit dem Schatten". Er spielte den Dichter mit einer Männlichkeit, die ihm (Ebert) eigen ist, aber nicht einem von innerer Hellsichtigkeit besessenen Menschen. Der Regisseur hätte dies erkennen müssen. Das unverwüstliche Lustspiel Bunbury wirkte zweifellos, aber die Pointen Wildeschen Witzes und Unsinns versackten in einer gleichbleibenden Lustigkeit, der jedes Temperament fehlte.

Genug der Beispiele! Die heutige Truppe könnte zehnmal besser sein, wenn sie nicht bloß geleitet, sondern auch geführt würde. Wenn über ihr die Diktatur des Regisseurs errichtet wäre, dem sich auch der Theatermaler zu unterstellen hat. Die Gegensätze der persönlichen Eignung und Stückauffassung der Schauspieler, die große Spannung zwischen Dichtung und Bühne, die von vornherein immer bestehen, die dritte Ecke dieses Dreiecks, das Publikum, sie müssen durch den Spielleiter zu einer Gestalt gebracht werden. Dieser hat das Unwahrscheinliche zu leisten, die

Ecken des Dreieckes in einen Punkt zu legen. Was nützen begabte Schauspieler wie Lenz, Nitka, die Faber, wenn sie auf eigene Faust losspielen? War bei einer der letzten Kronstädter Aufführungen die Sprechweise, die Haltung, die Bewegung auf der Bühne, die Raumfüllung so, daß sie nicht anders hätte gedacht werden können, nachdem der Vorhang sich gehoben hatte? Stücke vertragen manche Auslegung, aber die einmal gewählte und in der ersten Szene angeklungene muß sich entfalten, darf nicht von Akt zu Akt die vorauseilende Phantasie in eine andere Richtung willkürlich weisen; Szene aus Szene muß sich entwickeln und nicht aneinander reihen, unorganisch und kaum in sich selbst geschlossen.

Der Regisseur ist zu suchen; ihm muß Macht gegeben werden und Zeit. Dann werden wir bei vorhergegangener Lösung der äußeren Fragen, welche erlauben, daß gespielt wird, auch erleben, wie gut hier gespielt werden kann, — ohne Weltschauspieler, die allein ein Stück zu tragen vermögen, — mit Schauspielern, welche zusammen ein Rundes schaffen, wahres Theater.

Es wäre sogar möglich, ein Siebenbürgisches Theater zu schaffen mit landschaftlich und menschlich bedingter Eigenart, verschieden von den sonstigen deutschen, wenn wir ein Publikum hätten, das Theaterkultur besitzt, wenn es hier eine gläubige Theatergemeinschaft gäbe — aber das sind alles Wenn's, die mit einem Nie einen Satz bilden.

## Die grüne Generation

Von Dr. Karl Hoch, Schäßburg

Das Leben unseres Familien-Völkchens, wo seiner angeblich rein demokratischen Grundlage zum Trotz gottlob noch immer ein von Stadt zu Stadt, von Bezirk zu Bezirk in innigem Zusammenhang stehender kleinerer Kreis dafür sorgt, daß seine bleibenden Entwicklungs-Grundlagen gewahrt werden, wird in erhöhtem Maße durch das Gepräge der aufeinander folgenden Generationen bestimmt. Dabei ist freilich darauf zu achten, daß eine Generation nicht etwa eine Summe von Menschen bedeutet, die im Zeitraum vom 1. Januar soviel und soviel bis zum 31. Dezember soviel und soviel geboren sind, sondern eine von den gleichen Jugend-Eindrücken erfüllte und die empfangenen Zeiteindrücke in gegenseitigem Bestimmen verarbeitende Gruppe. Je mehr diese Gruppe aber in das praktische Leben hineintritt, desto mehr fängt ihr Sonder-Gepräge an, sich mit dem Gesamt-Gepräge der größern Gemeinschaft,

in die sie hineingestellt ist, auseinander zu setzen. Was aus dem Sondergepräge herauswächst, hat sich in den Dienst der gesamten Volksgemeinschaft zu stellen. Die Eigenart der Volksgemeinschaft wirkt immer mehr auf das Sondergepräge zurück. Besitzt die Generation aber innere Kraft, so bereichert sie wiederum dauernd die Volksgemeinschaft durch die Spuren ihrer Eigenart. Die Generationen bringen zunächst als „Junge" Bewegung in den Volkskörper, bewahren ihn vor Erstarrung — wenn die Bewegung sich gegebenenfalls auch in den Dienst einer von Haus aus konservativen Weltanschauung stellt. Dann rücken sie immer mehr unter die eigentlich Bestimmenden vor, wobei es von den nach beiden Richtungen benachbarten Generationen (selbstverständlich auch von ihnen selbst) abhängt, ob sie eine zeitlang die einzig Bestimmenden sind oder ob sie diese Rolle abwechselnd mit den vorangegangenen und den nachfolgenden, eine zeitlang vielleicht mit beiden gleichzeitig teilen. Solange und in solchem Ausmaße ist wohl kaum eine Generation schlechthin bestimmend gewesen wie die Generation G. D. Teutschs: die Jungen der 40-er Jahre und die „alte Garde" der endenden 80-er und beginnenden 90-er. Sie überwand zunächst mit innerer Lebenskraft die gegen sie einsetzende „jungfächsische" Bewegung und wurde erst Anfang der 90-er Jahre, als der größte Teil von einem Höheren schon abberufen war, von der im Gegensatz zu ihrem Träger ziemlich kurzlebigen Generation Dr. Karl Wolffs abgelöst. Diese fand schon beim Beginn ihres das Volksganze bestimmenden Einflusses die neuen Anwärter, die „Grünen" auf ihrem Wege. Kurzhin hat das von Anfang bedeutendste Glied dieser „grünen" Generation seinen 60-ten Geburtstag gefeiert. Auch die Anderen sind allmählich in die mit zwiespältiger Empfindung aufgenommene Respekts-Rolle der „Alten" aufgerückt, die nur noch wenige Vertreter einer vorangegangenen Generation vor sich sehn. Einer von diesen nunmehrigen „Alten", dem von Anfang an mehr die bescheidenere Rolle des „res gestas scribere" als die stolzere des „res gerere" zugefallen ist, folgt der freundlichen Einladung an einem Unternehmen der heutigen Jungen teil zu nehmen und benützt die Gelegenheit, über das Gepräge seiner Altersgenossen zu berichten.

* * *

Wenn heute noch hie und da von „Grünen" gesprochen wird, so pflegt man darunter in einseitiger Weise eine bestimmte politische Richtung zu verstehen. Von Anfang an setzten die Außenstehenden fälschlicherweise die grüne Bewegung mit der politischen grünen Opposition gleich, mit jener Opposition der 90-er Jahre, die sich zunächst gegen die Stellung unserer offiziellen Politik in der Frage der kirchenpolitischen Vorlagen

richtete, in der weitern Folge die gesamte regierungsfreundliche Haltung dieser Politik angriff und wie das bei solchen Bewegungen geht, sich auch an die Spitze lokaler oppositioneller Strömungen stellte.

Es muß festgestellt werden, daß auch für die organisierte Bewegung diese regierungs- und gleichzeitig inner-oppositionelle Stellung nur die nach außen am deutlichsten zu Tage tretende Seite war. Sie war nicht ihr Um und Auf. Die organisierte Bewegung ging von der 1893-er „Zusammenkunft jüngerer Volksgenossen" in Mediasch aus. Diese Zusammenkunft war einberufen worden zur Fühlungnahme von „Freundeskreisen", die in den verschiedenen Städten schon bestanden und die sich die Erörterung einzelner Lebensfragen unseres Volkes zum Ziel gesetzt hatten. Den ausgesprochendsten Charakter hatte vorerst der einladende Freundeskreis: die Hermannstädter „Montags-Gesellschaft". Dies war ein Kreis von jungen Männern, die — meist in der zweiten Hälfte der Zwanziger stehend — vom Bestreben zusammengehalten wurden, sich in seinen Besprechungen über die verschiedenen Fragen unseres Volkslebens zu orientieren und sich durch gegenseitigen Gedankenaustausch zu fördern. Das zu erhoffende Endresultat dieser gegenseitigen Förderung sollte allerdings auch eine praktische Bereicherung unseres Volkslebens sein. „Nationale Belebung" hieß das Ziel, das man sich gesetzt hatte. Das einzige Angriffs-Objekt, wenn wir überhaupt von einem solchen sprechen sollen, war die pessimistische Volksstimmung. Im Kampfe gegen diese sah man vertrauensvoll zu den Volksführern, insbesondere zu dem einen, der seit 1890 der ausgesprochene Volksführer war und der mit Energie daran ging, den im 90-er Volksprogramm enthaltenen Arbeitszielen Leben zu geben: Dr. Karl Wolff. Von der Organisierung einer Opposition war bei der Gründung der Hermannstädter Montagsgesellschaft keine Rede und ebenso wurde auch für die nach Mediasch eingeladene Zusammenkunft die Tendenz einer solchen politischen Parteiorganisation in Abrede gestellt. Allerdings hatte die Situation schon eine Abänderung erfahren. Der Streit der ungarischen Regierung mit der päpstlichen Kurie in der Frage der „Wegtaufen" hatte den Verfechtern des betonten Liberalismus in der Regierungspartei den willkommenen Anlaß gegeben, mit einem entschiedeneren kirchenpolitischen Kampfesprogramm auf den Plan zu treten. Der der Aktion widerstrebende Ministerpräsident Szapáry wurde zur Demission genötigt und das neue Ministerium Wekerle brachte die sogenannten kirchenpolitischen Vorlagen über Einführung der staatlichen Matrikelführung, der Zivilehe und über die „Religionsfreiheit". Der letztere Gesetzentwurf eröffnete die Möglichkeit, konfessionslos zu werden. Man sah in dieser Möglichkeit schon damals die Gefahr, es könnte die Öffnung

der Tore von Drückebergern ausgenützt werden, denen die Lasten unserer Kulturrüstung zu schwer würden. Schon der Sturz des als prononziert sachsenfreundlich geltenden Szapáry erhöhte die Mißstimmung der neuen Politik gegenüber, die bis jetzt weniger in jüngern als eben in ältern Volkskreisen zu finden war. In den kirchenpolitischen Vorlagen sah man aber eine ernste Gefährdung der Interessen unserer eigenen Kirche und damit unseres Volkes. Die Besorgnis war ebenso bei den Alten (bei der alten Garde Bischof Teutschs) und der nunmehr politisch führenden Mittelgeneration Dr. Karl Wolffs wie bei den Jungen rege. Sie machte auch bei denen keinen Halt, die den neuen politischen Kurs beizubehalten wünschten.

Der Mehrzahl der Jungen erschien diese Beibehaltung als national unwürdig und eine solche politische Stellung geeignet, unserer Volksseele statt dem gewünschten Schwung eine nur noch größere Depression zuzufügen. Kurz, die Mehrzahl der Jungen bildete den Kern einer immer entschiedener werdenden Opposition, die in der Folge weitergriff und verschiedene andere oppositionelle Strömungen zu einer einheitlichen starken Partei vereinigte. Als Anspielung auf das jugendliche Alter der Kombattanten hatten die Kronstädter Gegner jene Kerntruppe spottweise die „Grünen" genannt.*) Die Betroffenen nahmen den Namen mit Umdeutung in das Grüne, Sprießende, Hoffnungsvolle an, er breitete sich bald auf die ganze oppositionelle Partei der neunziger Jahre aus. In dieser Bedeutung ist er später ausschließlich verstanden worden.

Ich erlaube mir ihm wieder die ursprüngliche Bedeutung einer Generations-Bezeichnung für jene, von denen die Bewegung ausging, zu geben und indem ich auf die in ihr regen, treibenden Kräfte zurückgehe, ihn auszudehnen auf die ganze Generation, in der sie rege waren.

Was war denn das charakteristische Merkmal der Grünen? Was gab ihnen ihr Gepräge und wirkt auch auf ihr heutiges Gepräge mit jener Beschränkung, die sich durch den natürlichen Seelenwandel ergibt? Unabhängig davon, ob ihre alte Parteifahne in ihrer heutigen politischen Stellung irgendwie nachwirkt oder ob sie überhaupt je Parteigrüne gewesen sind.

Um es kurz zu sagen: ihr bedingungsloser Nationalismus, der sich weder mit irgend einer andern Ideenrichtung abzufinden sucht, noch auf irgend eine Verbrämung ansteht. Es macht ihm keine Gewissenskruppel, wenn es erforderlich ist, auch illiberal zu werden, sich mit dem Evan-

*) Die Neigung zu schärferm Sarkasmus, die in Kronstadt zu Hause ist, fand in „Versailles" für den 93-er Mediascher Tag die Bezeichnung des „ersten politischen Kindergartens".

gelium von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Widerspruch zu setzen. Er späht auch nicht nach einem fremden Rechtstitel für seine eigene Lebensberechtigung aus. Es sind doch nur vorübergehende Anwandlungen und Selbsttäuschungen, wenn der Eine und der Andere meint, er müsse deshalb national sein, weil nur durch Entfaltung der mannigfaltigen nationalen Eigenarten die Menschheit dem höchsten Kulturziel zugeführt werden können oder konkreter, er müsse sein Deutschtum pflegen, damit dereinst die Welt daran genesen solle. Es ist ja möglich, daß auch von einem gewissen kosmopolitischen Standpunkt aus gesehn, die Pflege der nationalen Eigenart ihren Wert und daß es mit dem deutschen Wesen wirklich jene Bewandnis hat. Aber wenn wir für die Pflege unserer nationalen Eigenart den Rechtstitel dieser oder der andern kosmopolitischen Idee entlehnen, so sind wir eben grundsätzlich Kosmopoliten. Der Nationalismus ist dann nur Mittel zum Zweck. Der grünen Generation war und ist er nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck, etwas Selbstverständliches bei sich — und beim Gegner.

Den festen Grund für diesen bedingungslosen Nationalismus bildeten die Eindrücke, die der Knaben-Jüngling aus den hochgehenden Wogen nationalen Kampfes im Anfang der 80-er Jahre empfingen. Dann fand der Universitäts-Student in der zweiten Hälfte des Jahrzehntes in Reichsdeutschland den Geist Bismarcks in vollster Geltung. Es bewegte die Geister da draußen, im deutschen Mutterlande, nicht mehr das in den allgemeinen Freiheitstraum eingetauchte Streben nach einem nebelhaften Phantasiegebilde; es war ein selbstsicheres Fußen auf festgegebener Grundlage. Politische Romantik hatte ihren Kurswert verloren. Und das zeitigte in dem sächsischen Universitäts-Studenten, der sich doch sagen mußte, daß er an der neuen Reichsherrlichkeit keinen direkten Anteil habe, naturgemäß nicht etwa eine bombastische Deutschtümelei, sondern ein Besinnen auf die festen Werte, die das eigene enge Volksleben hat — ein zuversichtliches Erfassen dieser Werte, aber doch schon den Sinn für die notwendige Selbstbeschränkung. Es muß darauf hingewiesen werden, daß in den Thesen der Mediascher 1893-er Zusammenkunft in einer jedenfalls einseitigen Weise unser Volksbewußtsein ausschließlich als ein siebenbürgisch-sächsisches hingestellt wurde. Heute erweitert sich dieses siebenbürgische Sachsentum auch in seiner praktischen Tätigkeit zu einem Ostdeutschtum. Aber gerade an diesem Punkte müssen wir uns des spezifischen Preußentum Bismarcks erinnern, das zum großen deutschen Reichsbau notwendig war. Soll ein werdendes Gebilde sich um einen festen Kern herumgestalten, so muß zunächst der Kern festbleiben. Genug, jener Geist der politischen Selbstbeschränkung war schon dem jungen Universitätsstudenten

eigen. Es hinderte die übergroße Mehrzahl nicht daran, ein Jahrfünft später eine zeitweise sehr scharfe Oppositions-Stellung einzunehmen, als sie der Meinung waren, die Selbstbeschränkung der politischen Volksführer übersteige das nötige Maß. Die spätere Abwendung von dieser Oppositions-Stellung bedeutete aber nicht etwa eine zentrale Wandlung, sondern die Fortentwickelung einer politischen Denkungsweise, die ihren Kern in der Gedankenwelt des Universitätsstudenten und des ganz frisch in das Berufsleben eintretenden jungen Mannes hatte. Die „Grünen" waren als Universitätsstudenten nichts weniger als das, was man gemeiniglich national-radikal nennt. Sie waren radikal-national im Sinne des eben entwickelten unbedingten Nationalismus. Aber dieser so aufgefaßte unbedingte Nationalismus schließt die Erkenntnis der Selbstverständlichkeit in sich, daß auch der Volksfremde unbedingt national, daß ihm sein eigener nationaler Egoismus eben so sein höchstes politisches Sittengebot ist. Ob man dann diesen oder den andern Schritt, der im Rahmen dieses nationalen Egoismus getan wird, als zweckentsprechend findet, das ist eine Frage der politischen Taktik, deren Beantwortung verschieden ausfallen kann. Wir hielten wenigstens die groben Magyarisierungsbestrebungen auch vom Standpunkt des Magyarentums selbst als verfehlt. Die Folge hat uns in einem von uns selbst unerwünschten Maße recht gegeben. Selbstverständlich mußte der Nichtmagyare sich vom Standpunkt seines eigenen nationalen Egoismus gegen alle Magyarisierungsbestrebungen gegen die gröbern, wie gegen die feinern wehren. Es war dabei wie bei der Entfaltung seines gesamten nationalen Egoismus wiederum eine Frage der politischen Taktik, mit welchen Mitteln dies geschah. Jedes der nichtmagyarischen Völker wählte sich diese Mittel nach seinen eigenen politischen Bedürfnissen. Es war eben so unangebracht, sich über den Opportunismus des einen zu entrüsten, wie es — wenn man damals das gewußt hätte, was man heute weiß — unangebracht gewesen wäre, es über den staatsverräterischen Irredentismus zu tun. „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Wo eine Platz greift, muß die andere weichen." Eine mit dem einen Fuße noch in der weltbürgerlich-liberalen Auffassung steckende Auffassung hatte sich ein Weltbild edelster nationaler Toleranz geschaffen, nach dem Wolf und Lamm jedes friedlich seine Eigenart entwickeln sollte. Nur schade, daß es — wie wir heute am deutlichsten sehn — zur Eigenart des Wolfes gehört, das Lamm zu zerreißen. Und da ist eine sittliche Entrüstung des Lammes ziemlich deplaziert. Es gilt für es Mittel und Wege zu finden, sich dem Zerrissenwerden zu entwinden.

Von solcher Gedankenwelt aus konnte die junge Generation sich

vorerst mit der Versöhnungspolitik eines Oskar von Metzl eher aussöhnen, als das Gros der Mittlern und Alten. Im bismarckischen Deutschland hatte sie gelernt, das reale Interesse zu werten und hatte bei allem Betonen des Standpunktes, daß bei den eigenen Handlungen nur das eigene Interesse maßgebend zu sein habe, ein erhöhtes Verständnis für die unbedingten Erfordernisse des modernen Staates erlangt.

Es ergab sich daher natürlich, daß beim ersten Beginn des neuen politischen Kurses Vertreter der jüngsten Generation seine überzeugtesten grundsätzlichen Anhänger waren, überzeugter vielleicht als manche seiner Träger — jedenfalls überzeugter als das Gros seiner Anhänger unter den Mittlern und Alten. Der eben damals nach Hermannstadt übersiedelte „Siebenbürgische Volksfreund", der hauptsächlich von den Vertretern der jungen Generation gespeist wurde, vertrat die neue „offizielle Politik" viel ausgesprochener als das damalige „S.-D. Tageblatt". Es suchte nach einer grundsätzlichen Linie für diese neue Politik und fand sie im großen und ganzen in der Richtung, wie sie später Gemeingut wurde. Auch dies letztere war die Auswirkung der schriftstellerischen Tätigkeit zweier Männer, von denen der eine seinerzeit einer der schärfsten Kämpen in der Bewegung war, der andere, obwohl etwas später in das öffentliche Leben gelangt, doch auch heute noch vollständig das Gepräge der grünen Generation trägt. Die Fortsetzung fand diese beim „Volksfreund" begonnene Ideenarbeit in den Beratungen des 1893-er Mediascher Tages. Hier behielt die mehr auf diese Ideenwelt gestellte Hermannstädter Richtung gegenüber der von Anfang an scharf oppositionellen Kronstädter noch die Oberhand. „Unsere Volksidee" — lautete eine der in Mediasch angenommen Thesen — „ist noch immer die ursprüngliche, die Wacht an der Grenze des ungarischen Staates". Man könnte dieser These gegenüber vielleicht einwenden, daß sie keinen genügend deutlichen Unterschied zwischen dem machte, was auch für den Außenstehenden Wert hatte und was uns selbst den Kernpunkt unserer politischen Lebenswerte bildet. Daß es sich freilich um einen wesentlichen Bestandteil dieser Lebenswerte handelte, ist uns später zum lebendigen Bewußtsein gelangt.

Kurz und gut: was später als grundsätzlicher Boden unserer Politik doch so ziemlich allgemeine Annahme gefunden hatte, kann in seinen Wurzeln in die Thesen des 1893-er Mediascher Tages hinein verfolgt werden. Nicht als ob es sich äußerlich um vollständig neue Gedanken handelte. Teilweis ältere Gedanken gliederten sich aber in ungezwungener Weise an den allgemeinen Ideengang des unbedingten Nationalismus an und fanden gerade in diesem ihre natürlichste Grundlage — eine viel natürlichere als sie im weltbürgerlichen Liberalismus der Jungsachsen

und eine standhaftere als sie im „reinen Opportunismus" der den Grünen vorangehenden Generationen hatten.

Die trotzdem bald einsetzende grüne Opposition war im Grunde nur eine Reaktion gegen verschiedene Schlacken des seit 1890 verfolgten politischen Kurses. Diese wirkten auf die Gefühlswelt eine schlechtwegs nationalbestimmten Generation aufreizend. Selbstverständlich war wie die größere Anzahl der Menschen überhaupt auch die größere Anzahl der in Frage kommenden Generationsgenossen vor allem gefühlsmäßig bestimmt; die oben erwähnten intellektuellen Erwägungen beschränkten sich naturgemäß auf einen viel kleinern Kreis. Der Kreis der Volksgenossen, deren unmittelbares nationales Gefühl gleichermaßen gegen jene erwähnten Schlacken, wie gegen den gesamten neuen Kurs reagierte, erweiterte sich durch Vertreter der vorangehenden Generation, wie nicht minder durch jüngere Volksgenossen, die tatsächlich mehr unter der psychologischen Nachwirkung der ältern Generation standen und zwar jenes Teiles, der von Anflügen tatsächlichen nationalen Chauvinismusses nicht frei war. All diese Mitläufer der grünen Bewegung bestimmten ihr Wesen umso weniger, als wirklicher nationaler Chauvinismus, der den eigenen Volksgenossen bedingungslos sämtliche menschlichen Vorzüge zuschreibt, nicht auf dem Boden des reinen Nationalismus erwächst.

Und allen Begleiterscheinungen zum Trotz sollte die ganze Bewegung nicht in erster Linie der Tagespolitik dienen. Ihr Ziel war die Erneuerung unseres Volkslebens auf der Weltanschauung, von der die Generation erfüllt war und wie ich glaube, im wesentlichen bis heute erfüllt ist.

* * *

(Schluß folgt.)

## Bachs Matthäuspassion in Kronstadt

Von Konrad Nußbächer

Die Aufführung der Matthäus-Passion ist ein Ereignis . . . nicht nur in der Geschichte der Musik in Kronstadt, sondern viel mehr noch in der Geschichte der viel Tausenden, die mitsangen, mitspielten, mithörten. Ein Ereignis, das nicht nach den Maßstäben gemessen werden kann, mit denen man ein Konzert, eine sonstige musikalische Aufführung beurteilt. Denn dies war ja kein Konzert — wenn ich charakterisieren will, kann ich nur die altgriechischen Festspiele als wesensverwandt heranziehen, zu denen auch von weither die stammesgleichen Brüder zusammenkamen, um

gemeinsam von der Gewalt des Mythus sich erschüttern zu lassen — so waren auch in unserer Schwarzen Kirche von überall Bauern und Bürger zusammengeströmt und horchten der „Passion unseres Herrn und Heilands Jesu Christi", wie sie der gewaltigste aller Meister der Töne, J. S. Bach, erlebt, erlitten und geoffenbart, und wie sie nun der junge, beseelte Bickerich mit mächtiger Energie uns verdolmetschte. Daß er es tat, und daß er es so leidenschaftlich tat, alle unendlichen Hindernisse überwindend, mit einem großen, ja erschütternden Eindruck am Schluß, soll ihm niemals vergessen werden.

Bach hat in der Matthäus-Passion sein Werk geschaffen (wie Dante in der „Divina comedia", Goethe im „Faust", Michelangelo in der Deckenmalerei der Sixtina). In der Vollkraft seiner Jahre hat dieser unendliche, unausschöpfbare Vorwurf seine ganze, uns Heutigen unfaßbare Schöpferkraft in Bewegung gesetzt. Zwei Elemente lassen sich unterscheiden, aus denen sich seine Schöpfung aufbaut — zwei ganz verschiedene, fast konträre Elemente, die gerade infolge ihrer Verschiedenheit diese Welt zustande bringen. Das eine Element ist die Erzählung des Matthäus, die nackt, lapidar und gerade darum mit solch unerträglicher Dramatik die Geschehnisse berichtet, von denen das Heil von Jahrtausenden abhängt . . . das andere ist der deutsche Kirchengesang, mit seiner Tiefe, Herzlichkeit und Einfalt, wie sie sonst kein anderer Volksstamm kennt. Das eine gibt der Matthäus-Passion die Höhe und das umfassende Pathos einer Weltsache, das andere gibt die Fülle, die Seele, die Verwurzelung mit dem heimischen Boden, dem von Kindheit vertrauten Kirchen- und Volkslied. Daß Bach beide Elemente gleichwertig in sich trug: die titanische Größe, die die Worte eines Jesus kongenial zu erfassen wußte, die die grauenhaften Rufe des Volkshaufens in ihrer ganzen Verlorenheit erlebte und das weltbedeutende Schauspiel auf Golgatha — und gleichzeitig die gesicherte und demütige Ruhe, mit der die Gemeinde des 18. Jahrhunderts den unfaßbaren Vorgang umfriedet. Das macht das Wunder der Matthäus-Passion aus. Daß er rücksichslos, mit furchtbarster Realistik die Abgründe der menschlichen Seele enthüllt, gleichsam selbst für einige Zeit zum jüdischen Pöbel, zur römischen Kriegskraft wird — und gleich darauf mit überquellender Innigkeit zum Kreuzesstamm emporblickt: „O Haupt, voll Blut und Wunden!" Und über beiden: Bach dem shakespearischen Dramatiker, und Bach dem gläubigen Thomaskantor: der klingende, gewölbte Wunderbau Bachs, des Musikers, des großen Kontrapunktikers. Er baut drei mächtige Pfeiler in den gewaltigen Chören zu Anfang und Schluß des ersten Teiles und zum Schluß des zweiten, er umspannt das Geschehen mit einem Blumen- und Rankenge-

winde zartester und und tiefster Lyrik, die dennoch niemals loszulösen ist von dem Stamm und bis in jede Verästelung hinein den Blut- und Herzschlag des ungeheuren Vorwurfs trägt. So wird hier die Musik Dienerin und gleichzeitig Vollenderin einer göttlichen Idee — und wie bei den großen Domen des Mittelalters ist all die einzigartige Kunst, der Scharfsinn, die Meisterkraft, die im Überfluß hier verschwendet wurden — nichts, im Sinne der Baumeister, die auf ihre Türme schrieben: Deo soli gloria in aeternam.

Deshalb war die Aufführung in Kronstadt kein Konzert in dem gewöhnlichen Sinne und deshalb wäre es lächerlich, wollte ich an diesem und jenem kritteln oder diesem und jenem Sänger ein besonderes Lob spenden — umsomehr, als ich nach der Generalprobe schreibe. Das ungeheure Werk erbrauste durch unsere Schwarze Kirche, es wurde lebendig, es goß in viele Herzen die Ahnung von etwas Unfaßbarem, was auf Golgatha geschah — von etwas Unfaßbarem, was dennoch mit unserem Sein und Leben in einem unerklärlichen Zusammenhang ist — und dafür wollen wir all den Damen und Herren, die es vermittelten, voran Musikdirektor Bickerich, dankbar sein.

## Neue Bücher und Schriften

**Der tolle Bomberg. Ein westfälischer Schelmenroman. Von Josef Winckler.** (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Der Freiherr von Bomberg, der zu Bismarcks Zeiten in Westfalen gelebt hat, ist eine der Gestalten, die durch die Überfülle ihrer unruhigen Natur unmittelbar ins Volk wirken. Nicht nur die Seltsamkeit seiner Taten, noch seine faßbaren, darum einfachsten und verwunderlichsten, Antworten, die er dem Leben und den augenblicklichen Verhältnissen gibt, reißen an ihm hin, sondern mehr noch das Bewußtsein, daß hier ein Mensch gelebt hat, der mit der Welt auf seine Weise fertig wurde, ohne jemals einen Zipfel seines Wesens zu opfern. Seine Beweggründe sind innerlich unfaßbare, nicht wie bei Rabelais durch die Zeit bedingte und in der Gestaltung erst über die Zeit erhobene; hier drängt im Hintergrund die Frage nach dem Sinn des Seins, auf die Bomberg Entgegnungen bereithält, die, äußerlich ähnlich denen Rabelais und Ulenspiegels zu einem endlosen Lachen reizen, zuletzt doch immer zum Nachsinnen führen.

Er ist keine Figur Rabelais, lächerlich in sich selbst, sondern ein Mann, über dessen Streiche man lacht, aber der heillosen Respekt einflößt. Er ist derb, er führt Dinge auf, die dem guten Bürger die Zipfelmütze zu Berge stehen machen, und ist doch nichts anderes als ein fleischgewordener Teil der Volksseele, von einer Kraft, die sich selbst rechtfertigt.

So blieb sein Leben auch Eigentum des Volkes, aufgelöst in hundert Anekdoten. Der Racherzähler Josef Winckler hat sie gesammelt und zu einem großen Bilde ihres

Helden geformt. Er blieb am Tatsächlichen nicht hängen und gibt doch auch keine lehrhafte Begründung; der Weg des Dichters, gefühlsgebunden selbst in diesem für die Handlung lebenden Stoff, wurde nirgends überschritten. So tritt die Gestalt des tollen Bomberg greifbar und saftig hervor und so wird dies Buch zu einem Werke, das kein Gegenstück in der deutschen Literatur hat.

**Joachim Ringelnatz, Turngedichte. — Kuttel-Daddeldu,** beide Bücher mit Zeichnungen von Karl Arnold (Kurt Wolff-Verlag, München). Ringelnatz ist einer der seltsamsten der deutschen Dichter: In Kneipen, Kabaretts und Hafenbordellen nicht wie Wedekind ein nur eintretender Wissender, sondern ein in dieser Luft Beheimateter, einer, dem die Welt ein Lokal ist, in welchem der Bauch gefüllt, gespieen, gehurt und geblödelt wird. Und dies alles, weil es nichts besseres zu tun gibt, denn wollte man einen Ausweg suchen, so träte einem doch nur der plattfüßige Spießer entgegen, der in seiner Freizeit zum Tusch nationaler Phrasen die Kniebeuge übt. Darum ist das Leben wert, durchsoffen zu werden; wenn es zum Lachen ist, wäre eigentlich das Weinen am Platze; der Galgenhumor bleibt der Mittelweg, der zwischen beidem hinführt, und so lacht und rülpst Ringelnatz. Doch ist die Gemeinheit durchtönt von Schwermut und aufgelöst durch die Tragik eines Wahrhaften, der mit den eigenen Augen sehen muß und an dem leidet, was er sieht.

Seine Sprache ist getränkt mit Matrosenausdrücken, ist kabaretthaft und doch zum Gedicht geworden, weil sie — trotz des Blödsinns, den sie dem Verstande zuträgt — in höherem Sinne ausdrucksfähig ist, weil sie Doppeltöne besitzt. Sie ist von einem Humor gebändigt, der kein Korsett trägt und durch Hosen und Unterleib bis in diejenigen Falten der Seele guckt, welche jeder am liebsten verschließt. Die Zeichnungen Karl Arnolds sind gleichwertig den Gedichten, deren eines hier folgen möge:

Wenn ich allein bin, werden meine Ohren lang,
Meine, meine Pulse horchen bang
Auf queres Kreischen, sterbenden Gesang
Und all die Stimmen scheeler Leere.

Wenn ich allein bin, leck ich meine Träne.
Wenn ich allein bin, bohrt sich meine Schere,
Die Nagelschere in die Zähne.
Sielt höhnisch träge sich herum die Zeit:
Der Tropfen hängt. — Der Zeiger steht. —

Einmal des Monats steigt ein Postpaket
Aufrührerisch in meine Einsamkeit.
So sendet aus Meran die Tante Liese
Mir tausend fromme, aufmerksame Grüße;
Ein' jeden einzeln sauber einpapiert,
Mit Schleifchen und mit Fichtengrün garniert,
Vierblätterklee und anderm Blumenschmuck.

Ich aber rupfe das Gemüse
Heraus mit einem scharfen Ruck,
Zerknülle flüchtig überfühlend
Den Alles-Gute-Wünsche-Brief
Und fische giftig tauchend, wühlend,

Aus all den Knittern und Rosetten
Das einzige, was positiv:
Zwei Mark für Zigaretten,
Die Bilder meiner Stube hängen schief.

In meiner Stube dünsten kalte Betten.
Meine Hoffart kuscht sich. Wie ein Falter
Sich ängstlich einzwängt in die Borkenrinde.
Wenn ich allein bin, dreht mein Federhalter
Schwarzbraunen Honig aus dem Ohrgewinde.

Bin ich allein: Starb, wie ein Hund verreckt.
Hat mich ein fremdes Weib mit ihren Schleiern
Aus Mitleid oder Ekel zugedeckt.
Doch durch die Maschen seh ich Feste feiern,
Die mich vergaßen über junger Lust. —

Ich reiße auseinander meine Brust
Und lasse steigen all die Vögel, die
Ich eingekerkert, grausam hab gefangen,
Ein Leben lang gefangen hielt, und nie
Besaß. Und die mir niemals sangen.
Wenn ich allein bin, pups ich lauten Wind.
Und bete laut. Und bin ein uralt Kind.
Wenn ich —

Heinrich Zillich

**Prometheus, Ideen zur Philosophie der Kultur. Von Hans Freyer.** Verlag Eugen Diederichs, Jena, 1923. Geboren ist dieses Buch aus dem Suchen nach dem geistigen Sinn der Gegenwart. Es kann und will diesen Sinn nicht auf abstrakte Formeln bringen, sondern es verharrt in der Sprache dichterischer, bilderreicher Anschauung, wie sie sich unwillkürlich demjenigen formt, der das Leben selbst in seiner widerspruchsvoll-reichen Unendlichkeit zu fassen sucht.

Das große Problemzentrum, um das alles menschliche Kulturleben und alles Denken darüber immer kreisen muß, ist das Verhältnis des Einzelnen zur Menschheit. Dieses Verhältnis ist in seinem innersten Wesen widerspruchsvoll, eine Antinomie, deren Thesis und Antithesis nie im Leben miteinander vereinigt werden können. Und alle Einzelerscheinungen des kulturellen Lebens sind Abwandlungen dieser Urantinomie des menschlichen Daseins, ihre Entfaltung, Umformung und Neusetzung in ewig wiederkehrendem Spiel. Aus dem Widerstreit, der hierin liegt, kann das Leben nicht heraus; und wer, sei es in der Wirklichkeit, sei es im Denken, diese Antinomie aus der Welt schaffen will, entfernt sich notwendig vom wirklichen Leben und gerät in die Bahnen lebensfremder Mächte. Nur wer sich zu diesem irrationalen Rest von Widerspruch und Kampf bekennt, bekennt sich zum wahren Leben.

Es ist das Erbe Nietzsches, das Freyer antritt, indem er diese lebensbejahende Weltanschauung vertritt. Es steckt in ihr, wie Nietzsches es genugsam aufgezeigt hat, ein Gegensatz zu den großen Menschheitsreligionen und -Philosophien; er liegt in der Konzentrierung aller idealen und realen schöpferischen Kräfte auf die Erde und das Irdische (im religiösen Sinne), in dem „neuen Bund mit der Erde", wie Freyers

bilderreiche Sprache diese neue Lebenseinstellung nennt. In dem Beginn einer Überführung dieser Lebensanschauung aus dem Erleben Einzelner in das Gemeingut der Menschheit glaubt Freyer den Sinn der gegenwärtigen Zeit mehr ahnend zu fühlen als dogmatisch aufzeigen zu können. In dem Erschauen der Kulturberufung dieser neuen Weltanschauung in dichterisch-hymnischer Sprache liegt der eigentliche Wert seines Buches, liegt überhaupt Freyers philosophische Sendung.

Er deckt dabei naturgemäß Faktoren auf, die nicht bloß heute wirksam sind, sondern in aller Kulturentwicklung im Spiele waren, und so wachsen aus seinem Ringen um das Kulturproblem der Gegenwart Ideen zur Kulturphilosophie überhaupt heraus. Dabei ist es wieder die geheimnisvolle antinomische Beziehung zwischen Einzelnem und Gesamtheit, die alle Problemstellungen beherrscht und damit die Gedankenkette an das Grundproblem des menschlich-geistigen Seins bindet. Kulturentfaltung fordert zunächst die große Tat des Einzelnen; diese aber wird nur möglich durch Macht. So steht am Ausgangspunkt des Buches das Hohelied auf die Macht, den Herrscher, den willens- und geistesstarken Bezwinger und Führer der Massen, ganz im Sinne Nietzsches. Dann aber kommt der Schritt über Nietzsche hinaus, das Setzen eines Sollens für alles Wollen der Macht. Macht als Selbstzweck vollbringt nur rein politische Taten, wo Kulturtat entstehen soll da darf Macht nur ein Mittel, wenn auch ein unentbehrliches, sein, ein Werkzeug des Geistes im Dienste von Menschheitszielen. Das soll soviel heißen, daß rein politische Taten keinen wirklichen Sinn haben, sondern ein solcher erst in der Kulturtat gegeben ist, die entsteht, indem zu der Tat des Individuums des Genies die Gegenwirkung und Resonanz der Gesamtheit tritt. Erst dadurch, daß die Gesamtheit den Geist der Einzeltat in sich aufnimmt und lebendig werden läßt, wird diese sinnvoll vollendet. Damit ist ein prinzipieller Unterschied zwischen rein politischer- und Kulturtat gesetzt, der einem solchen zwischen Vergänglichem und Bleibendem gleichkommt. „Diese Konstruktionen des politischen Gedankens sind ohne Wirklichkeit und Sinn, es sei denn Menschen tragen ihre Ordnungen im Herzen, Menschen werden in ihnen lebendig verbunden und aus dem Zwange ihrer Gesetze befreien sich Glück und eine höhere Humanität".

Das Subjekt, das durch das Mittel der Macht hier wirksam wird, ist der Geist, das Objektive, das er schafft, ist allgemein, aber doch wesentlich ausgedrückt: Form. So abstrakt und leer dies Wort, aus dem Zusammenhange der Darstellung gerissen, hier klingt, so versteht Freyer es meisterhaft, das Wesen geistiger Wirksamkeit mit ihm zu fassen und ihm dadurch anschauliches Leben und Wirklichkeitsbedeutung einzuhauchen. So wie Natur durch das Kombinationsspiel von achtzig Grundstoffen den unendlichen Formenreichtum der Welt aufbaut, so tut der Menschengeist — selbst nur Natur — auch nichts anderes als das, was Erde und Leben an Grunderscheinungen aufweisen, durch immer neue Ordnung, Formung und Umgestaltung zu immer höheren Formprozessen zu erheben.

In allen diesen Vorgängen der Kulturentstehung liegt, wenn sie auch durch das Bewußtsein des Individuums hindurchgehen, dadurch, daß ihr Dasein ein überindividuelles ist, etwas naturhaft Elementares. Ihr Werden packt das Individuum mit der Gewalt und dem Instinkt der Naturkraft und unbekümmert um die bestehenden Ordnungen und Individualzusammenhänge, um bisheriges Leben und Denken vollzieht sich das Lebendigwerden einer neuen Kulturidee. Dem Aufbauen geht immer ein Zerstören voran und schon dadurch stehen diese Vorgänge jenseits von Gut und Böse der menschlichen Moral. Und werden sie doch an dieser gemessen, so bewahrheitet sich Nietzsches Wort, daß an allen unseren Kulturerrungenschaften Blut klebt.

All diese Gedankengänge liegen im Buche lose nebeneinander, ihre innere Verwandtschaft erscheint nicht durch begriffliche Ableitung gegeben, sondern vermittelt durch eine gefühlsmäßige Grundstimmung, wie sie der Titel ausspricht: Prometheus, der menschwerdende, sich zur Erde bekennende Gott. Und mit dieser Lösung greift Freyer tief in das Weltanschauungsringen unserer Zeit hinein.

Alfred Pomarius

# Rundschau

**Drei Vorträge über Immanuel Kant in der Aula des Honterusgymnasiums in Kronstadt zur Feier seines 200. Geburtstages.** Die Vortragenden, Dr. Konrad Nußbächer, Dr. Viktor Glondys und Emil Neugeboren versuchten die Hörer in die Kantische Philosophie einzuführen; es ergab sich nun das Seltsame, daß jene Besucher, die sich mit Kant beschäftigt hatten, drei Repetitionsstunden erlebten, welche selbst durch gewisse Verschiedenheiten in der Auffassung der Vortragenden nicht sonderlich bewegt waren, weil die Wiedergabe des Stofflichen überwog und kein Gefühl für die feierliche Bedeutung der Abende aufkommen ließ. Für diejenigen aber, die keine Zeile Kants gelesen hatten, also für die Mehrzahl der Besucher, blieb die philosophische Darbietung unverständlich, weil die Einführung in ein solches Gebiet mit drei Abenden zu gering bemessen war.

Eine Feier hätte die Persönlichkeit Kants, seine äußere Wirkung, kurz einen Aufriß seiner Bedeutung als Mensch und Philosoph bieten müssen, nicht aber seine Philosophie selbst behandeln dürfen, welche höchstens in einer Reihe von 10 und mehr Vorträgen in beschränktester Weise hätte vermittelt werden können.

Die Leistungen der Vortragenden werden durch diese Einwände nicht berührt.

Heinrich Zillich.

**Grundgedanken und Geist der Kronstädter Vorträge über die Minderheiten.** Man muß den sechs Vorträgen über die Minderheitenfragen Rumäniens, die vor einigen Wochen im Schaguna-Lizeum gehalten wurden, mit Recht eine größere Bedeutung beilegen, und dies umsomehr, als hervorragende Persönlichkeiten des Landes zu Wort kamen und als sich alle diese Vorträge unter den Gesichtspunkt ihrer inneren Zusammengehörigkeit und Einheit stellen lassen.

Es war sicherlich kein Zufall, daß Professor Mehedinţi, als Geograph und Historiker — er ist der bedeutendste rumänische Geograph — den Vortragszyklus mit wertvollen historischen Erörterungen über den Ursprung, die Entwicklung und die kulturellen und ethnischen Eigenschaften des rumänischen staatsführenden und Mehrheitsvolkes eröffnete.

Von seinen Grundgedanken müssen wir die folgenden festhalten: die Rumänen sind die Nachkommen der Geto-Daken, die sich um die Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. ungefähr auf dem heutigen Gebiete Rumäniens ansiedelten. Die Geto-Daken hatten eine für die damalige Zeit hochentwickelte Kultur; ihre völkischen Eigenschaften erbten sich im rumänischen Volke bis auf die Gegenwart fort. Völker in ihrer Gesamtheit sind und bleiben ansässig, nur Völkerschaften und Volksstämme wandern.

Der bedeutendste Grundsatz wohl, den Professor Mehedinţi ausgesprochen hat,

ist, daß Politik angewandte Moral sein müsse, ein Grundsatz, der leider von den meisten Politikern — den Machtpolitikern — noch immer nicht befolgt wird. Dieses Prinzip anerkennend fordert der Vortragende volle Würdigung und Gerechtigkeit für die Minoritäten Rumäniens. Er gedenkt der hohen Bedeutung dieser Rassen für unser Land und sagt: Sie sind eine Fackel (făclie) für unsern Staat — welcher Tor würde die Fackel, die ihm leuchtet, auslöschen!

Kultusminister Lepădat stellte die guten Beziehungen der Rumänen und Szekler in der Vergangenheit fest und kommt zum Schlusse, daß die Rumänen es in keiner Weise nötig haben, eine Entnationalisierungspolitik zu treiben, die auch dem Volkscharakter der Rumänen widerspricht.

Universitätsprofessor Bogdan-Duica beweist mit statistischen Daten die ethnischen und kulturellen Eigenschaften der Rumänen und schaut ihrer künftigen Entwicklung mit Vertrauen und Stolz entgegen. Nach Äußerung gewisser Zweifel an dem Anpassungswillen der magyarischen Minderheit würdigt er mit schönen Worten das Kulturniveau und die solide Organisation der Siebenbürger Sachsen. Er verlangt für die Minderheiten eine Politik der Freiheit und Gerechtigkeit. Die Entwicklung der rumänischen Kultur weise ihr den natürlichen Rassenweg Frankreichs und Italiens, doch sei eine zweite Richtung der Befruchtung durch die deutsche Kultur zugetan. Die Zukunft werde entscheiden. Eine zweite wichtige Feststellung sei die, daß die evangelische Kirche unseres Landes mit der Wissenschaft und dem Zeitgeist fortschreite, wogegen die rumänische ortodoxe Kirche zurückgeblieben sei und sich nicht angepaßt habe, was er scheinbar als einen Übelstand hinstellt.

Nach dem Vortrage des deutschen Stadtpfarrers von Kronstadt Dr. Viktor Glondys fragten mich manche meiner Konnationalen neugierig: wie hat er dir gefallen?; ich antwortete lächelnd: wie gewöhnlich, er spricht glänzend; was er sagt, hat mir nicht gefallen, aber daß er es gesagt und wie er es gesagt, hat mir gefallen. Man schwieg und polemisierte nicht weiter. Was Dr. Glondys sagte, waren natürlich keine angenehmen Dinge für ein rumänisches Ohr, aber es waren doch Tatsachen, die schwerlich bestritten werden können; und als er es sagte, wurde das Gefühl der Unannehmlichkeit, infolge Ausschaltung der reservatio mentalis, durch die Wucht der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit vollkommen überwältigt. Bei richtiger Einstellung gegenüber diesen Fragen sind diese beiden Eigenschaften nicht hoch genug einzuschätzen.

Wie in der Kunst, im Leben des Einzelnen, ist die Entwicklung in der Richtung der Vervollkommnung des Wahren, Guten und Schönen vor allem von der Aufrichtigkeit zu sich selbst bedingt.

Universitätsprofessor Lupaş hat in seinem wunderschönen Vortrage besonders auf die moralische Kraft des rumänischen Volkes hingewiesen, die den Minderheiten volle Würdigung zollen wird. Er erhob in gerechtfertigter Überzeugung die konfessionelle Freiheit zum staatspolitischen Dogma und wies auf den Fortschritt hin, der durch ein edles Wetteifern der Nationalitäten in diesem Lande erzielt werden könnte. Zu der Streitfrage Überlieferung oder Evangelium, welche die griechisch-orientalische Kirche bewegt, äußerte er sich dahin, daß das Evangelium über die Tradition triumphieren müsse.

Im abschließenden Vortrage Professor Antonescus wird das Prinzip des Rechtes auf Nationalität und vor allem das der Gerechtigkeit auf das ausdrücklichste betont, indem jeglichem Chauvinismus Wert und Berechtigung abgesprochen wird.

Gleich einem roten Faden ziehen sich die schönsten Grundsätze durch diese sechs

Vorträge. Auf die Frage, woher sie stammen und welches die Bürgschaften ihrer, wenn auch nur allmählichen praktischen Verwirklichung sind, können wir vertrauensvoll antworten: Sie stammen aus den edlen Tiefen der Menschenseele, haben durch die wahre Demokratie ihre Daseinsform erhalten und können durch vorübergehende Strömungen, wie Faschismus und dergl. nicht dauernd niedergedrückt werden. Was aber die Garantie anbelangt für ihre Verwirklichung, so ist es der unverfälschte Charakter des rumänischen Volkes, seine Gutmütigkeit, sein natürlicher Kunstsinn und vor allem sein Gerechtigkeitsgefühl, die uns hoffen lassen, einer freien kulturellen Entfaltung und harmonischen Zusammenarbeit entgegenzugehen.

Arbeiten wir aber alle, Mehrheit und Minderheiten, in diesem Sinne, in gegenseitiger aufrichtiger Anerkennung, stellen wir zuerst unsere eigenen Handlungen richtig ein.

Joan de Lemenyi.

# Mitteilungen der Schriftleitung

Alle Beiträge unserer Zeitschrift sind Erstdrucke, sofern an dieser Stelle nichts anderes gesagt ist.

Die Gedichte von Walter G. Hartmann, die an der Spitze dieses Heftes stehen, erscheinen nächstens in einem Bande „Wandlung und Bleiben" im Pontos-Verlag, Freiburg i. B.

Die im ersten Hefte veröffentlichten Zitate unter dem Titel „Klingsor" sind zum Teil der Dissertation von Hienz „A magyarországi Klingsor a mondában" entnommen.

Wir freuen uns über den in diesem Hefte abgedruckten Beitrag von Joan de Lemenyi, der als Rumäne die ebenso erfreulichen Äußerungen rumänischer Persönlichkeiten über die Minderheiten ohne Vorurteile betrachtet.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle (ohne diejenigen, für welche sie bloß das Arrangement besorgt):

Bis 20. April: Ausstellung von siebenbürgischen Bildern in Kronstadt.

Am 20. April: Ausstellung von siebenbürgischen Bildern in Mediasch.

Am 20. April: Ausstellung von Originalgemälden Wilh. Buschs in Kronstadt.

Anschließend: Sammelausstellung der Werke bedeutender rumänischer Maler in Kronstadt. Zur selben Zeit Wilh. Busch-Ausstellung in Hermannstadt.

Im Mai: Konzerte: Kammersänger Steiner und Quartett Waldbauer-Kerpely in Kronstadt. — Lautenabend Aenne Bickerich in Mediasch. — Zwei Vorträge von Dr. Hans Wühr über Rembrandt und Kinderzeichnungen (mit Lichtbildern) in Kronstadt. — Ausstellung moderner Gebrauchsgraphik (H. Lani) in Kronstadt. (Die Sammelausstellung von siebenbürgischen Bildern in Schäßburg mußte aus verschiedenen Gründen verschoben werden.)

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachsgasse 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt bei Reissenberger & Co., Mediasch

# Klingsor

Siebenbürgische Zeitschrift

1. Jahr | Juni 1924 | Heft 3

## Unteroffizierspoſten Bethanien legt die Waffen nieder

Von Joſef Ponten

Wir ſind alle im ſelben kleinen Tale aufgewachſen, aber unſer Tal iſt kein gewöhnliches Tal. Ich meine, es hafte ihm ein bibliſcher Zauber an, es errege etwas von dem andächtigen Schauer, den wir beim Nennen eines Tales der Tale, wie „Tal Kidron", „Tal Tempe" verſpüren. „Tal Iter"! Der Iterbach — ein Bach wie andere Bäche, ſein Waſſer iſt naß — kommt vom Hohen Venn herab, aber aus ſo unergründlichen Wildniſſen von Waldhaide, Brombeerurwald und Haſelnußdſchungel, daß niemand von uns in die Wurzelgegend vorgedrungen war. Meine Freunde ſpäter freilich doch, wenn mit der Dreiſtigkeit des heranwachſenden Alters die ſelbſtmörderiſche Luſt entſteht, den Schauplatz unſeres Lebens zu entſchleiern; ich aber, der ich mittlerweile die halbe Welt geſehen habe, nie. Dort an der Dſchungelgrenze trat der Bach aus der Nacht ſeines Urſprunges hervor. Ein Spital ſtand da mit einem Dachreiter auf dem Firſte. Dem Bache rittlings bis hinab zur Siedlung gehörten die Wieſen der Großmutter. Bei den zwei Häuſern legte ſich ein Kreuz von Pfaden über die Talſchaft, ein Holzkreuz war neben der Bohlenbrücke über den Bach aufgerichtet und mit vier Fichten umpflanzt, deren Nadelkegel zu einem ſpitz ausgezogenen grünen Turmhelm zuſammengewachſen waren, der Wipfelgipfel verlor ſich im blauen Geleucht des Himmels. Ich hatte gelobt, den göttlichen Leidensmann in der Baumkapelle täglich mit einem friſchen Feldblumengeflecht zu kränzen. Einen Tag nahm ich das Gelübde mit einem ſchönen Kranze ſchwer, einen zweiten mit einem liederlichen leicht, am dritten Tage dachte ich, das Kränzlein möchte auch zwei Tage vorhalten können, und am vierten vergaß ich mein Verſprechen: der hangende Gott mußte die natürliche Unbeſtändigkeit und Treuloſigkeit des Kindes erfahren. In der aufgelaſſenen Mühle wohnten mit ihrem verwitweten Vater die drei Grafen Rabott. Ob ſie wirkliche Grafen waren, wußte ich nicht, allein ich glaubte es mit jedermann, denn adlige Abkunft iſt in unſerm alten Lande nicht auffällig.

Der Vater war Zaunsetzer, Invalide aus dem siebziger Kriege, ein gewaltiger Mann, den ich fürchtete, laut, grob und bigott; die jungen Grafen aber waren alle drei feine Kerle. Dicht nebenan in der Reihe hauste über einem Estrich aus Bachkieseln mit einer Jagd der Diana die Witwe Dreuuw und ihre sanfte Tochter Cäcilie, die ich liebte, wenn ich Zeit hatte. Ich hatte nämlich viel in den Wiesen herumzutollen, Kühe zu jagen, Hühner zu scheuchen und kriegspielend mit Trommeln und Kanonieren zu spektakeln, daß es in den Büschen schallte, kurz, ich war außerordentlich beschäftigt und wußte kaum, wo mir vor lauter Unternehmungen der Kopf stand. Bei der letzten Tür wohnten die beiden Zwillingsknaben Servazius und Rufus Ximenes, deren ewig kranke Mutter ich nie zu Gesicht bekommen habe, Nachkommen eines in der Zeit der spanischen Herrschaft über die Niederlande zurückgebliebenen kastilischen Söldners. Nicht zu vergessen Johann Klinkenberg! Uns Kleinen an Jahren vorauf spielte er nicht mit uns, wäre auch zu krank dazu gewesen, aber er war unser Papst und Schiedsrichter, auch Wagen- und Waffenmeister, er beugte uns die Ruten zu Bogen für die Gertenschlitten im Sommergras, baute die Rennwölfe für die Schneezeit. Meine erste Jagd, mit Johanns des Schwindsüchtigen Pfeil und Bogen ausgerüstet, machte ich zur Winterszeit auf Großmutters Hühner, die im warmen verpichten Stalle über dem Vieh auf Stangen saßen; aber wie ich auf eines der stummen schlafenden Tiere anlegte, kam mir das Unternehmen so windig, dumm, feig und abscheulich vor, daß ich mir den Pfeil mit Fleiß in den Fuß schoß.

Die Siedlung war nur durch Wiesenpfade, nicht durch eine Straße an die übrige Welt angeschlossen. Es führte daraus eine Gracht, ein unmenschlich tiefer Hohlweg von Spurbreite herab, der aber in nassen Zeiten als Wasserlauf diente. Die noch so hoch aufgepackten Fuhren, die ihn selten wie die hohen Feste benutzten, verschwanden völlig darin.

Der Iterbach fiel in eine umbuschte und verbaumte tiefe Schlucht. Von einer verwegenen Steinbrücke spitzbuckligem Rücken, der einem überquer kommenden Pfade den Übergang in Auf- und Niederstieg bot, blickte man in die mit Steinhäusern und Höfen dicht besteckte Landschaft des Dorfes hinaus. Auf einem Felsen ragte die Kirche. Dort strömten aus Abend und Morgen der Landschaft die fernsten Bewohner zum Markttag unter dem Stein zusammen, aus den Ländern Belgien und Holland flossen die Viehhändler über die Grenzen herein. Die Grafen hatten mit ihrem Vater Zäune zu setzen, die Spanischen ihrer Mutter zu warten, ich müßiger Herrensohn ging allein zum Marktbend hinaus. Die belgischen Händler waren alle in blauen vielfaltigen, von Stärke steifen Kamisolen mit Bügelglanzlichtern auf den Faltenrücken und trugen gelbe vielknotige

Riedstöcke. Das Vieh brüllte wie damals, als es aus der schwankenden Arche endlich aufs Feste entlassen war. Ich erzähle nur von der Prügelei beim Kofferschläger. Der Kofferschläger ist ganz einfach der Wirt des Kirchdorfes. Ich saß mit Augen wie Kirchenfenster groß im Felsschatten. Beim Kofferschläger war Streit der belgischen Vieheigner ausgebrochen. Hinein und heraus durch den engen Hausmund wälzte sich dieses verächtliche Volk, kampfgierig oder verwundet, je nach der Richtung des Gehens — jetzt spie der Hausmund würgend Menschen aus. Alle Wut hatte sich auf einem vereinigt, auf diesen sammelten sich die Schläge. Die unruhigen Pferde wieherten, das Hornvieh brüllte, und die Menschen brüllten noch lauter als das Vieh. Man schrie: „Haut den Juden! Den Juden soll man totschlagen wie einen Hund!" (In gewisser Weise schien mir das verständlich und gerecht, denn es steht doch geschrieben, daß die Juden den lieben Heiland gekreuzigt haben!) „Vor die Karre!" riefen Menschen. „Vor seine Karre!" Und ich sah die Blaugekittelten einen Blaugekittelten mit dem blanken roten Hals vor das Rad mit dem spiegelnden Eisenreifen eines Wagens, der nun wohl des Unglücklichen eigener Wagen sein sollte, niederdrücken und viele Fäuste den hilflos sich Wehrenden sozusagen an den Boden nageln. Dann aber schlugen andere mit ihren Stöcken auf das Pferd ein. Aber — o Wunder! — der Rappe rührte sich nicht, rührte sich nicht vorwärts, setzte vielmehr in der Gabel leicht zurück, und als man einen Stein hinter das Rad warf, fing das Tier an zu steigen. Das Tier w u ß t e, daß der Hals seines Herrn vor dem Rade lag! Mit Striemen bedeckt, die blutig aufplatzten, tänzelte das Roß in seinen Sielen, aber vom Platze bewegte es sich nicht.

Ich denke, man hat, durch das Tier beschämt, abgelassen von mörderischem Tun — ich weiß es nicht; unbeschreiblich erregt, mit dem größten Erlebnis meiner Jugend belastet, bin ich ins Tal davongestürzt. Es war also falsch, was wir allenthalben sagen hörten, daß „das Vieh unvernünftig sei"! Es war erwiesen, daß dieses Pferd einen beobachtenden und vielleicht überlegenden Geist, kurzum eine Seele hatte! Mir war mit einem Male, ich könnte mir eine Tierseele vorstellen. Seele der Ameisen, Bienen, überhaupt Insekten, auch der Schlangen und Vögel — nun ja, da wollte ich nichts sagen, aber die Seele der Haustiere kannte ich jetzt! Es mochte eine trübe Seele sein, aber es war dieselbe Seele wie meine, sie sah mit denselben Augen dieselbe Welt. Mochte sein, daß sie unscharfe Bilder von der Welt sah wie ein Kurzsichtiger, doch waren Menschen- und Tierseele von der gleichen Art, nur von verschiedenen Graden derselben Art. Also hohes Tier und niederer Mensch berührten, ja überdeckten sich vielleicht?! Das machte meinen Glauben an die Menschen und Autoritäten wanken. Mein Forschungstrieb wurde mächtig entzündet.

Ich war im Tal. Ich stand unter der Fichtenkapelle und sandte den geheimen Kriegspfiff, Pfiff für die äußerste Not, ins Land. Sofort ließen die Grafen ihren zaunsetzenden Alten im Stich, die Spanier ihre Mutter, Cäcilie die Küche. Erregt, begeistert, flammend erzählte ich das Pferdewunder. Man war ungläubig. Die Grafen Rabott nannten mich kurzweg Schwindler, die Ximenes, die Begriffe „Roß" und „Unwahrhaftigkeit" zu einem noch nicht verstandenen Worte verbindend, „Roßtäuscher". Ich rief die Autorität Johanns des Schwindsüchtigen an. Wir traten vor die Kathedra seines Krankenstuhles. Ich sah Johann an, daß er mit der Feinfühligkeit des Kranken glaubte, daß er staunte wie ich — aber war es Rache, daß er nicht auf den Marktbend hatte gehen können, Mißgunst, weil ein Achtjähriger ihm dem Vierzehnjährigen eine bedeutende Beobachtung vorweggenommen hatte, er leugnete und erklärte mich für einen Lügner. Er sagte noch, daß, wenn der Mann nicht ein Jude gewesen wäre, er glauben könnte. Aber es gehe wider die Vernunft, daß Gott eines Juden wegen, der doch seinen eingeborenen Sohn ans Kreuz geschlagen habe, in einem Pferde ein Wunder wirke. Das überzeugte vollkommen. Ich wurde ausgelacht und versuchte durch ein frisch vom Platze weg begonnenes Prügeln mein Ansehen wieder herzustellen. Aber die Grafen schlugen mich bald müde und schwach. Dann begann ich mit Steinen im Wettkampf zu werfen, doch die Ximenes konnten es besser, Rufus schoß einen flachen Bachkiesel über die himmelhohen Fichten hinaus. Ich war verzweifelt. Ich versuchte es mit Fluchen, die fürchterlichsten Flüche wie „der Donner erschlag mich", „Kreuz und Sterne", „Himmelkreuzelement" und gar der abscheuliche französische „ventre de Dieu" wurden laut, aber merkwürdigerweise war mir im Fluchen die engelgleiche Cäcilie über; ihr Mund fluchte wie die Viehhändler und Zaunsetzer, aber es schien ihre Wachsgestalt und Perlenseele selbst gar nicht zu berühren. Schließlich übten wir, wer am weitesten pissen könne — Cäcilie machte den Preisrichter — Servazius Ximenes siegte. Die Verachtung namentlich der Grafen Rabott fraß mir am Herzen. Wir griffen dann zu Bogen und Pfeil. Wir gingen über den Bach am Kreuz vorüber — ich sah, wie mein nun schon acht Tage altes Schaumkrautkränzlein dem Erlöser welk und vom Wetter verschlissen um die Stirn hing, er schien mich mit stummem großen Auge des Gelübdebruches anzuklagen, und ich wandte mein Gesicht fort. Auf dem Balken eines Wiesengatters saßen die Hühner der Witwe Dreuuw aufgereiht und ruhten. Da Cäcilie von ihrer Mutter abgerufen war, begannen wir auf die Hühner zu zielen. Sport- und Mordlust war sonderbar in uns gemischt. Wir hätten mit unseren ungefügen Weidenpfeilen freilich kaum treffen, geschweige denn

durch den Federpanzer verletzen können, zumal wir einen anständigen Schützenabstand hielten; die Hühner strichen auch nicht ab, sondern begnügten sich mit unruhigem protestierenden Gackern. Allein in Großmutters Kuhstall hatte ich das Hühnerschießen abgeschmackt und erbärmlich gefunden, aber in Gesellschaft ringt man seinem guten Wesen lächerliches und abscheuliches Tun ab, nur um sich auszuzeichnen und als starken Mann zu erweisen. Ich, der ich mich ein guter Schütze fühlte, behauptete, es könne von Sieg nur dann die Rede sein, wenn es gelänge, das gewisse bodenbraune Huhn ins Auge zu treffen. Die Schießerei aber wurde den Hühnern unbehaglich, und nun verzogen sie sich, entrüstet gackernd, zumal da in diesem Augenblicke der Hahn von Dreuuws herüber zweimal krähte. Voll drolligen Unwillens kam er schon gelaufen und spektakelte die Hühner an. Noch lange tönte das aufgeregte Gackern und Kollern aus Dreuuws Küchengarten. Ohne Frage war von den mutwilligen und bösen Talbanditen die Rede. Plötzlich war mir klar, daß Gackern nur für dumme harthörige Menschen komisches Gackern, für Hühner aber ohne Zweifel kluges und sinnvolles Sprechen sei! Und wieder brachte ich die Sprache auf das Rätsel der Tierseele und die Wundertat des Pferdes. Während wir noch lebhaft diskurierten und disputierten, sahen wir auf dem Fallgatter Fritzchen Warschauer sitzen, genau so zusammengeduckt wie vorhin die Hühner, und unserem Zanke horchen. Fritzchen Warschauer war vom „Berg", eine Viertelstunde war das weit, und er war infolgedessen ein Auswärtiger. Er war ungemein bescheiden und sanft, mit uns Landsassen wagte er unaufgefordert nicht zu spielen. Fritzchen Warschauer war von einem fremden, zugewanderten Vater, der den Abdecker in unseren Dörfern abgab. Ich faßte Fritzchen etwas näher ins Auge, und plötzlich sagte ich: „Fritzchen Warschauer ist ein Jude!" (eine Ähnlichkeit mit dem Manne vor dem Wagenrade leuchtete mir plötzlich ein. Nie war mir bisher etwas Fremdes an Fritzchen aufgefallen, und die Bedeutung des Namens Warschauer kannte ich natürlich auch noch nicht). Uns allen war das eine Entdeckung — unwillkürlich warfen wir einen Blick rückwärts auf den Gekreuzigten unter den Fichten. Da hörten wir einen seltenen Lärm in der neben dem Fallgatter mündenden Gracht! Gott ist böse, das weiß ich heute, er würde sonst nicht gegen uns hilflose Menschen so oft das wilde grausige Mittel des Zufalls ausspielen. Eine Fuhre — unsichtbar in der Erde, wie früher gesagt — kam den Hohlweg herab. Krank von meiner Niederlage, innerlich aber ungebrochen stolz auf meine Entdeckung und von inbrünstigem Ehrgeiz erfüllt, meinen Ruf als Häuptling unter den Banditen wiederherzustellen, faßte ich schnell den Gedanken. Ich hatte auch neulich aus der verbotenen Zeitung die Nachricht genascht,

daß ein berühmter Arzt in München Kolerakeime geschluckt habe, um die Wirkung seines Abwehrmittels am eigenen Leibe zu erweisen — der Mut eines Mannes zu seinen Gedanken hatte mir gewaltigen Eindruck gemacht — ich rief: „Wir wollen es an Fritzchen Warschauer versuchen!“ Obgleich ich nur „es“ gesagt hatte, verstanden die Banditen mich sofort, auch Fritzchen Warschauer verstand merkwürdigerweise sofort „es“ und strich vom Gatter ab. Die drei Grafen verfolgten ihn die Wiese hinauf, fingen ihn ein und schleppten den Schreienden, Schlagenden, Beißenden heran. Fritzchen zerrte sich bis zu mir, dem Herrensohne, vor und schrie: „Das kannst du nicht zulassen, Kettenis!“ Wahrhaftig, ich glaube es schwören zu können, ich würde „es“ an mir selbst haben erproben lassen, ich war wie jener Arzt meiner Sache fanatisch sicher; aber da es auf dem Viehbend ein Jude gewesen war und Gott gefügt hatte, daß in diesem Augenblicke gerade der Judenknabe Warschauer auf dem Gatter saß, so mußte natürlich Fritzchen der sein, „es“ zu erweisen. Das Gefährt wurde in der Gracht sichtbar. Ein grober Gaul trottete den Hohlweg herab, von der Gabel der in den tiefen krummen Gleisen schwankenden Karre hin und her geworfen, der Fuhrmann trottelte statt vorneweg hinterher, wir sahen zwischen den Beinen der Mähre hindurch die schmutzigen Wasserstiefel trapsen. Selbst wenn er aus der Schlucht heraus die furchtbare Szene, wie ein ums Leben kämpfender Knabe von sechs wilden Buben an den Trompetenmund der Gracht geschleppt wurde, hätte sehen, auch wenn er durch das Karrengeknatter in der Schlucht hindurch die Verzweiflungsschreie Fritzchens hätte hören können, er konnte in dem engen Graben nicht am Gefährt vorüber nach vorn gelangen. Wir drückten Fritzchens bloßen Hals in die Spur nieder, nagelten den hilflos sich Wehrenden mit den Fäusten sozusagen an den Grund fest.

Jetzt würde das Wunder geschehen! Ich starrte gläubig das Pferd an. Es zottelte mit schwerhangendem Kopf an uns vorüber, der Eisenkranz des Rades spiegelte auf — das Rad ging über Fritzchens Hals.

Was soll ich noch sagen von Entsetzen, Reue, Tränen, Furcht, Strafen. Von Aufruhr im Volke, Zeitungsklagen, von Polizeidrohen und Verhören der Behörden. Der Besserungsanstalt sind wir sogar entgangen, unser unschuldiges Alter von sieben und acht Jahren erweckte das furchtbare Staunen der Sachverständigen. Die irdische Gerechtigkeit kann nur das Belanglose und das Mittelschlimme annähernd gerecht strafen, vor dem Furchtbarsten aus Menschennatur bleibt auch ihr nur das Achselzucken . . .

Ich werde nicht geschmacklos sein und sagen, das wir uns die Haare ausgerissen haben. Was hilft es, von unserem Jammer sprechen,

und lächerlich wäre es schon, wollte ich von unseren Besserungsversprechen berichten, wir, die wir doch im Grunde ganz gewiß nichts Böses getan hatten. Denn es war offensichtlich, daß auch die übrigen fünf Verbrecher mir im Herzen geglaubt, mir nur aus werdendem männlichen Trotz und angehender Weltklugheit, zu der nun Unglauben und Zweifelsucht gehören, widersprochen, sonst aber gleich mir in staunender Kinderseele auf die Wiederholung des entdeckten Daseinswunders gewartet hatten. Und einmal muß auch der Klagen ein Ende sein. Schließlich half mir die Natur, die nur ein gewisses Maß von Schmerz fühlbar werden, das Übermaß aber nicht mehr empfinden läßt, mit gütiger Betäubung . . .

Ein Bild ist mir noch geblieben: Als nach einer halben Stunde die Mutter Fritzchens an den Unglücksort kam, da hat sie zwar zuerst in einer unbeschreiblichen, gar nicht auszudenkenden Weise geschrien, getobt, in einer Weise, die ich irgendwie als landfremd empfand und die mir der Würde unseres Geschlechtes zu widersprechen schien, das für Bekundung alleräußersten Schmerzes nur Starre hat. Aber das dauerte wenige Minuten. Jetzt stand sie stumm auf, schulterte den Leichnam und trat in gelassener Schönheit aus dem Tale den Berg hinauf, ich sah sie riesengroß vor dem Himmel schreiten, ein herrlich kanaanäisch Weib!

IIIIIIII

Soweit der Erzähler. Aber die Natur hat es eilig auf dem Gange zu ihrem Selbstverbrauch im erkaltenden Stern und kann sich auch beim Entsetzlichsten nicht aufhalten. Auch über das furchtbare Geschehen im Tale ließ sie Gras wachsen. Wir nehmen an, sie hat dem kanaanäischen Weibe ein neues Fritzchen wachsen lassen, am Munde der Gracht wurde nicht einmal ein Kreuzchen zum Andenken an Fritzchen Warschauer aufgerichtet, da doch nur ein Judenkind verunglückt war, aus den Häusern wechselten die Alten, die Großmutter und der Graf Rabott auf den Felsen in das Kirchdorf hinüber, bald folgte Johann Klinkenberg, die Jungen traten in Schuhe, Bett und Besitz der Alten, und die Gracht wurde weiterhin von seltenen Fuhren benutzt, ohne daß auch nur der Fuhrmann den furchtbaren Ort beachtete. Die sechs Banditen waren auch aus dem Tale hinausgewachsen, das damit plötzlich zu einer lächerlichen Kleinheit zusammengeschrumpft war, und hatten alle ihnen angemessene Lebensformen gefunden. Die drei Grafen Rabott waren Pliesterer, in anderen Gegenden sagt man wohl: Gipser, in der Großstadt geworden, von Rufus und Servazius Ximenes war der erste dank einem uralten Familienstipendium noch aus des Herzogs Alba Zeit Priester, der zweite Agent für Südfrüchte, und Kettenis war wissenschaftlicher Reisender geworden. Bis in die Salzpfannen des Irans und die Schotterwüsten Tibets folgte

Fritzchen Warschauer dem Manne mit dem empfindlichen Gewissen. Es war geradezu wunderlich, daß der Schatten eines so lieben Menschen, wie Fritzchen es gewesen war, der selbst auf Abrahams Schoß sicher längst verziehen hatte, so unerbittlich sein konnte. Nur Cäcilie blieb dort im Tale, sie ward braune Karmeliternonne im Spital und betete für den einen im Fremdland . . .

Der Zufall der nach Ort und Zeit der Geburt abgefaßten Stammrolle führte im Kriege die zersprengten Banditen in der Kaserne zusammen. Rufus Ximenes hatte freiwillig auf das anrüchige Vorrecht des katholischen Priesters, nicht die Waffen tragen zu müssen, verzichtet. Kettenis wurde Unteroffizier, Rufus Gefreiter, und die Gesellschaft der Sechs kam in den östlichen Krieg. Der Unteroffiziersrotte wurde auf dem äußersten Hange der Waldkarpathen die Besetzung des Postens Bethanien übertragen. Sie fanden sich über einem milden Tale, das zu ihren Füßen wurzelnd zwischen waldbestückten runden Kuppen des Sandsteingebirges in die eurasische Ebene hinausstrich. Da schauten sie vom Abfall des Hohen Venns das Itertal entlang ins Niederland hinab! Wie glich dieses Tal dem „Tale", dem einzigen Tale auf Erden von der Würde des Tempe- und Kidrontales, weiches Tal mit zwei Häusern und wenn nicht mit Spital so mit wettergrauer Holzkirche und Dachreiter auf dem Firste! Schräg hinab aus unserer Stellung führte eine Gracht, unseren Truppen gefundener Deckungsgang; einspurig vermittelte sie nach weisen Ordnungen der Operationsabteilung Ia den Verkehr zu den Gräben. Die Russen lagen am Gebirgsfuße. Bethanien hatte Befehl, alle Bewegungen drüben zu stören und auf jedes gesichtete Wesen, Mensch oder Tier, rücksichtslos zu feuern. Menschenleer war die unendliche asiatische Breite, obgleich halb Asien, die Kirgisensteppe und die Baikalländer, in den Gräben staken. Die Banditen schoben die sechs Gewehre in die Schießscharten des Blockverhaus, die Zielfernrohre holten das ungegrenzte Land heran.

Da schauten sie in die Abortanlage des feindlichen Grabens. Auf einer Stange saßen nebeneinander, Front auf Bethanien, bodenbraune Männer. Glücklich saßen sie da an dem einzigen Orte, wo bei Freund und Feind ein kurzes Behagen bereitet war. Saßen wie der Judenknabe gesessen, zusammengeduckt und -gesunken, und gewünscht hatte, ins Spiel der Talkinder gezogen zu werden. Da schlug diesseits ein Geschütz an, es heulte eisenklirrende Luft — „Brisanz zwölf Zentimeter", sagte der scharfhörige Priester Rufus Ximenes — schwarz sprudelte fern von der Kloake eine Erdfontäne auf, im selben Augenblick sprang ein Kopf hintüber in den Dreck. Eiligst strichen die Heilgebliebenen von der Stange, der kopflose Mann fiel vorneweg zu Boden und faßte sterbend mit dem gleichen

einzigartigen Griff der Hände in die Erde wie — „wie Fritzchen Warschauer!“ rief der jüngste Graf Rabott, tränenüberperlt.

Sie traten von den Gewehren zurück, verletzt, entsetzt. Jetzt holten fünf die Gewehre aus den Scharten herein, pyramideten sie zusammen, der Unteroffizier schritt an den Fernsprecher und sprach zur Kompanie: „Unteroffizierspostten Bethanien legt die Waffen nieder.“

Es knatterte im Apparat, ein Feldwebel schrie: „Ich verbinde mit dem Herrn Hauptmann!“

„Zum Teufel, sind sie verrückt?“ rief der Hauptmann. „Sie machen sich unglücklich! Wiederholen Sie, was ich weiterzugeben habe.“ — Dasselbe. — „Ich melde weiter,“ sagte kalt der Hauptmann. „Bleiben sie am Apparat, bis . . .“

„Wird noch gesprochen? Wird noch gesprochen?“ kam es mechanisch und eintönig von der Zentrale. „Ja, zum Teufel, es wird noch gesprochen! Gehen Sie aus der Leitung!“ schrie der Hauptmann . . . „Ich verbinde . . . ich verbinde . . .“, tönte es plötzlich so fern, als spräche Konstantinopel. Verbindung gestört. Knacken und Knattern.

Der Gefreite und die vier hatten auch die Koppel abgeschnallt und kamen in die Fernsprechbude herein. Setzten sich stumm um den Unteroffizier. Der Priester nestelte seine Vogelknöpfe aus dem Kragen. Kettenis hielt das Hörrohr.

„Fritzchen Warschauer war ein guter Kerl,“ . . . schluchzte der jüngste Graf in die Grube seiner auf den rohgezimmerten Tisch ausgestreckten Arme. — „Haltung, Peter Rabott!“

Das Regiment. Es krächzte. „Major (unverständlich). Was ist Bethanien gefällig?“ — „Unteroffizierspostten Bethanien legt die Waffen nieder.“

In diesem Augenblick rief es irgendwo: „Achtung! Feind hört mit!“ Abbruch. Knattern und Klingeln. Sausen und Rauschen. Gespräche, Wortfetzen fern und nah. Hebron brauchte Kaliber elf und Bethlehem hatte sich verschossen, denn mittlerweile war die Kanonenschlacht losgebrochen. Libanon meldete Verluste und Akkon hatte Verbandmull nötig. Kidron rief: „Abwärts Bahn frei!“ Jetzt war der Oberst des Abschnitts da . . . aber wieder der Warneruf: „Achtung, Feind hört mit! . . . Wird noch gesprochen? Wird noch gesprochen? . . . Ja, in drei Teufels Namen . . .“ Heftiges Zeichen! Die Telefonisten riefen respektsstark und gewalttätig: „Leitung frei für Ia!“ Es sprach unwiderstehlich: „Ia an den Divisionsabschnitt: Geografie nach vereinbartem Schlüssel umbenennen!“ Jetzt brauchte Akkon elf Zentimeter und Hebron das Verbandzeug. Außerdem Bethesda einen Schmied. Die Kanonenschlacht

war voll entfaltet. Erdklöße und Rasenfetzen regneten in den Mund des Unterstandes von einer nah aufgesprungenen Fontäne, eine Granate splitterte Waldbäume . . . — „Wie wenn der Elefant angeschossen durch den Stangenbusch bricht", erzählte Kettenis neben den Trichter hin. Jetzt klar und gelassen im Hörer: „Divisionskommando, Adjutant des Stabes" . . . „Leitung frei für Ia!" rief ein dienstfertiger Telefonist irgendwo hin. „Ich brauche Hufeisen", sagte ein Unbekannter . . . „Leitung frei für Ia!" . . . „Generalstab, Adjutant", sagte ruhig die freundliche Stimme. „Ist Bethanien da? Wie war die Meldung?" — „Unteroffizierspoſten Bethanien legt die Waffen nieder."

„Klar überlegt?" — „Zu Befehl!" — „Wieviel Mann?" — „Ein Unteroffizier und fünf Mann."

„Wollen Sie auf Ihrem Posten bleiben bis Ablösung da?" — „Zu Befehl! Nur werden wir nicht kämpfen." — „Bethanien tritt nicht in Kampf", sprach die liebe Stimme nach einer andern Seite weiter. „Jericho deckt. Bethanien noch da? Sie sind verhaftet. Mit Ihren Leuten. Ablösung und Haftkommando unterwegs. Schluß!" . . . „Wird noch gesprochen? Wird noch gesprochen? Ich verbinde . . . verbinde . . ." — — —

Später verlas Kettenis vor dem Kriegsgerichte die mitgeteilte Erzählung als Verteidigungsrede, und wir sind zum Anfang unserer Geschichte zurückgekehrt.

## Gedichte von Klabund

### Hamburger Hafen

Funkelnd floh ich aus dem Zimmer,
Feindlich spießt mich Zaun und Latte.
Im Kanal der Kohlentrimmer
Schwimmt wie eine Wasserratte.

Hafen bäumt sich tausendmastig.
Die Motore sind erloschen.
Algenmädchen trippeln hastig,
Und der Blick glänzt wie ein Groschen.

Graue Schwalbe zieht nach Süden
Einsam ohne die Kumpane.
Eine Träne hängt am müden
Auge: hell wie eine Fahne.

## Die Tänzerin

Da wieder ging ich. Sanft erschüttert.
Da wieder fiel der nasse Schnee so weiß;
Und meine Stirne brandete im Wunsch:
Möge doch dieser Ton der letzte sein.

Der eben in deinen hohen Händen verklang,
Möge doch diese lächelnde Bewegung:
Zusammensturz, Auferstehung:
Des sich vollendenden Menschen letzte Bewegung sein!

Der Mensch vollende sich und entschwebe schön
Durch den schwarzen Vorhang, der sich leise teilt.
Von seinem Tanz durch den Traum verbleibt die schönste Figur:
Arabeske des Geistes; dem Himmel entgegengezeichnet.

## Liebeslied

(Für Marja)

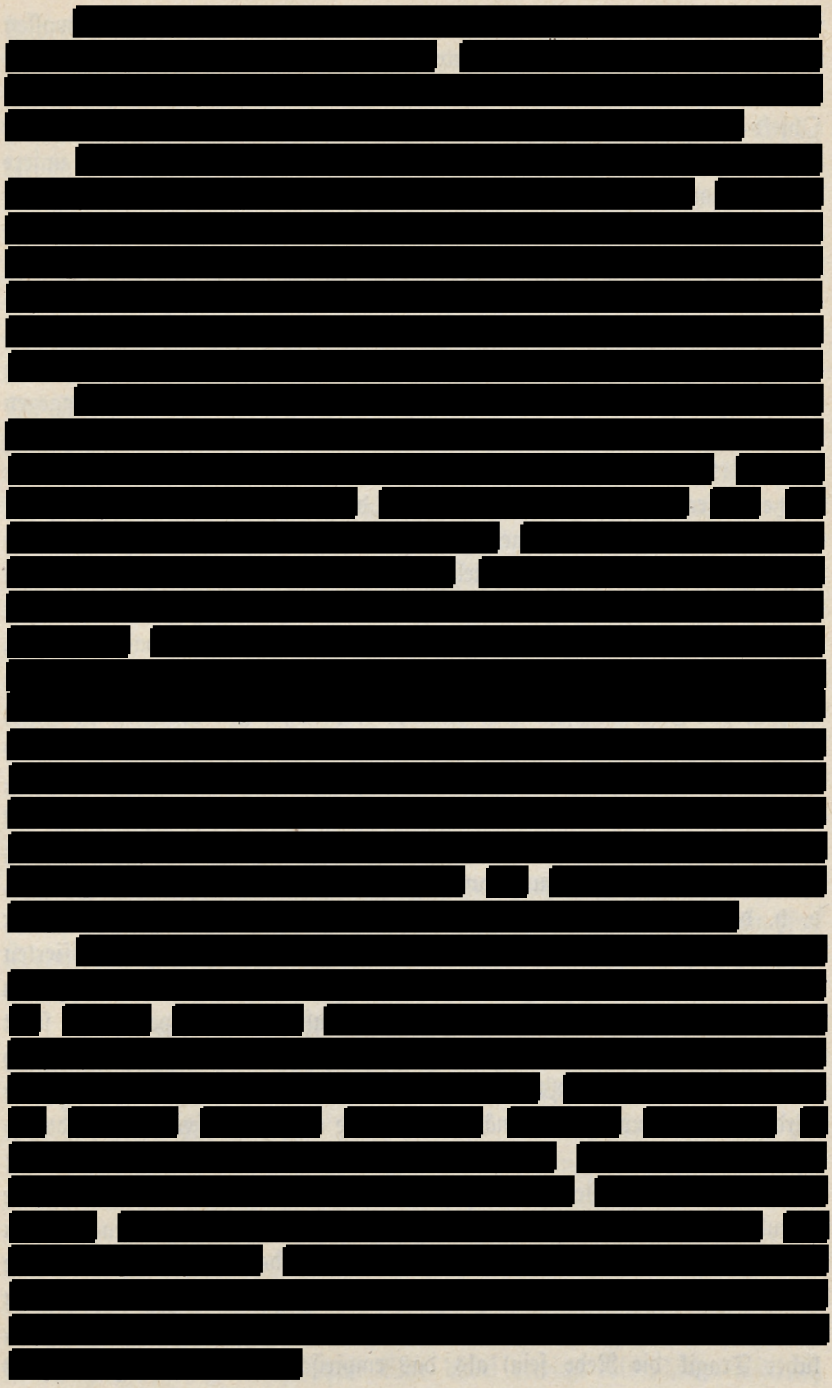
Du bist heut nacht zu mir gekommen.
Kaum hab ich deinen Schritt vernommen.
Im Traume nur erschien ein Stern
Mir ach so nah und doch so fern.
Ich hob die Hände nach dem Strahl —
Da wars dein Aug mit einem mal,
Das über mir im Dunkel stand
Und mir der Venus Leuchten schenkte,
Das meine Stirne fast verbrannt
Und meine Haare fast versengte.

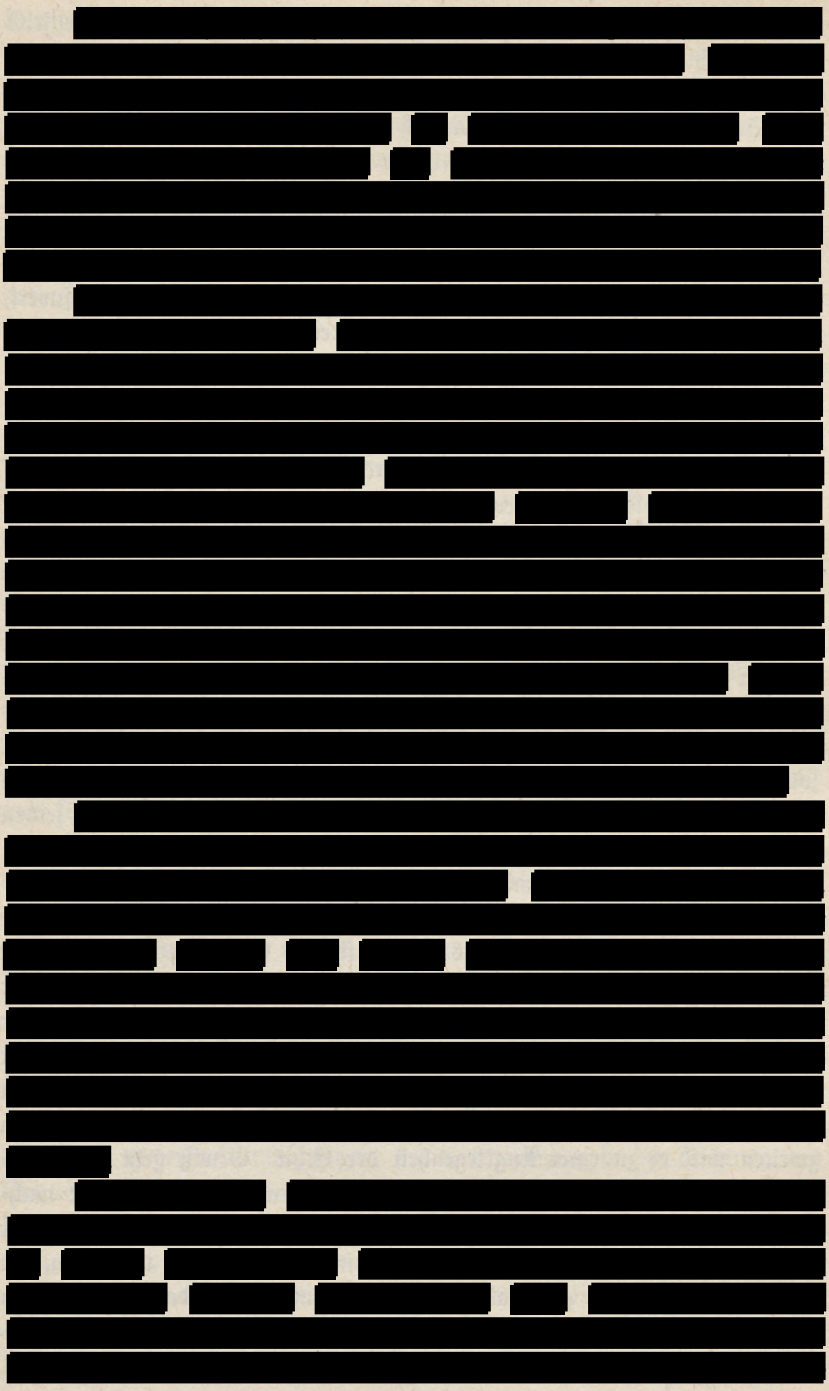
## Das Sittliche in der Kunst

Von Erwin Reisner

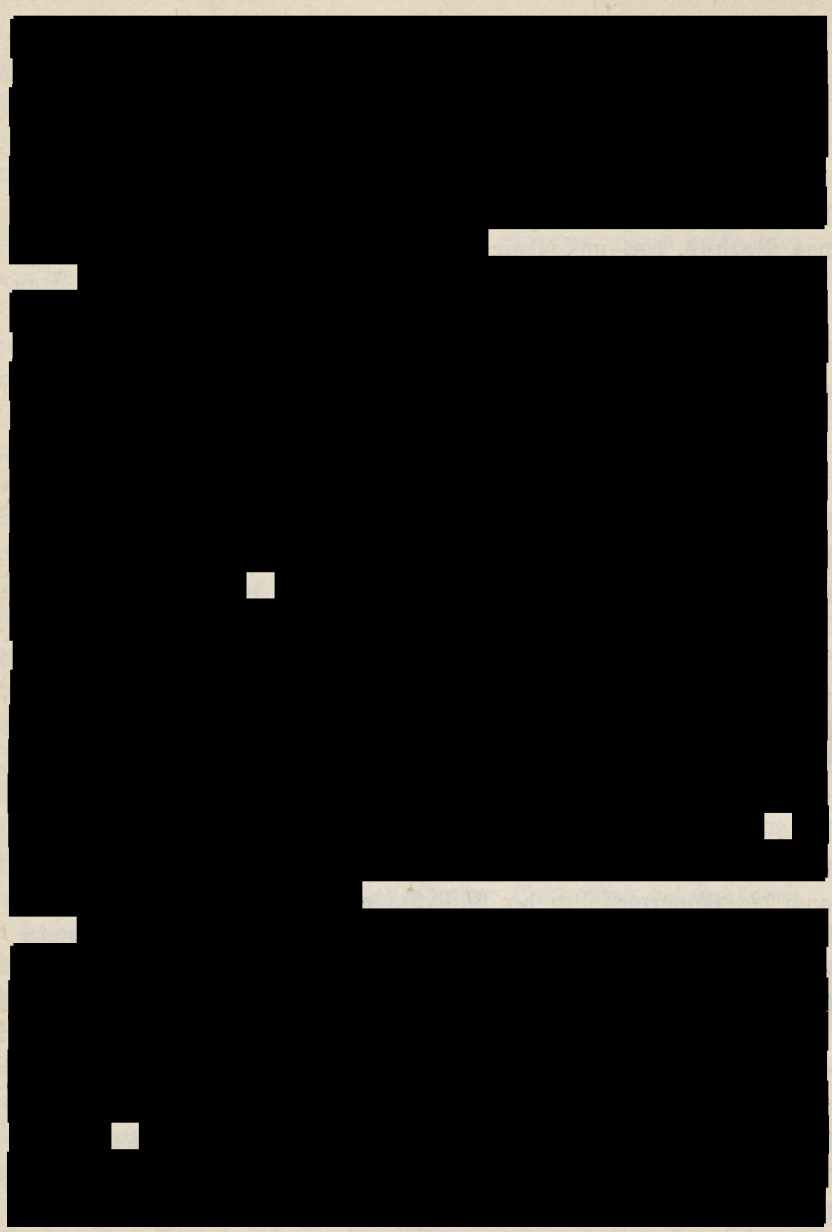
[redacted]

[redacted]





[redacted]



Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?

Georg Christoph Lichtenberg.

# Gedichte von Bernhard Capesius

## Anfang und Ende . . .

Anfang und Ende ist in dir beschlossen.
Und Gutes nichts, das mir die Nacht erhellt,
Und Böses nichts, das mir den Tag vergällt,
Das nicht aus deinem Sein geflossen.

So wie ein Strom aus Urzeit sich ergossen
Und dunkel rauschend unabläßig fällt,
Bist du das Orgelbrausen meiner Welt —
Anfang und Ende sind in dir beschlossen.

Und dieser Wahn, der deinen Sinn betört,
Er ist nur Nebel, sprühend' Wasserschäumen,
Annoch dem Strome selbst ein blendend Spiel,

Das ihm verhüllt des Strömens letztes Ziel.
Wie wir vereint dem Meer entgegenträumen,
Des heil'ge Stille keine Brandung stört.

## Haß des Geschlechtes

Nun da das Leid mich krank gemacht,
Und ich die Nächte statt in heißer Lust
In bitterm Harm nach dir durchwacht,
Da gilt mein Haß dem Tiere Weib in dir,
Das deinem Göttlichen nur dumpf bewußt
Sich auf mich warf in spielerischer Gier
Und kätzchen-lüstern leckt den feinen Bart
Nach meinem Blute, der ich wehrlos ward,
Weil ich mein Tier in schwere Ketten legte
Und fromme Scheu vor deinem Altar hegte.

## Ausklang

Das ist nun so, daß auch die Dinge sterben
Gleich Menschen. Und daß wir es nicht versteh'n,
Daß wir sie doch mit leisem Grau'n beerben,
Am lichten Tag in ihren Kleidern gehn.

O was ist unseres Lebens Sinn und Kern,
Die wir seit Anbeginn im Dunkel irren?
Und manchmal sagen wir: Ich hab dich gern —
Und ist doch nur wie eines Vogels Schwirren

Durch nächt'gen Wald, indes in ihren Hütten
Den schweren, festen Schlaf die Bauern träumen
Und fromm und dumpf nach alter Väter Sitten
des Zeugens Lust und Pflichten nicht versäumen.

Wo aber ackern wir? Denn wie wir sind,
Ist unserm Sein nicht dieser Sinn gegeben,
Daß wir wie Bauern in den Hütten leben —
Uns treibt und lockt ein unruhvoller Wind,

Der ist bald Sturm und bald ein sanftes Fächeln —
Und haben wir uns dann und wann gefunden,
So war das Beste doch, was uns verbunden,
Ein leises Streicheln nur und wehes Lächeln . . .

## Die „Entwurzelten"

Von Heinrich Zillich

Eine Zeitschrift, wie die vorliegende, will der literarischen Produktion und dem literarischen Urteil dienen .... Leider hat man den Eindruck, daß .. (das Eintreten für J. Plattner) .. aus Opposition und Effekthascherei geschieht ... um einen angesammelten Groll gegen die sächsische Dichtung und deren Beurteilung in unserer öffentlichen Kritik sich austoben zu lassen. Wie könnte man sonst die Seitenhiebe auf Fr. W. Schuster verstehen? Wenn aber schließlich behauptet wird, daß bei uns die Operette in der Zeitungsmeinung irgendwie über- oder auch nur geschätzt worden sei, so ist das einfach unrichtig. ... Man muß manche Sätze (des Aufrufes) mehreremale durchlesen, um dann zur Überzeugung zu gelangen, daß die Suche nach einem Sinn vergeblich war. ... Heimkehrerstimmung, Heimkehrerphrasen ... Seitenhiebe auf unsere Erzieher, ... Sie (die Erzieher haben) in stiller sachlicher Arbeit ihre Pflicht getan ... Dazu war dieses große „Ahnen", von dem der Aufruf spricht, daß die Jugend es mehr hätte, wie ihre auch einmal jung gewesenen Erzieher, eine unbedingte Voraussetzung. .. Von den angekündigten Mitarbeiten Gleichgesinnter aus Deutschland erhalten wir einstweilen nur eine Besprechung von Dr. Kurt Zarek über das jüngst erschienene Buch Coudenhove-Kalergis „Paneuropa". Das ist keine Empfehlung für die Zeitschrift ... Wenn dieses die angekündigte Einseitigkeit ist, so müssen wir sie entschieden ablehnen. ... Cohen-Postheim ... der ... aufgelegteste ... Schwindel ... Deutschland und seine Auslandsdeutschen haben alle Ursache, den germanisch-japanischen Rassenmischling (Coudenhove-Kalergi) abzulehnen. Auch danken wir für eine Empfehlung von Heinrich Mann und Genossen! ... „Gerechtigkeit, meine Herren, Gerechtigkeit" von Heinrich Horvat mit der geschwollenen Widmung „für Frau Dora Fraetschkes" ... gerügt werden (muß) .. die Eitelkeit

des Kritikers, der seine Belesenheit leuchten läßt. Solche Kritik, wie die Hermann Roths, dient . . in erster Reihe der Belustigung und mehr oder weniger harmlosen Klatschsucht . . . Der Beschnitt ist etwas zu knapp, der Druck des Umschlages leider nicht tiefschwarz, die Drahtheftung . . ungünstig, unschön . . . Satztype . . . Wir haben es hier mit einem kleinen Kreis von Entwurzelten zu tun, die mit unserem siebenbürgisch-sächsischen Volksleben keinen Zusammenhang haben, die aber, vielleicht aus Oppositionssucht und getrieben von Verdrängungserscheinungen . . . harmlos . . . teilweise belustigend . . . Ob . . . Heranziehung reichsdeutscher „Intellektueller" . . nicht gefährlich . . . bleibt abzuwarten . . . Bisher konnte man immer die Armut unseres Volkes als Erklärungsgrund für das Eingehen einer Zeitschrift anführen. Eine gegenseitige Erkenntnis ist das Geld eines Mäzens schon wert (?) . . . Die viel geschmähten „instinktiven (instinktlosen) Meinungsmacher" werden jenseits von Haß und Liebe abwarten . . . In diesem Sinne sei der jungen Zeitschrift . . . das Beste gewünscht!

Aus „Deutsche Tagespost", Hermannstadt, 27. April d. J. Verfasser anonym. Sperrungen und Text der Klammern von mir.

Unter den Besprechungen, die unsere Zeitschrift erfahren hat, ist eine, die zwar keine Besprechung ist, dafür aber eine Selbstenthüllung des Verfassers. Sie zieht den Schleier von einer Menschenart, der gegenüber einseitig, nämlich ablehnend zu sein, uns umso leichter wird, als der zu Wort gekommene Vertreter selbst auf jedes persönliche Hervortreten verzichtet und somit die Umrisse seiner Unpersönlichkeit nicht belastet hat durch die Vorstellung eines Leibes, die beim Lesen eines unterschriebenen Namens entsteht und immer etwas von Mitleid oder Bedauern beeinflußt ist. Man wende nicht ein, daß der Verfasser gerade einer Rezension, welche unseren Äußerungen die banalsten Motive unterschiebt, die Pflicht habe sich zu nennen — nein, zu seinem Geiste gehört dieser Mangel an Verantwortungsgefühl. Anonyme Briefschreiber sind mißachtet, anonyme Zeitungsschreiber haben noch keine allgemeine Beurteilung gefunden; das bedeutet, daß sie einem Bedürfnis entgegenkommen, daß sie ungenannte Vertreter einer bestimmten Menschengattung sind; und die hat hier geschrieben.

Was sie geschrieben hat, ist belanglos, weshalb sie geschrieben hat, wichtig; denn sie rührt sich nur, wie ein anonymer Briefschreiber, wenn sie sich bedroht fühlt. Sie atmet bösen Willen, wie eben aus dieser Kritik eines seldwylischen Lessing hervorgeht, der seinen Aufsatz in drei Abschnitte gliedert, gewissermaßen theoretische, praktische und synthetische Kritik macht und dabei nichts anderes beweist, als die völlige Erfolglosigkeit, seinem Geiste etwas durch Geist anzuhaben.

Genießbar ist die Länge eines solchen Aufsatzes, die aus dem Bestreben, sich immer wieder der eigenen Berechtigung zu vergewissern,

stammt, durch den Humor, welcher einen angesichts der so krampfhaften Anstrengung ergreift, mit der hier in den Wind gefochten wird, — denn was gibt es auf so etwas zu erwidern, wie auf die Behauptung, daß das Eintreten für Joh. Plattner* aus Effekthascherei geschehen sei; oder auf den Ausspruch, daß Seitenhiebe auf Fr. W. Schuster gefallen seien, wo doch bloß die Kritiker — an anonyme habe ich dabei wahrhaftig noch gar nicht gedacht — getadelt wurden, die einen Fr. W. Schuster zum Dichter machen wollen. Was soll man vollends sagen, wenn meine Feststellung, daß die hiesigen Zeitungsschreiber eher an Operetten als an Joh. Plattner teilgenommen haben, unrichtig erklärt wird, wo doch jeder Operettenabend besprochen wurde, dieser Dichter aber vielleicht fünfmal in siebzig Jahren. Wer findet eine Entgegnung, wenn da behauptet wird, daß Heinrich Mann empfohlen worden sei (obgleich wir ihn als Dichter unbedingt empfehlen)? Was ist nun auf die losgelöste Wut des Politikers zu erwidern, der bei Nennung eines ihm verhaßten Schriftstellers, dessen Buch bloß besprochen wurde, steigt und mit den Brustton des Vereinsbarden den Finger in die Rassenfrage tunkt. Wie kann ich ihn mir dabei vorstellen? Entweder mit Röllchen, mit dem Bild der Familie, dem ersten Zahn Lenchens und einem falsch gerichteten Kompaß an der Uhrkette oder aber kalt, jung, betriebsam, Exporteur mit Überzeugungen, Politiker mit Psycho-Analyse: neudeutsche Ausgabe des Journalisten. Daß er als solcher die leidenschaftliche Sprache eines Menschen nicht versteht, der für ein Herzensbedürfnis eintritt, daß er eine Kritik belustigend findet, die große Maßstäbe endlich auch in Siebenbürgen anzulegen wagt, daß er auf die Einwände junger sächsischer Männer gegen ihre Lebensumgebung nur die Feststellung der geleisteten sachlichen Arbeit der Alten bereit hat, zeigt, wie sehr er einfache Tatsachen verkennt. Er sieht nicht, daß die Sachsen nur zehren an dem Geist, der einmal in ihnen Form gefunden hatte, daß die äußere, wirklich gute sachliche Arbeit bei uns nichts ist als der Auslauf einer Kraft, die sich nicht mehr erneuert, daß selbst in der sachlichen Arbeit kaum ein Hauch jenes „Ahnens" spürbar ist, welches er unsern Führern zuzubilligen wagt. Diese Leistungen sind Nachleistungen früherer Werke. Warten wir 20 Jahre ab — sofern sich der innere Kern nicht erneuert — wird auch die sachliche Arbeit ziellos geworden sein. Bei uns werden Organisationen angebetet und nicht das, was sie erfüllen sollte. Organisationen sind wie Räder; sie schwingen lange nach, wenn der Antrieb ausgesetzt hat — und dieser ist geschwächt, vielleicht schon

* Für Joh. Plattner sind vor Jahren schon Adolf Meschendörfer und Leo Greiner in den „Karpathen" eingetreten.

tot. Noch greifen die Einzelteile ineinander — selbst diese nicht überall; weshalb wird derjenige als Poseur bezeichnet, der ins Gehäuse blickt und den Staub bemerkt? Wohl weil man einer Zeitschrift die Gedichte bringt, nur die Aufgabe zutrauen kann, daß sie „der literarischen Produktion und dem literarischen Urteil" diene, und fassungslos davorsteht, wenn sie urteilt über Dinge, die im Ressort der siebenbürgischen Journalistik nach Schlagwörtern reichsdeutscher Parteien behandelt werden. Die Zeitschrift Klingsor schert sich um die literarische Produktion einen Teufel und vertritt nur das, was Werte gibt und schafft, auf allen Gebieten, also auch in der Literatur, im Interesse der Siebenbürger als siebenbürgische Zeitschrift, aber nicht als volkstümliche Lichtbildermappe.

Die „Entwurzelten", als welche die Mitarbeiter dieser Zeitschrift bezeichnet wurden, sind keine Literaten und Nachäffer des reichsdeutschen Literaturbetriebes, aber durchaus der Ansicht, daß sich aus den regionalen Besonderheiten Siebenbürgens keine Erneuerung finden läßt, weil diese zu schwach und ausdruckslos sind. Wir besitzen Bauern, die schon halb zu Städtern geworden, und Städter, die so viel mit Kleinlichkeiten beschäftigt, dazu durchaus nicht mehr siebenbürgisch sind, daß wir nur in dichterischem Rahmen den verwehenden Reiz siebenbürgischer Eigenart, die hauptsächlich in der Landschaft liegt, einzufangen vermögen; aus solchen bloß noch ästhetischen Werten aber keine geistige Wiedergeburt finden können.

Das Leben der Sachsen ist in das große des deutschen Volkes eingemündet. Wir nehmen aus diesem für uns selbst die Idee. Man staune deshalb nicht, wenn die „Entwurzelten" sich ihm verschrieben haben zum Zwecke des siebenbürgischen Daseins.

Wie aber kann man die Bezeichnung der Wurzellosigkeit Menschen anwerfen, die heimgekehrt sind, weil sie sich diesem Lande verbunden fühlen? Ich stehe nicht an auszusagen, daß die innere Ursache zu meiner persönlichen Rückkehr Heimweh war. Wie aber wirken diese „Entwurzelten" nun in unseren Verhältnissen? Unsere Stadtbevölkerung, deren geistige Anregungen außerordentlich dürftig sind, wird von jeder Äußerung, die über ihrem Niveau steht, erschüttert; sie ist gnadenlos gegen jedermann, der es wagt, sie in ihrer Ruhe anzutasten; sie schließt bedingungslos die Augen über Unwert oder Wert ihrer eigenen Beschaffenheit; übersieht vollkommen ihr Treiben, ihr Herumgeistern zwischen Clique und Protektion, Wahlurne und Taufbecken, Eifersucht, Neid und Verleumdung von Schicht zu Schicht, von Stadt zu Stadt.

Ich weiß wohl, daß solche Gedanken, wie sie hier vertreten werden, eine Unzahl von Menschen beleidigen, daß andere, Selbstgerechte, sie unreif und anmaßend finden; Gott sei Dank, sie sind nicht aus der ver-

standbeherrschten Atmosphäre der Verkleisterer. Aber weshalb wird nicht gefragt: Ob sie wahr sind?

Man sage nicht, daß es in Kleinstädten stets so sei wie bei uns; wir sind an Zahl zu klein, um solche Kleinstädte zu ertragen. Andernlands gibt es Bevölkerungsschichten, die den Einfluß der Kleinstädter aufheben, welcher stets auf örtliche Dinge zielt und die allgemeinen und bewegenden aus der Froschperspektive beurteilt und bestimmen will. Früher waren wir ein Volk, äußerlich geschlossen durch Gewalt, wir hatten keine ideelle Gemeinschaft nötig, obschon sie gerade durch das Gefühl unserer Übermacht da war. Heute hält uns nur der Ablauf der Tradition zusammen, sonst nichts mehr; da ist die dumpfe Stubenluft, die unser Leben umgibt, ein Luxus, den wir uns nicht mehr leisten können.

Den Sachsen täuscht — und das ist das sicherste Zeichen der Leere — der Erfolg eine Leistung vor; immer gibt ihnen das Äußerlich-Getane das Recht, stolz auf sich zu sein. Wie viele Reformen werden da versucht, freilich alle haben ein praktisches Ziel — aber wo ist das innerlich Verbindende, wo die Ehrlichkeit, jene Schäden zu nennen, die nicht in der Organisation liegen, sondern in den Menschen, damit sie erkannt und vertilgt werden? Und erkannt werden sie nur durch Aussage, durch die unzähligen Mittel, welche den Menschen auf sein Wesen aufmerksam machen, durch Stellungnahme, Kunst, schöpferische Wissenschaft, Religion, ja selbst durch Witz und Humor, wenn diese aus einer freien Geistigkeit stammen.

Noch länger zu unserer Lage zu schweigen, wäre unwürdig. Wir Jungen sind Kritik gewohnt, weil wir sie auch in Anspruch nehmen, doch bei der Offenheit, die uns leitet, bei der Unverwurzeltheit mit der sinnlosen Befolgung der Regel, haben wir ein Recht darauf, daß uns mit wahren Einwänden entgegengetreten wird, nicht mit einer Kritik wie von diesem Anonymus, der sogar bis zur Drahtheftung und zum Beschnitt (welch ein technik-geborenes Wort!) greift, um seine Abneigung auszudrücken und seine oberlehrerhaften Rügen anzubringen. Diese Abneigung kommt aus einer Umgebung, wo es erlaubt ist, den Schreiber einer Besprechung deshalb eitel auf Belesenheit zu nennen, weil er zwei Zitate bringt und einige weltbekannte Dichter erwähnt; aus einer Umgebung, in der man Anschauungsgegner als Volksentwurzelte und als Spielbälle von Verdrängungserscheinungen bezeichnet; aus einer Umgebung, in der man wagt, einen Schriftsteller zu verwerfen, den man gar nicht kennt (wie aus der unveränderten Übernahme eines in unserer Zeitschrift durch einen Druckfehler entstellten Namens hervorgeht, des Druckfehlers Cohen-Portheim; gleichwohl daraus ersichtlich wird, daß dem Anonymus der

Schriftsteller Cohen-Portheim unbekannt ist, hat er ihn als Schwindler bezeichnet. In seiner Rezension sind sogar die Ausdrücke Selbstbespiegelungen.)

Genug der Beispiele für diese Kritik, die geschrieben wurde, um zu kritisieren: mit einem Ausspruch hat sie Recht, mit der Feststellung des Grolls der „Wurzellosen" gegen die instinktverlassenen Meinungsmacher, besonders die anonymen.

Man hat uns die Worte im Munde verdreht; aus der Einseitigkeit, die wir betonen, wurde eine Festlegung auf politische oder künstlerische Richtungen gemacht. Man scheint nicht verstehen zu können, daß ein Jugenderlebnis, dessen Größe in dieser vergeßlichen Welt zu wenig Köpfe gefunden hat, in solchen nicht mit Äußerlichkeiten erklärt wird, sondern — da es die Zeit angeht — mit der Verfassung der Menschheit. Wir sind keine Pazifisten — auch dieses muß erklärt werden — aber da uns das, was um uns vorgeht, auch berührt, wollen wir Partei ergreifen! Und wenn es nun noch notwendig sein sollte, unsere Einseitigkeit zu erklären, so sei es gesagt, daß wir frische Luft haben wollen, und da brauchen wir die dumpfe nicht. Gegen diese sind wir parteiisch, die verstehen wir nicht — da sind wir einseitig!

## Árpad Tóth: An die Hoffnung

Nach dem Ungarischen von Heinrich Horvát

Hoffnung, gefällige leichtgewillte Schöne,
Die jedes Lumpen gern sich mag erbarmen —
Schlaf einmal auch bei mir! mit müden Armen
lang ich nach dir; höre mein Qualgestöhne!

In deine Brüste will mein Haupt ich graben,
Vielleicht, daß sich des Grames Furche glättet . . .
Flüstre mir zu, rasch, rasch, was mich errettet —
Ein Wort! . . . was immer! . . . laß mich Schlummer haben . . .

Die manchen tragischen Müller oder Meier
Mit plattem Trost gezogen aus der Patsche,
Da sie das Schießgewehr schon wollten heben:

Ich fleh um deines Balsams alte Leier,
Den guten Kitsch, um deine mollige Pratsche —
Kirre, betöre mich! nur leben . . . leben.

# Die grüne Generation

Von Dr. Karl Hoch, Schäßburg

(Schluß)

Die Weltanschauung war rundwegs eine konservative. Die für die Ideenbildung bestimmende Zeit, die Zeit des Universitätsstudiums wurde wie schon angedeutet — bestimmt durch die Hochwelle der konservativen Strömung, die in der zweiten Hälfte der 80-er Jahre das reichsdeutsche Leben erfüllte. Es kann vielleicht für alle Gebiete festgestellt werden, daß die grüne Generation die Überträgerin „neudeutschen" Wesens unter uns Sachsen wurde.

Die seelige Sänger-, Turner- und Schützenfest-Begeisterung, von der der alte deutsche Liberalismus, an den deutschen Gemütsbedarf sich anpassend, erfüllt war, ist in unserm sächsischen Volksleben auch heute noch zu verspüren und — sagen wir es rund heraus — wir wollen auch nicht verzichten darauf. Sie ist vielleicht ein rhein-fränkisches Erbstück. Beim vollgeschüttelten Maß von Lebensernst, den wir fort und fort zu entfalten haben, ist uns die aus ihr fließende Sonntags-Stimmung zu gönnen. Dem Rhein-Franken haben sich während seines bald achthundertjährigen Kolonisten-Daseins wohl manche Züge des ostelbischen Kolonisten-Volkes aufgeprägt; sie sind verstärkt worden durch das konfessionell Übereinstimmende. Aber hie und da kommt sein rhein-fränkisches Blut doch zur Geltung. So in der künstlerischen Begabung, die ihm wohl nicht abgesprochen werden kann und im ästethischen Bedürfnis für den gesamten Lebenszuschnitt. Die grüne Generation betonte mehr die uns durch unser Kolonisten-Dasein zuteil gewordene Erziehung und trug dadurch der unmittelbar vorangegangenen gegenüber ein etwas praktischeres Gepräge. Ein gewisses Besinnen nach dieser Richtung war notwendig geworden. Man bemerkte doch allmählich ein unsere finanziellen Kräfte übersteigenden Übermaß von Festen. Auch bei unsern Vereinstagen fing die Anzahl der festfreudigen Mitläufer bedeutend an zu überwiegen. Kurz: es bedurfte eines Gegengewichtes und dieses bot die der pokulierenden, nachfolgende politisierende Jugend. Es wurde gelegentlich störend empfunden. Ich entsinne mich, nach dem 1894-er Sängerfest von einem etwas Ältern — zufällig gerade von einem spätern leitenden Politiker — eine ziemlich gepfefferte Bemerkung gegen die „unverbesserlichen Volks-Erretter" gehört zu haben, die sich auch noch die Sängerfest-Freude durch ihre unausbleiblichen Errettungs-Gedanken hätten stören müssen. Mit Schiller mochte er vielleicht sagen:

„War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen —
Nur das Alter ist jung. Ach! Und die Jugend ist alt."

So mag die ältere Generation in der Regel urteilen, wenn einer liberaleren Zeitströmung eine konservativere nachfolgt.

Was übrigens den Hang zum Politisieren anbelangt, so hatten sich beide Generationen nichts vorzuwerfen. Hier war bei der ältern Generation nun nicht mehr rhein-fränkisches Erbstück, sondern die in der neuen Heimat erworbene Freude am öffentlichen Leben, die uns Allen und in allen Gesellschaftsklassen anhaftet, durch den Einfluß des alten Liberalismus verstärkt worden. Die durch ihn erhaltene Verstärkung führte dazu, daß bei der Bewertung des Einzelnen seine öffentliche Wirksamkeit eine all zu große Rolle spielte und daß ein in unsern Verhältnissen bis zu einem gewissen Grade nicht zu umgehendes Dilletieren auf auseinander gehenden Lebensgebieten den notwendigen Grad überschritt.

Diesem Zuge gegenüber brachte die neue Generation aus Reichsdeutschland die Betonung sorgfältigern Spezialistentums mit nach Hause. In erhöhtem Maße fing man an, reichsdeutschem Muster folgend, ganz präzise, nach jeder Richtung stichhältige Arbeit zu verlangen. Was beispielsweise den Wissenschaftsbetrieb anbelangt, so erstreckte er sich zunächst auf einen engern Kreis. Man fing an, den Gymnasiallehrer in erster Linie nach seiner Lehrertätigkeit zu werten. Das vornehmlichste Ziel, auch der tüchtigsten war es, sich bei voller fachlicher Beschlagenheit pädagogisch zu vervollkommnen. Wenn Jemand überdies noch in selbständiger wissenschaftlicher Forschung arbeiten wollte, schön! Aber Erfordernis auch zur Erstrangigkeit war es nicht. Wer es aber tat, von dem verlangte man in erhöhtem Maße, daß er auch hier präzise Arbeit liefere, die den Geboten der deutschen Wissenschaft entspreche.

Und etwas ist hier besonders hervorzuheben. Das Harnackische Wort vom untrennbaren Ineinandergreifen wissenschaftlicher, völkischer und kirchlichreligiöser Arbeit bei uns Sachsen wird für alle Generationen seinen Geltungswert behalten. Als ein Zeichen dafür aber, daß eben der reine Nationalismus, von dem die grüne Generation erfüllt war, und zum großen Teile heute noch ist, mit jener Voreingenommenheit des Denkens nichts zu tun hat, die zu tatsächlichem nationalem Chauvinismus führt, kann die besondere Gewissenhaftigkeit entgegengenommen werden, mit der der Wissenschaftsbetrieb der grünen Generation sich vor jeder Trübung durch die nationale Gefühlswelt hütete. Es war ihrer Denkungsart beispielsweise durch und durch fremd, diese nationale Gefühlswelt zu einer Hemmung für die Feststellung werden zu lassen, daß aus der Urheimat her sich in unserer Sprache und vielleicht auch in unserer Art ein romanischer Einschlag finden läßt. Hat man die genügende völkische Selbstsicherheit und weiß überdies, daß das Bestimmende bei der völkischen

Zugehörigkeit das Gefühl dieser Zugehörigkeit ist, so kann man darauf verzichten, zur Erhöhung des völkischen Bewußtseins und völkischen Selbstbewußtseins statt wahrheitsstrebender tendentiös gefärbte After-Wissenschaft zu treiben. Es ist gut, daß wenigstens im sächsischen Wissenschaftsbetrieb dauernd zu beachten. Man hütet sich dabei vor Lächerlichkeiten.

Dabei soll das erwähnte Harnackische Wort seine Wahrheit behalten. Der wahrheitsstrebende Wissenschaftsbetrieb soll mit dazu dienen, daß wir uns ein gegründetes völkisches Selbstbewußtsein erhalten. Überdies schöpft naturgemäß in den Wissenschaften über das Volksleben die Fragestellung, die Wahl des wissenschaftlichen Interessegegenstandes wesentlich aus der völkischen Gefühlswelt. Beim Suchen der Antwort aber heißt es, kühlen Kopf zu behalten.

Die bedeutendsten geistigen Kräfte der grünen Generation waren vornehmlich Gymnasial- und Seminar-Lehrer. Ihr dem Alter nach der vorangehenden Generation zugehöriges geistiges Haupt*) war innerhalb der sächsischen Lehrerwelt gleichzeitig das Haupt der damals modernen herbart-zillerischen Schule. Der sich um ihn gruppierende Kollegenkreis bekannte sich meines Wissens auch zu ihr. Die erwähnte pädagogische Schule zielte unter anderem auf Konzentration des Unterrichtes. Das war so ziemlich das Gegenteil von dem, was man heute unter Konzentration des Unterrichtes versteht. Heute sucht man die Leute zu konzentrieren; damals wollte man innerlich konzentrierte Leute. Das allerdings unerreichbare Ideal jener Konzentration des Unterrichtes wäre es gewesen, wenn sich der Zögling von der ersten Elementarklasse zu seinem seinerzeitigen besondern Lebensziele vorbereitet hätte. Erreicht war dieses Ideal am meisten in Militärbildungsanstalten. Daß die ganze pädagogische Richtung ihren Schöpfern wahrscheinlich unbewußt ein Einfluß neudeutscher Denkungsweise war, ist augenscheinlich. Der heutige Demokrat würde sich über solche Idealbildung bekreuzigen. Aber er mag zur Kenntnis nehmen, daß das „bureaukratische" Preußen-Deutschland sehr wohl Leute mit Gepräge haben wollte.

Der Jugenderzieher wollte Konzentration des Unterrichtes; der Volkserzieher und der selbst noch jugendliche Selbsterzieher wollte Konzentration der Lebensführung.

Der Verfasser dieses Aufsatzes kann sich des Eindruckes der Eröffnungsansprache erinnern, die das erwähnte geistige Haupt als Vorsitzer der Hermannstädter Montagsgesellschaft hielt. Der Kreis solle ein Selbstbildungsverein sein und hierauf folgten tiefschürfende Ausführungen über das Wesen der Bildung. Als ihr Hauptziel erschien es: von einem

*) Seminardirektor Dr. Josef Capesius.

festen innern Kern zu den verschiedenen Lebenserscheinungen Stellung zu nehmen. Die Pflege einer solchen Bildung war ihm augenscheinlich auch das Ziel seines konzentrierten Unterrichtes. Vom Standpunkt dieses Bildungsideals ergab sich auch die Syntheſe des von der grünen Generation unserm Volksleben zugeführten neudeutschen Einschlages, der der innern Zersplitterung des einzelnen Volksgenossen entgegenwirkte und der bleibenden sächsischen Volksnotwendigkeit, daß seine leitende Schichte zu den verschiedenen völkischen Lebenserscheinungen Stellung nehme. Ein Spezialistentum, das sich wie die Raupe an ihr Blatt anniſtet, können wir in unsern Lebensverhältnissen allerdings nicht brauchen.

Ihre besondere Anwendung fand das erwähnte Bildungsideal in der Stellung der neuen Generation zu unsern Schul- und Kirchenfragen. Das schickt sich ja geradezu allezeit für die Jungen, gegen die Alten in dieser oder in der andern Frage eine scharf zugespitzte, wenn nicht gar vollständig absprechende Stellung anzunehmen. Die grüne Generation war hier in der ganz besonders glücklichen Lage, zwei Generationen vor sich zu haben, gegen die sie abwechselnd ihre Pfeile richten konnte. Gegen die Mittelgeneration Dr. Karl Wolffs geschah es — wie erwähnt — in politicis — gegen die alte Garde (den „Vatikan") in den Schul- und Kirchenfragen.

Dort galt die „bewährte, segensreiche Verbindung von Kirche und Schule", die mit ziemlicher Willkürlichkeit mit der Verbindung von Schul- und Kirchendienst, mit der gleichen Vorbildung und der gleichen Befähigung für beide und dem notwendigen Übergang aus dem einen in die andern gleichgestellt wurde, als ein unverletzliches Heiligtum. Der Hauptbestimmungsgrund für diesen organisatorischen Konservatismus war die Fürsorge für den Liberalismus unseres religiös-kirchlichen Lebens. Man fürchtete sich vor dem einseitigen Theologen. Man witterte in ihm den lebensfremden Orthodoxen und Mucker. Doch hierüber etwas später.

Die Kritik der etwas später auch politisch so scharf oppositionell werdenden Jungen setzte bei der durch das 83-er Mittelschulgesetz gegebenen Notwendigkeit ein, den Anforderungen der für die künftigen Gymnasiallehrer vorgeschriebenen staatlichen Prüfungen gerecht zu werden. Die staatlichen Vorschriften selbst fanden bei den Jungen — neuerdings sei darauf hingewiesen: bei den bald nach außen so scharf Oppositionellen — eine viel entgegenkommendere Haltung als sie von den beiden ältern Generationen aus genommen wurde. Das Geprüftwerden durch Fachgelehrte, die im fortwährenden Wissenschaftsbetrieb verblieben, entsprach dem strengen Fachstandpunkt. Spötter mögen vielleicht bemerkt haben, daß es etwas weniger genannt sei, sich aus Klausenburg als aus Hermann-

stadt einen Zweier zu holen. Und wie wir alle wissen, ist niemand auch gegen Zweiernoten absolut gefeit, — insbesondere der nicht, der sich in eine Sonderfrage verbissen hat. Aber auf jeden Fall entnahm man dem Ausmaß der staatlichen Forderungen, die auf eine 4-jährige, ausschließlich dem Lehrfach geltende Vorbereitung zugeschnitten waren, daß damit die grundsätzliche Scheidung des Gymnasiallehramtes und der Theologie notwendig gegeben sei. Es wurde — wie bis dahin schon oft und wie es auch heute noch ohne den zu wünschenden Erfolg geschieht — die Befreiung des Gymnasiallehramtskandidaten von der Verpflichtung verlangt, die theologische Prüfung ablegen zu müssen.

Ein Vermittlungsantrag wurde von einem Jungen in einer im Jahre 1892 im „Groß-Kokler Boten" erschienenen Artikelreihe vorgebracht.*) Es wurde hier der Gedanke ausgesprochen, die Verbindung von Kirchen- und Schuldienst in der Art aufrecht zu erhalten, daß der Weg zum Pfarramt in der Mehrzahl der Fälle nicht durch das Lehramt am Gymnasium, sondern durch das Lehramt am Seminar, in der Bürgerschule und in der höhern Volksschule führen solle. Der Gymnasiallehrer solle zur Ablegung der theologischen Prüfung nicht verpflichtet, aber berechtigt sein; selbstverständlich könne nur der als Kandidat des geistlichen Amtes gelten, der die theologische Prüfung abgelegt habe. Hier war die erste Keimzelle des Gedankens der zwei gesonderten Theologengruppen. Die dem erwähnten Vorschlag entsprechende weitere Verbindung von Schul- und Kirchendienst war freilich in Folge der staatsgesetzlichen Bestimmungen nicht durchführbahr, da diese für den Bürgerschullehrer eine besondere staatliche Prüfung verlangten. Der Grundgedanken der zwei verschiedenen Theologengruppen fing aber allmählich an, Wurzel zu fassen und gelangte dann bei der Schaffung der heute immer mehr Bedeutung erlangenden neuen Theologengruppe zur Verwirklichung.

Wenn man die auch heute noch vielfach bemerkte Gegnerschaft gegen diese auf ihre seelischen Grundlagen hin verfolgt, so laufen sie auf das Arsenal von Gründen zurück, die man zu Gunsten der „Verbindung von Kirche und Schule" (d. h. also von Kirchen- und Schuldienst) vorzubringen pflegte. Es handelte sich dabei insbesondere um die eifersüchtige Wahrung unseres kirchlichen Liberalismus siebenb. sächsischer Prägung.

Da brach aber in den erwähnten organisatorischen Konservatismus, der früher allen jüngern Stürmern und Drängern gegenüber als unverletzliches Heiligtum aufrecht erhalten wurde, das aktiveste Glied der ganz alten Generation, früher Superintendentialvikar, später Bischof D. Friedr.

*) Vgl. dessen Nummern aus 1892.

Müller, durch die Schaffung der neuen Theologengruppe die erste Bresche. In der Fortsetzung der Entwicklungslinie liegt die schon erfolgte Schaffung der beiden Schulratsstellen, die Ausscheidung ihres Tätigkeitskreises aus den Obliegenheiten des bischöflichen (früher Superintendential)-Vikars. Auf die gleiche Linie gehört in Zukunft die Befreiung der Gymnasiallehrer von der Verpflichtung zur Ablegung der theologischen Prüfung, in weiterer Zukunft die Entlastung des Geistlichenstandes vom Übermaß politischer und volkswirtschaftlicher Tätigkeit und dem damit verbündeten Odium, dann auch vom kirchlichen Verwaltungsdienst, im Zusammenhang damit eine noch weitergehende Verweltlichung dieses kirchlichen Verwaltungsdienstes oder was dasselbe ist, eine weitergehende Verkirchlichung des weltlichen Standes.

Und hier kommen wir nun zum Kernpunkt, um den es sich handelt.

Auch hier sei zunächst festgestellt, was über allen Generationswechsel hinüber in sächsischen Verhältnissen erhalten werden muß und sich deshalb notwendig erhalten wird.

Zunächst sind wir so, wie uns unsere geschichtliche Entwicklung nun einmal hat werden lassen, ein etwas einseitig auf das Verständige, Nüchterne angelegtes Volk. Die gediegenste Frucht dieser Verständigkeit aber ist ein wurzelfester Trieb zur Wahrhaftigkeit. Aus diesem äußern und innern Wahrheitstrieb sind wir zu Intelligenzopfern zu Gunsten kirchlich festgesetzter Glaubensvorstellungen schlechthin nicht zu haben, die einfach aus dem Grunde verlangt werden, weil die Vorstellungen kirchlich festgesetzt sind. Und weil nun einmal die zwingende Gewalt der Verstandeswelt bei uns stärker zu sein pflegt, als die des religiösen Gefühlslebens, so kommen wir auch nicht recht in die Lage, daß die aus ihm erwachsenen Vorstellungen sich den Verstandesvorstellungen gegenüber die Geltung erzwingen. Aus diesem Grunde neigt schon unsere Volksanlage zu einem bestimmten kirchlichen Liberalismus. Es ist dies zunächst der Liberalismus, der sich in der Stellung zur religiösen Dogmenwelt bekundet. Nahrung erhielt er im zweiten und dritten Viertel des 19. Jahrhunders durch die liberale Zeitströmung auf allen Lebensgebieten. Auf siebenb. sächs. Boden erhielt er eine besondere Färbung, die der Sinnesweise des alten vorkantischen „Rationalismus" entspricht. Die Bezeichnung: Rationalismus für diese Sinnesweise ist mir immer ganz merkwürdig vorgekommen. Ihren Ausgangspunkt bildet nicht etwa die höchste Wertung der menschlichen Vernunft, also doch menschlichen Innenlebens, sondern die Höchstwertung der äußern Lebensführung. Diese stark hervortretende Wertung des Außenlebens ist bei einem Volkssplitter natürlich, der Jahrhanderte lang sein Dasein gegen widerstrebende Gewalten erkämpfen

mußte und erkämpfen muß. Und weil in diesem Außenleben die Sicherung des völkischen Daseins eine so bestimmende Rolle spielt, mußte zum Schluß auch das kirchliche Leben sich es gefallen lassen, sich den Bedürfnissen der völkischen Daseinssicherungen unterzuordnen. Einen Teil der nationalen Tätigkeit bildete die soziale und volkswirtschaftliche. Auf all diesen Lebensgebieten wartete und wartet auch heute noch den ihrem Berufe nach zur Seelsorge Bestimmten eingreifende Tätigkeit und erwartet man sie von ihnen. Dann erscheint direkt national-politisch die Kirche als der letzte übriggebliebene offizielle Organismus, über den das sächsische Volk verfügt. Auf diesem Wege stellt sich der religiöse Rationalismus in den Dienst des sächsischen Nationalismus. Und nachdem unter unsern bestimmenden Wertungen die nationalen an ganz hervorragender Stelle stehen, (gerade unter den Wertungen der eben in Rede stehenden Generation an ganz besonders hervorragender) können wir auch in Zukunft den Hilfsdienst der Kirche und ihrer Organe im Rahmen der völkischen Arbeit nicht entbehren. All dieses ergab sich notwendig aus den bleibenden Bedingungen des sächsischen Volksleben. Es wurde aber in Folge der verstärkenden Zeiteinflüsse zur starken Einseitigkeit übertrieben. Wie erwähnt und wie bekannt, wurde das zweite und dritte Viertel des 19. Jahrhunders auf allen Lebensgebieten vom Liberalismus, als Zeitströmung beherrscht. Auch in Deutschland, dessen Kulturleben für uns immer in erster Linie in Betracht kommt, wenn von Zeiteinflüssen die Rede ist. Auf religiösem oder besser gesagt auf antireligiösem Gebiete artete der Liberalismus zum rein negativen Radikalismus eines Vogt und Büchner aus. In seiner gemäßigten Form knüpfte er doch auch da draußen auf allen Lebensgebieten an den Rationalismus des 18. Jahrhunderts an. Selbst Vogt und Büchner fanden auch im Karpathenlande ihre Anhänger, insbesondere in seinem Südostwinkel. Darüber, daß der alte Rationalismus bei uns eine natürliche Grundlage hat, war schon die Rede. Zu seinen psychologischen Irrtümern gehört es: nicht etwa die Erfordernisse des erkenntnis-gegebenen und des religiös bestimmten Seelenlebens als zweier selbständiger Seelenkräfte sich auseinandersetzen zu lassen, sondern vom letztern bedingungslos zu fordern, daß es sich dem erstern unterordne. Dabei unterliegt er dem gleichen Irrtum wie die kirchliche Orthodoxie: das Wesen der Religiosität im Erfaßtwerden durch einen bestimmten Vorstellungskreis zu suchen. Nur mit der umgekehrten Schlußfolgerung. Während der Orthodoxe von mir verlangt, daß ich unter Zurückdrängung meiner Denknotwendigkeiten mich einer bestimmten kirchlich gegebenen Vorstellungswelt hingebe, verlangt der Rationalist von mir mit der gleichen schroffen Unbedingtheit, daß ich Vorstellungen, die aus meinem

religiösen Gefühlsleben natürlich erwachsen, zu Gunsten von verstandesgegebenen logischen Schlußfolgerungen preisgebe. Ein vollerer Individualismus, eine vollere Toleranz hat Respekt vor der Gestaltung meines Innenlebens, so wie es eben ist. Der Gedanke dieses vollern Individualismus hatte sich allerdings noch nicht voll durchgesetzt, als die grüne Generation ihre Ideenprägung erhielt; aber er war auf dem Wege. Er setzte sich soeben den politischen Anforderungen des alten Rationalismus gegenüber durch. Die schleiermacherische Erkenntnis, daß die Religion überhaupt nicht auf Verstandeserkenntnis, sondern auf dem Gefühlsleben sich aufbaue, wurde erneuert. Vielleicht war es selbst zunächst nur Verstandeserkenntnis; vielleicht wurde nur ein Fragezeichen übernommen, das hinter den bis dahin nicht ohne Selbstgefälligkeit hervorgehobenen heimischen Liberalismus gemacht wurde. Wie es auch anderorts der Fall gewesen sein soll, weckte gerade die Einführung der Zivilehe, der Wegfall der Krücke, die bis dahin in der staatlichen Notwendigkeit kirchlicher Eheschließung lag, das Streben nach religiöser Verinnerlichung. Einzelne Männer unseres kirchlichen Lebens, die auch schon bis dahin von der Erkenntnis getragen wurden, daß unser Volk solcher Verinnerlichung bedürfe, waren von der öffentlichen Meinung der Gebildeten als schwarze Orthodoxe und Mucker angesehen worden. Die neue Generation stand ihren Bestrebungen zum mindesten vorurteilsloser gegenüber. In Berlin war ihr während ihres Universitätsstudiums selbst Stöcker nicht als der leibhaftige Gottseibeiuns erschienen. Auf jeden Fall war sie der Meinung, daß Leute wie Gerok und Frommel dem religiösen Gemütsbedürfnis mehr böten, als allzu wasserhelle Vernünftigkeit, als vollständig einwandfreie sittliche Erörterungen oder politische Leitartikel vom Predigtstuhl aus vorgetragen. Wieder war es das schon erwähnte aktiveste Glied der ganz alten Generation, von dem ein neuer Einschlag des gesamten religiös-kirchlichen Lebens unserer Landeskirche ausging, der in der Sinnesweise der ganz Jungen eher Widerhall fand, als bei den zwei ältern Generationen. Einem mystischen Bedürfnis der Menschenseele suchte man entgegenzukommen, das von der gefühlsmäßig verankerten Religiosität schwer getrennt werden kann. Es sind nur ganz Vereinzelte, die geradezu der dogmatischen Orthodoxie, dem starren Bibelglauben zuneigten oder heute noch zuneigen. Doch die erwähnte Erkenntnis, daß das Wesen der Religiosität nicht in einem bestimmten, ob orthodox oder rationalistisch erworbenen Vorstellungsbereich, sondern in einer Gefühlsbestimmtheit bestehe, hatte in der neuen Generation einen empfänglichen Boden.

Aber — wie schon angedeutet wurde — mag es selbst vielleicht vielfach nur Erkenntnis gewesen sein — Verstandeskritik an der ver-

standesmäßig arbeitenden reinen Vernunft. Heute erscheinen die Angehörigen der grünen Generation den Vertretern der jung-religiösen Bewegung als ausgesprochene Nationalisten. Es ist möglich, daß wir doch mehr den kulturellen Wert eines starken religiösen Gefühlslebens eingesehen haben und dieses religiöse Gefühlsleben jetzt erst in der von uns gewünschten Stärke auf dem Wege ist. Dabei bleibt es vollständig offen, zu welcher Erscheinungsform wir ja sagen können und nicht.

Auf der andern Seite zeigt sich wiederum eine andere entwickelungsgeschichtliche Erscheinung. Jede neue Generation gibt dem Volksleben einen neuen Einschlag. Sie ist die Trägerin dieses neuen Einschlages und von jenen Werten vor allen bestimmt, die seinen Inhalt bilden. Sobald sie aber in die praktische Arbeit tritt, so wirken auch auf sie die bleibenden Notwendigkeiten des Volkslebens bestimmend ein. Diese bleibenden Notwendigkeiten gestalten doch auch ihr eigenes Gepräge um und jedenfalls in höherem Maße, als die Generation auf die Umgestaltung des Volkslebens ihrerseits einwirken konnte. Die grüne Generation erkannte das Ausmaß als zu weitgehend, in dem unser kirchlicher Organismus und seine Einzelorgane zu Zwecken verwandt wurden, die von der eigentlichen Bestimmung der Kirche, der Religionspflege zu dienen, abseits liegen. Aber in das praktische Leben eintretend, mußten ihre dem Geistlichenstand angehörigen Glieder den Volksnotwendigkeiten selbst Rechnung tragen.

Unser gesamtes Volksleben pflegt ja, wenn es gesund ist, den Erscheinungen des großen deutschen Lebens mit Interesse zu folgen und das was für unsere Verhältnisse annehmbar ist, unsern Verhältnissen anzupassen. Wenn wir aber bemerken, daß da draußen nach irgend etwas gestrebt wird, was für uns als Erbe der Väter selbstverständlicher Besitz ist, so kann dies für uns nur eine Aufforderung dazu bedeuten, dieses Erbe sorgfältig zu hüten, es aber so zu bereichern, daß die empfundenen Einseitigkeiten unseres Volkslebens nach Möglichkeit gemildert werden.

Nun strebt man in Deutschland ja gerade dahin, die rein seelsorgerische Tätigkeit der Kirche mit sozialer zu verschwistern. Bannerträger dieser Bewegung kommen zu uns geradezu auf Studienreisen. Wenn es ihnen gelingt, einen Teil von dem, was bei uns geschichtlich erwachsen ist, dem deutschen kirchlichen Leben einzufügen, dann haben wir zum mindesten einen winzig kleinen Teil des kulturellen Schuldkontos beglichen, das uns dem großen deutschen Kulturleben gegenüber belastet. Wir können dem reichsdeutschen kirchlichen Leben sozial ausgestaltetes Kirchentum bieten, um uns von seiner religiösen Verinnerlichung erfassen zu lassen. Es kommen hier selbstverständlich nur die reichsdeutschen Kreise in Betracht, wo solche

Verinnerlichung tatsächlich zu finden ist. Wir wissen: es sind zum Teil kirchliche, zum Teil kirchengegnerische Kreise. In Deutschland findet man vielfach eine dem offiziellen Kirchentum abgewandte religiöse Gesinnung, bei uns nicht selten ein starkes Bekenntnis zu unserer kirchlichen Organisation mit unwilliger Ablehnung des Strebens nach religiöser Verinnerlichung.

Nicht ausschließlich auf das kirchliche Leben beschränkt sich die Bewegung der Sohnreyschen Wohlfahrtspflege. Auch hier bemerken wir das Streben nach einer Tätigkeit, die bei uns geschichtlich ist; sie gibt uns aber in ihrer Ausgestaltung Fingerzeige für die Durchführung. Ihrem ganzen Gepräge nach gibt sie das, was der Generation, von der wir sprechen, als Synthese ihres Eigenen mit dem Überlieferten erschien: das wirkliche Verschwistern des Sozialen und des Seelsorgerischen, der äußern und der innern Wohlfahrtspflege. Was sich in der Lebensarbeit der Generation in diese verschwisterte Tätigkeit eingereiht hat an hingebender Tätigkeit insbesondere des Pfarrhauses — zum Teil im unscheinbaren Kleide des Geselligen — läßt sich nicht alles einzeln anführen. Dabei ist der Pfarrer als Raiffeisenmann und Mann des landwirtschaftlichen Vereines da, wo er bleiben mußte, geblieben, strebt aber in erhöhtem Maße die rein seelsorgerische Tätigkeit durch jene andere nicht einschränken zu lassen, wo es geht, durch sie eine gangbare Brücke zum rein Seelsorgerischen zu finden.

Aus der Mitte der besprochenen Generation ist die Aufgabe unserer Volkskirche in der folgenden Weise gekennzeichnet worden: „In der Verschmelzung des bürgerlichen und religiösen Lebens, die zusammen unser Volksleben bildet, soll das Weltleben religiös vertieft, nicht aber das religiöse Leben verweltlicht werden. Bei all der Freude an der nach außen gefestigten, nach innen fein verzweigten Organisation unserer Kirche darf des lebendigen Glaubensgrundes nicht vergessen werden, auf dem sie aufgebaut ist. Die Kirche ist die Zusammenfassung des Kulturlebens im Lichte der Ewigkeit und wenn sie unter ihren Rechtsschutz alles Eigenleben des Volkes stellt, so gibt sie ihm aus ihrer göttlichen Einsetzung heraus das innere ewige Recht des Bestandes. In ihrem Lichte erscheint der eigenartige Ausdruck des Volkslebens nicht als Zufall, sondern als Mittel zur Vollendung des göttlichen Weltplanes gerade an diesem Punkte der Welt. In ihrem Lichte zeigt es sich zwar als genau bestimmt, je nach den Lebensbedingungen der Kultur und Volksgemeinschaft, nach Sprache, nach geistiger Ausbildung, nach Abhängigkeit von äußern Mächten und Einflüssen, aber doch geknüpft an Gottes ewigen Ratschluß*).

*) Vgl.: „Die ev. Landeskirche" von Dr. Adolf Schullerus im zweiten Bande der von Dr. Friedrich Teutsch herausgegebenen „Bilder aus der vaterländischen Geschichte", Hermannstadt 1899, auf Seite 515.

Die Wendungen über die göttliche Einsetzung der Kirche und über das innere ewige Recht, das sie dem Eigenleben des Volkes gebe, nicht etwa nur verkünde, an denen vom protestantischen Standpunkt aus vielleicht Kritik geübt werden kann, sprechen erst recht stark von kultureller Rechtsorientierung.

* * *

Eine Schlacke kann wohl nicht übergangen werden, die vom neudeutschen Wesen — wie es sich dem Zeugnis reichsdeutscher Kulturdarsteller nach seit der Reichsgründung ergeben hatte — zum Teil auch in unser Karpathengelände übertragen wurde. Wir hatten bei uns eine überkommene gesellschaftliche Scheidung in Studierte und Nichtstudierte oder — um in der Sprache der Letztern zu sprechen, in „Herrn" und „Bürger". Innerhalb der Intelligenzklasse aber war früher, wenigstens so lange meine Erinnerung reicht, weitgehendste gesellschaftliche Gleichberechtigung zwischen Alt und Jung und zwischen den Inhabern der verschiedenen akademischen Berufstellen. Sie kam am ungezwungensten zum Ausdruck in den Dämmer- und Frühschoppengesellschaften unserer kleinen Städte. Nur in Hermannstadt waren einige Kreise, die die feinere gesellschaftliche Luft des Militärkasinos suchten. Aber Berufsstelle und gesellschaftliche Rangordnung waren ziemlich unabhängig von einander. Man wußte noch nichts von fünfter, sechster, siebenter, achter und neunter Rangklasse. Ein stillschweigendes Hervorheben bestimmter Kreise aus dem Gros der Intelligenzklasse erscheint mir auch als eine Übertragung neudeutschen Wesens in sächsische Verhältnisse — von dem als selbstverständlich angenommenen Grundgedanken ausgehend, daß jedes Verdienst gesellschaftlich belohnt werden müsse. Der überkommene Ersatz für Orden und Auszeichnungen ist ja bei uns die Wahl in irgend eine Ausschußstelle. Als weiterer Ersatz gesellte sich hinzu die Beförderung auf der Leiter der gesellschaftlichen Rangklassen. Die durch all dieses sich ergebende capitis deminutio des Gros der Intelligenzklasse hat der capitis deminutio, die nun von unten gekommen ist, vorgearbeitet. Aus dem gesellschaftlichen Leben übertragen in das öffentliche ist das Endergebnis der Zustand, wo formell der Kreis derer, die mitzubestimmen haben, sich ungemein erweitert; man muß sich in seiner stilistischen und sonstigen Ausdrucksweise dieser Erweiterung anpassen; aber der Kreis derer, die tatsächlich bestimmen, hat sich bedeutend verengt. Das große Leben da draußen vor 1918 und nach 1918 hat nach dieser Richtung wie nach mancher andern in einander gewirkt.

Um aber unsere Besprechung nicht negativ, sondern wie es sich, glaube ich, ziemt, positiv abzuschließen, muß dem im engern Kreis gesellschaftlich Scheidenden das den größern Kreis Verbindende gegenüber-

gestellt werden und zwar sowohl von Stand zu Stand, als von Stadt zu Stadt. In meiner Jugend waren das Schäßburger und das Hermannstädter Leben noch durch und durch gesonderte Dinge. Die Leute, die es hier und dort bestimmten, kannte man am andern Orte sehr wenig. Um etwas Kleines aber bezeichnender zu erwähnen, hätte man umsonst unternommen, eine Fastnachtszeitung in einen andern Ort zu verbreiten, sie wäre vollständig unverständlich gewesen. Wie wir uns im kleinen, geringfügigen Leben, so sind wir uns doch wohl auch in ernstern Dingen nähergerückt. Ich glaube, die grüne Generation, die ihre Arbeit mit der Knüpfung eines Bandes von Stadt zu Stadt, von Kreis zu Kreis begann, hat zu diesem Näherrücken wesentlich beigetragen.

## Untergegangen

Von Max Werner Lenz

Innige Wanderungen über die Felder der Liebe —
Untergegangen in nächtlicher Waldwelt,
Wo zwischen dunklem Wipfelgeflüster
Der Mondweiher traurig aufblinkt. —
Herrlichkeiten hinblauender Tage,
Birkendurchweht im Frühlingsgewoge der Erde;
Mit Freudgesellen durchziehend weißwolkigen Sommer,
Oder träumerisch Ruder wendend im Wasserschein,
Schwimmend hoch über der Tiefe,
Und lächelnd hinblickend zum Lebensrand herbstlichen Ufers —
Fröstelnd nun fühl ich Moosfeuchte am Boden,
Und der dunkle Gefährte aus Tannennacht
Naht sich leise mit Mahnruf,
Winkt und umhüllt mir den Mantel:
„Komm! Kein Stern blüht. Schon fallen die Flocken."

## Neue Bücher und Schriften

**Josef Ponten, Griechische Landschaften.** Neufassung mit 106 Lichtbildern, 5 Schnitten und 1 Karte. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 1924.) Der Untertitel des Buches heißt „Ein Versuch künstlerischen Erdbeschreibens". — Ein Versuch ist es nicht, es ist eine Vollendung. Die einzelnen Landschaften Griechenlands werden durchzogen als Wanderer, die, dem Eindruck des Augenblicks hingegeben, immer das Wesentliche des fremden Striches empfinden durch den inneren Vergleich mit den Bildern der Heimat, welche sie in der Erinnerung begleitet. Beruhigend ist die menschliche Art des

Erlebens und der Wiedergabe, die so ganz verschieden ist von der sonst üblichen Erdbeschreibung. Die Erde wird nicht entgöttert durch dieses Buch; wenn die Höhenzüge, die Gliederung und Beschaffenheit des Bodens, die Richtung der Flüsse festgestellt werden, so hören wir doch ununterbrochen, daß die Flüsse rauschen, der Boden überdeckt ist von Pflanzen, Tieren, Dörfern und Menschen; wir fühlen das Erstaunen des Nordländers mit in der ungewohnten Umgebung, seine Müdigkeiten, seine Begeisterung, seine Rückschau. Leben ist in diesem Buche, geschildert von einem bemerkenswerten Dichter unserer Zeit, Leben einer bestimmten Erde und des schauenden Menschen.

**Marie von Ebner-Eschenbach, Letzte Worte.** (Rikola-Verlag, Wien, 1923.) Es ziemt sich nicht, vor dem Nachlaß eines Dichters, wie es Marie von Ebner-Eschenbach war, anders als ehrfürchtig zu stehen, wenn diese letzten Worte keine neue Gestaltung und kein neues Problem, die unmittelbar in unser Dasein greifen, bringen, sondern nur Ausfluß sind reiner Menschlichkeit. Der Nachlaß der Dichterin ist kein Band Geschichten; er ist eine Sammlung von Erinnerungen, Anekdoten, Einfällen, Parabeln usw., nicht geschlossen, aber geöffnet für das Wesen ihrer Verfasserin, das hier ohne Umweg zu uns dringt. Und wenn davor die Kritik ihre Unzuständigkeit erklärt, so zollt sie der Verblichenen mit deren eigenen Worten die Anerkennung, die diese Dichterin verdient — denn Ebner-Eschenbachs Leben war Liebe, Liebe über ihr Schaffen hinaus; was sie vom Alter forderte, war in ihr vollzogen:

„Jung sein, das ist keine Kunst, alt sein, das ist eine! Alt, und der Jugend kein Dorn im Auge, kein lebendiger Mahner sein — große Kunst! Nur die Liebe vermag sie auszuüben. — "

**De Tarokpartie uch ander lastig Geschichtcher vum Schuster Dutz.** (Franz Wendler, Mediasch, 1923.) Endlich eine gute siebenbürgisch-sächsische Satirensammlung. Ihr Objekt ist der Bürger der sächsischen Kleinstädte. Nicht eine übertreibende Erfindung schafft hier den Anlaß zur satirischen Betrachtung, sondern mit einer Ausnahme die einfache Wiedergabe der tatsächlichen Verhältnisse, die an und für sich nur zwei Stellungnahmen zulassen, die ablehnend-polemische, künstlerisch kaum verwendbare und die eben hier gewählte satirische. Schon der Stoff trägt die Satire in sich, der Dialekt aber ist mit ihm so sehr verwachsen, daß dieser selbst wieder zum satirischen Material wird. Wenn allein solche Geschichten in diesem Bande ständen, wäre der Ausdruck Satire bloß mit Einschränkungen benützbar, aber eine der Erzählungen „Det Kulturfliten" ist durchaus gehoben aus der Wirklichkeit, übertreibt deren Möglichkeiten, führt sie zur letzten Konsequenz und ist in der Erfindung so originell und belustigend, dabei sachlich erzählt (wie auch die übrigen Geschichten) und innerlich so wahr, daß wir in ihr ohne Zögern die beste siebenbürgisch-sächsische Satire erblicken müssen.

Heinrich Zillich.

**Christoph Schrempf, Gegen den Strom.** Reden, Aufsätze, Briefe, Glossen. Heft 1—5. (Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart.)

**Christoph Schrempf, Zur Theorie des Geisteskampfes.** (Frommanns philos. Taschenbücher, Bd. 4.)

**Kierkegaard, Im Kampfe mit sich selbst.** Eingeleitet und herausgegeben von Christ. Schrempf. (Bd. 3 derselben Reihe.)

**Der Brenner.** Zeitschrift. Herausgeber Ludwig Ficker. Siebente und achte Folge. 1922—23. (Brenner-Verlag, Innsbruck.)

Der Zufall hat uns mehrere Schriften zusammengetragen, die alle mit Sören Kierkegaard in einem näheren oder entfernteren Zusammenhang stehen. Es sind nur einige von den Strömen und Rinnsalen, die ihren Ausgangspunkt von dieser immer

größer hervortretenden Erscheinung nehmen und sich in den letzten Jahren nach den verschiedensten Richtungen ins Land ergossen haben. Denn Kierkegaard teilt das Schicksal aller großen und lebendigen Geister, daß der Komplex aus verschiedenartigen, mannigfaltigen Elementen, der in ihnen zur einmaligen Einheit gebannt erscheint, in der Ausdeutung und Verarbeitung durch die Nachfolger wiederum in seine einzelnen Bestandteile zerfällt. Es ist das nicht anders möglich und hat auch sein Gutes, wenn uns jene verschiedenen Radien doch immer auf das gemeinsame Zentrum zurückweisen, für das uns Kierkegaards Gestalt Symbol (mehr nicht! in seinem Sinne) geworden ist. Dieses Zentrum aber, der geometrische Ort aller dieser Punkte ist das „existentielle Denken", wovon in einem früheren Aufsatz unserer Zeitschrift die Rede war.

Im übrigen aber sind die Charaktere dieser Kierkegaard-Jünger (wenn dieses unkierkegaardische Wort erlaubt ist), sowohl dem Temperament, als auch dem Umfang, der Höhe und dem Rang nach so verschieden, als irgend möglich. Die Schlußfolgerungen, die sie — jeder für sich und sein Leben — aus ihrer Jüngerschaft zogen, scheinen sich zu widersprechen — und dennoch können sie alle für sich Recht haben. Ohne weiteres lassen sich geistige und menschliche Niveauunterschiede zwischen ihnen bemerken: so besteht zwischen dem nüchtern-vierschrötigen Schrempf, der so oft kein Organ für das eigentlich Königliche in Kierkegaard besitzt, nichts von der Sublimität seiner Qualen und Befreiungen begreift — und den Mitarbeitern des „Brenners" Theodor Häcker und Karl Dallago ein unermeßlicher Abstand. Schrempf nimmt seine Person ungeheuer wichtig. Das soll er für sich, — aber nicht für das Publikum. Denn dafür besitzt sie noch lange nicht Gewicht, Reichtum und Differenziertheit genug, um diese endlose Reihe subjektiver Bekenntnisse zu rechtfertigen. Ich habe sie nur zum Teil gelesen; denn die überaus flache Auslegung des Mythus vom Sündenfall, die vollständig übersieht, daß wir es hier eben mit einem Mythus zu tun haben, d. h. mit der visionär-dichterischen Begründung eines Urfaktums im menschlichen Leben: dem Sündengefühl, nicht mit einer verstandesmäßig ausdeutbaren Allegorie — benahm mir die Lust auf weiteres. Hier zeigt sich der himmelweite Abstand von Kierkegaard aufs deutlichste, der in seinem „Begriff der Angst" gerade den unendlichen Tiefsinn dieses Mythus dialektisch aufzeigte, ohne ihm ganz auf den Grund zu kommen. Nirgends ist die doppelte Natur des Menschen, seine tragische Mittelstellung zwischen Gott und Tier, zwischen Freiheit und Unfreiheit tiefer erfaßt, nirgends der Begriff der Schuld als notwendiges Ingrediens zum Mensch-sein und zugleich als seine höchste Auszeichnung intuitiver geschaut. (Ganze Werke über die „tragische Schuld" erübrigen sich dadurch.) Schrempf sieht das alles nicht.

Auf eine ganz andere Ebene gelangen wir, wenn wir uns in die Zeitschrift „Der Brenner" versenken. Diese Zeitschrift steht wohl einzig da unter allen anderen in deutscher Sprache, was Reinheit der Motive, Zielsetzung und auch Kraft, sie zu erreichen, anlangt. „Der Kampf um das Unbedingte in notwendiger Bedingtheit" so bezeichnet der Herausgeber selbst die Aufgabe. Niemand konnte hierzu ein besserer Führer und Schutzgeist sein als Kierkegaard. So finden wir in jedem Heft deutliche Spuren seines Geistes, sei es daß direkt über ihn gesprochen wird und wir seine Worte hören, sei es, daß wir indirekt seine Gegenwart fühlen. Im übrigen bricht sich dieser Geist wieder in den verschiedensten, scharf umgrenzten Persönlichkeiten: der leidenschaftliche, heftige, getriebene und oft übersteigerte Häcker steht entgegen dem ruhiger zurückgezogenen, klaren, milden, festen und wundervoll gereiften Dallago. Die Auseinandersetzung zwischen ihnen über die Frage der Kirche, vor allem der katholischen (zu der Häcker übergetreten ist) muß für jeden religiös Fragenden von der größten Bedeutung sein. Wir übergehen in diesem Zusammenhang die übrigen Beiträge dieser Zeitschrift.

Eine kleine Auswahl im schmalen Bändchen aus den 19 Bänden umfassenden Tagebüchern Kierkegaards bietet Schrempf in der Fromannschen Bibliothek. Sie kann für die allererste Bekanntschaft mit der Persönlichkeit von Wert sein. Man wird daraus die Ursprünge erkennen, die eigentümlich gemischte Veranlagung Kierkegaards, die in einem heroischen Lebenswerk ihren vielfachen, bunten und doch von Einem inneren Lichte durchstrahlten Ausdruck fand.

Konrad Nußbächer.

# Rundschau

**Die Aufführung der Matthäus-Passion in Kronstadt am Karfreitag** (s. voriges Heft!) übertraf alle Erwartungen. Der Kronstädter Männergesangverein, dessen Leiter Bickerich wir sie verdanken, hatte sich durch eine ganze Anzahl freiwillig Mitwirkender verstärkt. Infolgedessen konnten die Chöre in einer Fülle und Gewalt erklingen, wie wir es hier noch nicht gehört. Bewundernswert war die straffe Linienführung bei gleichzeitiger dramatischer Wucht und dynamischer Steigerung. Der Chor „Sind Blitze, sind Donner" schlug zu hellster Flamme der Empörung auf; die Szenen des Volkshaufens waren voll von der schauerlichen Gottverlassenheit, dem furchtbar ahnungslosen Spott und Hohn, der im Innersten erbeben macht. Der Schrei „Barrabam!" zerriß mit grausiger Dissonanz Ohr und Herz. Der Zynismus des „Gegrüßet seist du, Judenkönig!" wirkte wie eine seelische Selbstbefleckung, von der die heiligen Wasser des Passionschorals gleich darauf wundervoll reinigten. „Andern hat er geholfen" steigerte sich gigantisch zu dem Unisono des weltgültigen Ärgernisses. In herrlichstem Pianissimo erklang „Wenn ich einmal soll scheiden". Dies alles zu bringen, so zu bringen, konnte nur einem mit allen Fasern dieses Werkes verwachsenen Dirigenten gelingen. Nicht ganz auf der gleichen Höhe stand die Wiedergabe der Eckpfeiler-Chöre — wenngleich auch sie für unsere Verhältnisse unerhört war. Man muß bedenken, daß dieser Chor und dieses Orchester hier zum ersten Male zusammenwirkten, um die zusammenfassende Kraft Bickerichs nach Gebühr zu würdigen. Bei einer nächsten Aufführung wird auch die wundervolle Architektonik des „O Mensch bewein dein' Sünde groß" restlos klar und gegliedert hervortreten.

Die Solisten waren von verschiedener Qualität — doch kann allen das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie sich ihrer Aufgabe würdig erwiesen. Ganz herrlich war Frau Reissenberger-Umling (Sopran). In ihrer nicht großen, aber wundervoll ansprechenden Stimme, ihrem sichern, edlen Stilempfinden, ihrer Erfülltheit von der Musik, erschien der Genius der Matthäus-Passion hell, selig, von allen Erdenschlacken frei. Nächst ihr ist Gerhard Jekelius zu nennen, der mit seiner großen, vollhaltigen, reifen Stimme, mit souveräner Beherrschung und gebändigtem Pathos den Jesus sang. Dank sei ihm vor allem gesagt um das „Eli lama". Fräulein Tiede konnte mit schöner, tragfähiger Stimme, mit bewegtem Ausdruck uns die Kleinodien der Altpartie schenken und vielleicht lag es nicht an ihr, daß der herrlichste Bußgesang, den es gibt: „Erbarme dich mein Gott!" nicht zu einem der Höhepunkte wurde. Die einheimischen Kräfte hielten sich sehr wacker. Vor allem Herr Strobl setzte als Evangelist durch dramatische Gestaltungskraft, Sicherheit und eine bis zum Ende unermüdete, frische, schön geschulte Stimme in Erstaunen. Aber auch Herr Knopf (Baßsoli) und Herr Hietsch (Tenorsoli) — letzterer allerdings mit Einschränkung — zeigten Qualitäten, wie man sie unter Dilettanten selten findet.

Konrad Nußbächer.

**Mühlbächer Musikbrief.** In unserem national so exponierten Städchen fällt der Musik eine mehr völkisch-deutsche als rein künstlerische Aufgabe zu. Dies wird nicht allgemein erkannt und wenn auch unsere Stadt eine wertvolle musikalische Tradition besitzt, so stehen doch noch immer viele Kräfte abseits jeder musikalischen Arbeit.

Der Krieg und die lange musikalisch führerlose Zeit hatten eine gewisse Verwahrlosung im Vereinswesen hervorgerufen. Trotz der guten Aufführung der „Schöpfung" von Haydn und manchen guten Konzerten im Laufe der letzten zwei Jahre, zeigten sich immer noch die Nachwehen des Krieges.

Erst jetzt beginnt in der „Liedertafel" und im „Musikverein" ein Aufschwung einzusetzen. Eine willenskräftige Werbungsarbeit hat der alten Liedertafel viele junge Kräfte zugeführt, so daß dieser Männerchor nahe an 60 ausübende Mitglieder zählt. Wir hoffen, einen gemischten Chor von 100—120 Sängern und Sängerinnen erreichen zu können. Unsere beiden, eng verbundenen, zusammenarbeitenden Vereine stehen im Mittelpunk der meisten Musikausübungen.

Konzertarm ist diese Saison gewesen, wie ja in allen siebenbürgischen Städten. Außerordentlich tiefe Wirkung hatten der Klavierabend von Selma Honigberger, der Violinabend Stojanovitsch und ein Orgelkonzert Dreßlers aus Hermannstadt. Viel Musik, Kammermusik, wurde in den Familienabenden des Frauenvereines geboten und in den Musikgeschichtsvorträgen Musikdirektor Emil Honigbergers. Letztere fanden großen Besuch und gute Aufnahme. In sieben freien Vorträgen und einer Auswahl von Werken (Lieder, Klavierwerke, Kammermusik) wurde die ältere Musik von ihren Uranfängen bis einschließlich Beethoven behandelt. Der zweite Teil des Kurses soll 10 weitere Vorträge (die moderne von Schubert bis zu den Heutigen) umfassen. Gute Musik wurde in den musikalisch-lithurgischen Abendgottesdiensten gemacht: Orgelwerke, Cello, Violin, Sologesangsvorträge und Chöre. Der neu organisierte Kinderkirchenchor erfreut sich insbesondere großer Beliebtheit. Er besteht aus über 70 hellstimmigen Kindern, die mit Begeisterung bei der Sache sind.

Emil Honigberger.

**Ein Ritt ins Blaue.** Unter diesem Titel lehnt J—. im Sieb.-Deutschen Tageblatt am 15. Mai d. J. die praktischen Vorschläge meines im 2. Hefte dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatzes über die deutsche Theaterfrage in Siebenbürgen ab. Wenn er mir auch ein ehrliches Wollen zubilligt, findet er doch, daß ich nichts als eine „idealistisch ausgesponnene Utopie" mit „selbstherrlicher Zarathustrageste" vertrete.

Angesichts seiner Erörterungen bleibt mir bloß die Feststellung, daß er alle meine Ausführungen falsch verstanden hat. Er faßt meine Forderung eines innerlich verbundenen Spielplanes so auf, als wollte ich nur die Stücke, die ich als „Beispiele" aufgezählt habe, spielen lassen. Er findet darin, daß ich keine Lustspiele genannt habe, eine „fatale Lücke." Und glaubt, daß mit dem Ruf nach einer geschäftlichen Leitung des Theaters ein Theater der Geschäftsleute gemeint sei. Die Abhängigkeit der heutigen Theaterorganisation von der gefährlichen Gnade privater Opferwilligkeit ist ihm ebenso unsichtbar wie der künstlerische Vorteil, der mit einer Organisation verknüpft ist, welche für den Geldgeber eine sichere Geldanlage, wenn auch keinen Gewinn bedeutet. Solches Theater wird durch Zufälle weniger bedroht sein als das heutige. Natürlich sind Aktienzeichner nur zu gewinnen, wenn Fachleute an der Spitze stehen; die künstlerische Unabhängigkeit zu schützen, ist Aufgabe des künstlerischen Leiters der Truppe und der Statuten.

Hätte J—. „ruhiges Blut" bewahrt, so wären ihm meine Vorschläge sachlicher Betrachtung würdig gewesen; er hätte sich da die Frage vorlegen müssen, ob die ge-

forderte Dezentralisation künstlerische Aufgaben nicht besser bewältigt als die heutige zentrale Leitung; ob eine vierzigjährige Theaterbeobachtung, die er besitzt, die Frage der Operette nicht zu sehr nach alten und zu wenig nach neuen Erfahrungen löst; ob vor allem die Forderung, daß Fachleute an der Theaterspitze stehen, nicht begründet ist.

Die wichtigste Frage, die Regieführung, hätte er nicht erledigt durch den Hinweis auf das von meinem verschiedenen Urteil der siebenbürgischen Zeitungskritiker und die Feststellung, daß Herr Dr. Pündter von einer „großen deutschen Bühne," die übrigens die Bühne in Reval(!) ist, hergeholt wurde. Wenn ihm auch Herr Dr. Pündter sehr zu Gefallen inszeniert hat," so doch wohl: nicht Regie geführt!

Ich kenne so ziemlich die Theaterverhältnisse Berlins, und zwar nicht nur aus dem Zuschauerraum, und kann sagen, daß wir noch heute, trotz der deutschen Goldwährung und der Meinung von J—., sehr gute zur Zeit stellungslose Schauspieler und Regisseure zu erträglichen Gagen verpflichten können.

Die Kritik, die J—. an mir übt, läßt sich, da im Hintergrunde ein äußerst höfliches Temperament steht, nicht anders als gutmütig aufnehmen. Sie ist mit gemütlicher Schärfe verfaßt; ich genieße sie mit geschärftem Gemüt für die Ursachen solcher Angriffe und finde nur eine: meinen bei uns aufreizend wirkenden Mut, mit dem ich mich mitten zwischen die stets wohllobenden Theaterkritiker Siebenbürgens gesetzt habe. Das ist nun für denjenigen, der mich einen Reiter ins Blaue nennt, das Zeichen, auf sein Roß zu steigen und sich, im Glauben er reite gegen mich, im eigenen Stalle herumzutummeln, während ich draußen stehe unterm Blau. Heinrich Zillich.

## Mitteilungen der Schriftleitung

Josef Ponten, der bedeutende Erzähler, hat uns die Veröffentlichung seiner in diesem Hefte abgedruckten Erzählung gestattet. Diese Erzählung erschien auch in einem Bande „Der Jüngling in Masken" bei Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

Unsere Geschäftsstelle veranstaltet in den Sommermonaten in Kronstadt an jedem Sonnabend von 6—7 Uhr in der Schwarzen Kirche eine geistliche Abendmusik, die unter der Leitung von Herrn Musikdirektor Viktor Bickerich stehen wird und Fremden und Einheimischen auch in der Ferienzeit gute Kirchenmusik (Orgel, Geige, Bratsche, Cello, Gesang) bieten soll.

Gleichzeitig mit der im vorigen Hefte angekündigten Ausstellung von Originalarbeiten von Wilhelm Busch werden vom 8.—18. Juni (Pfingsten) im Hermanstädter Eispavillon in einem zweiten Raume Bilder und Bücher siebenbürgischer und in einem dritten Raume Bilder und Bücher rumänischer Künstler ausgestellt.

Alle in unserer Zeitschrift besprochenen Bücher können durch unsere Geschäftsstelle bezogen werden.

Ins Maiheft hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Auf Seite 63, Zeile 12 von unten soll es statt „stammen" heißen: „stammt".

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt bei Reissenberger & Co., Mediasch

# Klingsor

Siebenbürgische Zeitschrift

1. Jahr | Juli 1924 | Heft 4

## Im Theater

Novelle von Hans Bethge

An einem weichen Frühjahrsabend schritt Rudolf durch die Anlagen der Stadt dem Theater zu. Es roch nach Erde und dem quellenden Grün der Sträucher, ein ganz köstliches, hingehauchtes Rosa ließ den westlichen Himmel wie ein Meer junger Rosenknospen erscheinen, auf den Rasenflächen standen gelbe und lilafarbene Krokus, zart und doch kräftig und beinahe trotzig in ihrer saftigen Farbigkeit, gelbe kleine Blütentrauben hingen schon lieblich an den Büschen herab, und aus dem Gesang der Vögel meinte man einen Triumpf zu hören, ein heimliches Jubilieren über die aufkeimende Wonne der Natur. Rudolf setzte sich eine Weile auf eine Bank. Er lauschte auf das Zwitschern der Vögel, sog die Frische der Erdluft in sich ein und dachte, daß es eigentlich nicht das Rechte sei, sich an solch einem Abend in die engen vier Wände eines Theaters zu begeben. An solch einem Abend, dachte er, müßte man mit einem Mädchen durch Gärten und Wiesen streifen, man müßte den Arm um eine runde Schulter legen, man müßte einen Menschen zur Seite haben, in dessen Wesen man auch so etwas spürte, wie den Triumpfgesang der Vögel und das trotzige Blühen farbiger Blumen.

Dann ging er weiter, das Theater tauchte auf, und er gesellte sich zu den wenigen Menschen, die noch in die breiten Tore traten. Es zeigte sich, daß er sich verspätet hatte, die Vorstellung hatte schon begonnen. Man spielte den „Freischütz", er mußte warten, bis die Ouvertüre zu Ende war, dann öffnete ihm der Schließer die Tür in den verdunkelten Raum. Er hatte einen Platz im ersten Rang, in dem besonders die vordersten Reihen besetzt waren. Er nahm hinten Platz, vor ihm saß ein Mädchen, die einzige Gestalt in der Reihe, ihr Haar hob sich mit den einzelnen üppigen Wellen dicht vor ihm gegen die Helligkeit der Bühne ab. Einmal zeigte sie ihr Profil, wobei sie das Auge etwas zurückwendete, denn sie hatte bemerkt, daß sich jemand hinter sie gesetzt hatte.

Rudolf war durch die nahe Gestalt vor sich lebhaft beschäftigt. Das Profil war stark und ruhig, es zeigte eine hohe Stirn, und als sich Rudolf an die Dämmerung gewöhnt hatte, erkannte er, daß das

Haar vor ihm dunkelfarbig war, und er sah, daß es sich in ein paar kleinen trotzigen Locken hinten im Nacken verlor, — er mußte an die Blätter mancher Bäume denken, wie sie sich jetzt im Frühjahr, gleich krausen Locken, üppig aus ihren Keimen lösten.

Es dauerte nicht lange, da legte das Mädchen den ausgestreckten Arm und die Hand auf die Lehnen der leeren Stühle neben sich, in einer ungezwungenen, lässigen Haltung. Rudolf sah die Hand an, die da wie eine weiße atmende Rose vor ihm lag. Es war eine blasse, schlanke Hand an einem feinen Gelenk, das Licht der Bühne rann zärtlich um sie herum und warf einen matten Glanz darauf, wie er auf Perlen zu liegen pflegt. Wenn die Hand ruhig lag, vermochte Rudolf sein Inneres zu beherrschen, aber mitunter war zu sehen, daß Leben in ihr war, eine feine Bewegung lief durch die Finger, wie ein Träumen, wie ein Wünschen, wie ein verstohlenes Blühen, — dann mußte Rudolf sich gewaltsam rückwärtslehnen und sein Blut bezwingen, sonst hätte er die Hand ergriffen nnd gedrückt.

Die Vorgänge auf der Bühne bemerkte er kaum. Nur die Musik drang verführerisch auf seine Sinne ein, schöne leichte Wogen legten sich schmeichelnd um ihn, und drang es nicht heimlich wie Erdgeruch aus diesen Melodien, sprachen diese Klänge nicht vom kommenden Frühling, von neuen, überwältigenden Gefühlen und seligem Blau? Ihm war, als treibe er auf einem glänzenden Strom, und die Ufer über ihm waren voll junger Blüten. Jetzt lief wieder eine leise Bewegung durch den Arm des Mädchens und setzte sich bis in die Fingerspitzen fort, gleich einem Träumen, gleich einem zärtlichen Locken. Er konnte nicht länger an sich halten, es war als stürze etwas in ihm zusammen, er griff nach der schimmernden Hand und legte seine eigene fest und warm darum. Er fühlte ein Aufzucken, aber es verlor sich schnell, und die fremde Hand blieb hilflos in der seinigen liegen. Das Mädchen wandte sich um, ein erstaunter Blick aus großen dämmerigen Augen richtete sich auf Rudolf. Seltsam waren diese Augen, etwas Weltabgewandtes war in ihnen. Sie sahen mehr nach innen als nach außen, sie waren wie die Augen eines holden, einfältigen Tieres; dieses Mädchen war nicht wie andere Mädchen, irgend etwas Besonderes und Geheimnisvolles war in diesem Geschöpf, in der Dämmerung des Theaterraumes und in den Wogen der Musik schien alles noch merkwürdiger und lockender, und Rudolf war ganz benommen von dem winkenden Abenteuer. Er erhob sich leise, schritt in die Stuhlreihe des Mädchens vor und setzte sich neben sie. Wieder traf ihn der große, kindlich einfältige Blick, in dem er zugleich Erstaunen und Dankbarkeit las. Rudolf ergriff ihre Hand von neuem

und drückte sie leise an die Lippen, ein Beben lief durch den Körper des Mädchens, aber es ließ sich die Liebkosungen des kühnen Werbers schweigend gefallen. Rudolf gab die warme kleine Hand nicht mehr frei, er hörte den Atem des Mädchens neben sich, er fühlte ihren Arm voll und lebendig gegen den seinigen, sie lehnten mit einer zärtlichen Hingabe aneinander und starrten dabei teilnahmslos auf die Bühne, aber mitunter sahen sie sich auch an, mit suchenden, geheimnisvollen Blicken, und in den Blick des Mädchens schwamm etwas Unergründliches, es schien ein Sahnen über nie erfahrenes Glück, auch etwas Aengstliches, Verschüchtertes war in dem Blick, und dabei doch eine ganz ursprüngliche Leidenschaft.

So saßen sie beieinander, schweigend, heimlich, zwei Menschen, Mann und Weib, triebhaft geleitet von den stärksten und untergründigsten menschlichen Regungen. Er ahnte nicht, wie sehr sie sich danach sehnte, daß die Vorgänge auf der Bühne sich endlos in die Länge dehnen möchten, denn sie wußte, daß dann, wenn der Vorhang erst gefallen war, etwas Fruchtbares eintreten würde. Das Ende des Aktes kam, der Vorhang fiel, die Lichter strahlten auf, die beiden Hände, die im Dunkeln so vertraut miteinander gewesen waren, trennten sich schnell, die Leute standen auf und begaben sich in die Wandelgänge, auch Rudolf und das Mädchen gingen hinaus. Rudolf sprach mit ruhiger, beherrschter Stimme zu ihr, er sprach von dem lauen Frühjahrsabend, durch den er draußen gegangen sei, und bat um Entschuldigung für seine Kühnheit und suchte immer weiter nach Worten, während nicht der leiseste Klang von den festverschlossenen Lippen des Mädchens kam. Sie sah ihn nicht an, schwieg, und es war als flössen seine Worte ungehört an ihrem marmorenen Profil vorbei. Es ward ihm unheimlich zu Sinne. Nun trat er mit ihr in den ruhigen Winkel eines abgelegenen Wandelganges, stellte sich vor sie hin, sah in ihre großen, weltentlegenen, stumpfen, trauererfüllten Augen und plauderte weiter, und wieder blieb sie wie eine Bildsäule, ein einfältig-verlegenes Lächeln spielte um ihren Mund, sie antwortete nicht, und plötzlich traf es Rudolf wie Donnerschlag, denn es kam ihm zum Bewußtsein, daß dieses arme Menschenwesen, dessen Hand er sich in einer heftigen Wallung des Blutes bemächtigt hatte, taubstumm und nicht voll entwickelten Geistes war. Es war ein Augenblick, wo er vor Schreck innerlich so heftig erbebte, daß er meinte, das Herz stünde ihm still, doch blieb er äußlich ruhig, auch als sie nun, da sie seine Ernüchterung bemerkte, blitzenden Auges einige unartikulierte, wilde Laute über die Lippen stieß, von denen er nicht wußte, was sie bedeuten sollten. Sie errötete und schloß ihre Lippen noch fester als vorher. Rudolf plauderte weiter, so unbefangen er konnte, doch verstand sie, obwohl sie mit ihren Augen

an seinen Lippen hing, offenbar so gut wie nichts von dem, was er sagte, und sie selbst war nicht fähig, ihm ihre eigenen Empfindungen nur mit einem einzigen Wort zu übermitteln.

Die Theaterklingel machte der quälenden Szene ein Ende. Rudolf atmete erleichtert auf, sie begaben sich wieder auf ihre Plätze, die Musik setzte ein, es wurde dunkel, er nahm ihre Hand wieder, aber es wurde nun nicht mehr das gleiche, das es zuerst gewesen war. Rudolf fühle sich tief beklommen, und er merkte wohl, daß die größere Zärtlichkeit jetzt von der Hand der Taubstummen neben ihm ausging. Es war wie ein Hilfeflehen, wie ein inniges Bitten im Druck dieser warmen, weichen Hand: laß mich noch nicht ganz los, sei noch ein ganz klein Weilchen lieb zu mir, ehe du mich verläßt, ich bin ja solches holde Glück nicht gewöhnt, es bedeutet ja unendlich viel Größeres für mich als für dich. So flehte die kleine weiße Hand.

Rudolf war sich klar darüber, daß es jetzt nur noch Mitleid war, was ihn veranlaßte, seine Hand mit der des Mädchens weiter zu vereinen. Den sehnsüchtigen Druck ihres Armes gegen den seinigen empfand er als peinlich, und er vermochte ihn nur noch flüchtig zu erwidern. Auf keinen Fall wollte er in der nächsten Pause wieder gezwungen sein, mühsam gesuchte Worte an die Taubstumme zu richten, die sie nicht erwidern konnte und die an ihr vorüberrannen wie Luft. Als sich daher der Akt dem Ende zuneigte, führte er die weiße Mädchenhand an seine Lippen, küßte sie, drückte sie noch einmal, gab sie frei, und dann glitt sie an ihm herunter, wie ein totes Vögelchen. Ein weher, armer, verängstigter Blick, wie der eines wunden Tieres, traf ihn aus dem bleichen, emporgeachteten Antlitz zu seiner Seite. Er stand auf, ging hinaus, ließ sich den Mantel geben und verließ das Theater in den seltsamsten, zerrissendsten Gefühlen.

Draußen umfing ihn wieder die weiche Frühjahrsluft, die so verheißungsvoll nach Erde roch und Sehnsucht nach Liebe weckte. Er wanderte durch die Anlagen, durch die er gekommen war, ruhte sich wieder aus auf der einsamen, von kleinen gelben Blütentrauben lieblich behängten Bank und sann über das unglückliche Mädchen nach, das jetzt in trostloser Verlassenheit im Theater saß, und er stellte sich immer wieder die Frage, was ihre arme Seele mächtiger getroffen habe: das Glück, als sie die langersehnte liebende Regung eines Mannes zu sich empfand oder der Jammer, als sie fühlte, daß diese Regung hoffnungslos erlosch, da sie taubstumm und elend war.

Diese Frage konnte er nicht beantworten.

# Liebeslieder von Hans Schiebelhuth

## I.

Für die letzte Erkühnung bleibt noch,
Daß einer über sich wächst,
Die Sonn stürmt,
Des Monds sich bemächtigt,
Die Sterne einfängt wie Fliegen . . .
Aber was dann?

O, ich liebe die Erde;
Auf ihr will ich bleiben
Jeglichem Wesen gut.
Und wo kein Ausweg mehr ist,
Ist ein Inweg
Und ein Entgegengeschehn,
Dunkel und hell von Begegnung.

O, ich liebe die Erde;
Auf ihr will ich bleiben,
Ihr Glück kommt zu mir,
Ein Kind,
Das mich unschuldig küßt —
Unversehens ists Deine Lippe.

## II.

In meiner Brust brennt ein Stück von einem zersprungenen Stern,
Der schien schöner vordem, als je das Glück einem Sterblichen schien.
Darum tönt meine Einsamkeit, wenn deine Sonne vorübergeht
Und ich leide Heimweh.
Vielleicht bin ich auch nur eine Waldsage: Das Geflüster des Laubs nach dir,
Oder die leise Bewegung der Blumen gegen den wandernden Strahl
Oder irgend ein letztes verlornes Geschöpf in den Ozeanen des Lichts,
Das für eine Sekund aus Sehnsucht nach dir das Begreifliche streift . . .
Aber Liebe will nicht was ich bin, sondern daß du bist.

# Des Kandidaten T. F. Klöppe wunderbare Versuchung

Von Heinrich Zillich

Der Kandidat der Theologie Tobias Fürchtegott Klöppe, geboren in Hermannstadt, erschien im zweiundzwanzigsten Jahre seines Lebens mit der Absicht, in einem Semester seine Prüfungen abzulegen, in Berlin, welches ihn außer durch Verkehr und Lärm noch durch die Schwierigkeiten der Wohnungssuche ärgerte. Da aber sein Plan gefaßt und für einen charaktervollen Mann zu ändern nicht möglich war, besorgte er seine Anmeldung auf der Universität, damit jede Versuchung, den Gefahren der Weltstadt durch Flucht zu entgehen, durch Bezahlung des Studiengeldes aussichtslos gemacht sei.

Als dies besorgt war und Tobias in der Quittung, die er erhalten hatte, keinen Rechenfehler entdecken konnte, setzte er den Hut auf und trat auf die Straße. Weil es nun der Jahreszeit nach April war, regnete es begreiflicherweise, wodurch ihn die ganze Verlassenheit des Zimmersuchenden überfiel und zu Betrachtungen über die Verderblichkeit des Wetters einerseits und der großstädtischen Obdachverhältnisse anderseits reizte. Versunken in diese, die er, an logisches Denken gewöhnt, von dem Mangel christlicher Liebe herzuleiten für berechtigt hielt, öffnete er sein Notizbuch, um die grundlegenden Punkte seiner Überlegung als Anmerkungen für spätere Predigten neben die schon reichlich vorhandenen einzutragen, als ein dicker Tropfen auf die aufgeschlagene Seite fiel und ihn von der Undurchführbarkeit seines Vorhabens überzeugte. Er schloß gequält das benetzte Buch und erkannte, daß die Stunde andere Dinge forderte; erhob deshalb sein Haupt und las an dem Tore eines Hauses mit sich erhellendem Antlitz: „Möbliertes Zimmer vermietet sofort Witwe Henschke, Hof geradezu, Hinterhaus 2 Treppen." Ein Blick zu dem wolkenbedeckten Himmel versuchte dem, den er darüber schwebend wußte, für den Fingerzeig des Regentropfens zu danken, verschob es aber, da ein zweiter in ihn hineinfiel, für spätere Stunden.

Der Gang über den Hof glückte Klöppe mit Ausnahme eines Fehltritts in eine Pfütze, die ihn auf den Gedanken brachte, noch heute seine Hose zu bürsten, während der Aufstieg über die dunkele Treppe erheblichere Mühe von ihm forderte. Schließlich fand er Witwe Henschkes Türe und läutete nach einem kurzen Stoßgebet, worauf sich diese nach etlicher Zeit öffnete und ein gealtertes Weib betrachten ließ. Gezwungen seinen Zwicker, der durch den Temperaturwechsel angelaufen war, zu reinigen, überschätzte er die Entfernung, welche ihn von der Witwe trennte,

und trat ihr „Guten Tag, liebe Frau" sagend entgegen und damit auf den Fuß, wodurch sie am rechten Hühnerauge beschädigt den Gruß zu erwidern vergaß und ihm die Türe auf eine Weise vor der Nase zuwarf, die diese schmerzlich berührte. Von der neuerlichen Ungunst des Schicksals umso ärger getroffen, als er es tatsächlich war, setzte er mit der Feststellung, daß die Reinigung des Kneifers in Anbetracht des nun wieder zu erwartenden Temperaturwechsels zwecklos gewesen sei, diesen in sein Gesicht und wollte sich schon zur Treppe tasten, als Witwe Henschke die Türe nochmals öffnete und nach seiner Absicht fragte. „Ich wollte das Zimmer besichtigen, so Gott will", entgegnete er rasch und mit vernünftig sanfter Stimme. „Kommen Sie", sprach die Frau. „Ich komme", versicherte er und griff ins Dunkel, wobei seine Hand in etwas Weiches geriet, was er bei näherem Zusehen als einen Busen feststellte. „Hier geht es hinein", betonte die Witwe ungerührt und ging voran. Er eilte ihr über den Flur nach, einem Lichtscheine zu, der sich als der Eingang des gesuchten Zimmers herausstellte.

Die Verhandlung, welche sich entspann, fand umso rascher eine glückliche Erledigung, als er dem Preis, den er erfuhr, mit Berücksichtigung seiner Obdachlosigkeit, zustimmte, sie aber auf die Frage, ob er Damen zu empfangen pflege, was sie ihrer Tochter wegen nicht zulassen könne, durch seine entrüstete Antwort: „Ich bin evangelischer Theologe" mit Befriedigung erfüllt wurde. So zog er noch im Laufe des Tages ein, nachdem er seinen Koffer, seinen Regenschirm und seinen Plaid vom Anhalter Bahnhof abgeholt hatte.

Als er sich des Straßenschmutzes und damit seiner Verzweiflung entledigt hatte, sah er sich im Zimmer um, betrachtete die drei Gemälde an der Wand, von denen das erste „Sonnige Stunde", das zweite „Verlassenheit" und das dritte „Mütterchens Liebling" hieß. Diese Entdeckung sicherte ihm die Gefahrlosigkeit seiner Nachtruhe, und so stieg er ins Bett, in welchem er aufrecht sitzend — wobei ihn ein Polster im Rücken vor Erkältung schützte — betete und dann einem gerechten Schlafe zustrebte. Ein sonderbarer Traum zerstörte diesen im Laufe der Nacht.

Er träumte nämlich, seine Hose entgegen seiner Gewohnheit einem Schneider zur Reinigung übergeben zu haben, worauf dieser für das gelungene Werk dreißigtausend Mark verlangte. „Dreißigtausend!" schrie Klöppe. „Nur Dreitausend," winselte der Schneider. „Wie?" fragte Tobias eiskalt. „Dreihundert," bat der verschrumpfende Meister. „Ihr Wort ist wie ein Rohr im Winde," sagte Fürchtegott. „Dreißig," flehte der Beschämte. „Mit nichten!" betonte Tobias gottvertrauend. „Drei, nur drei," ächzte der Verzweifelte. „Dreißig Pfennig!" sagte Klöppe väterlich

und gab ihm fünfunddreißig. „O danke, gnädiger Herr," flüsterte der Gezüchtigte. Als aber Tobias die Hose schulterte, sprang ihm der Schneider, dessen Heimtücke hiermit sichtbar wurde, von rückwärts an die Nase und zwickte diese unbarmherzig. Davon erwachte ihr Besitzer, stöhnte „Unberufen!" und pochte zur Bekräftigung an die Wand. Und da es ihm mit einem Male nicht genug schien, klopfte er mit ängstlicher Seele nochmals, worauf sich eine schüchterne Antwort von der Gegenseite der Wand hören ließ.

Sofort wachte er gänzlich auf, verwarf jeden Gedanken an Spuk als unwissenschaftlich, machte Licht, setzte den Kneifer auf und betrachtete die Klopfstelle, an der er nichts Besonderes erblicken konnte. Um der Erscheinung auf den Grund zu kommen, pochte er zweimal und hörte ein stürmisches Klopfen einsetzen. Daraufhin gestattete er sich noch nicht einen Schluß zu ziehen, sondern pochte dreimal an, worauf es auf gleiche Weise antwortete. Ein vierfaches Klopfen fand vierfache Entgegnung und dabei, wie er feststellte, in der gleicher Tonstärke. Ein fünffaches begegnete einem fünffachen schon auf halbem Wege. „Es ist ein Mensch!" sagte er sich aufatmend und im gleichen Augenblick bis in den Magen verstört, denn es fiel ihm ein, daß, — wie er bei seinem Eintritt erkannt hatte, — sein Zimmer an das eines jungen Mädchens grenzte, welches er durch die offene Türe als hübsch zu bezeichnen für angängig empfunden hatte. Da somit ein buhlerisches Weib sich ihm zu nähern versuchte, zog er, sich zur Standhaftigkeit ermahnend, die Decke über die Ohren, aber die Stille, welche ihn nun umfing, schäumte seine Phantasie auf.

Er sah die Erregerin des Unfugs und seines Blutes eingehüllt in Spitzen und Seidenzeug, bezeichnete solche Bedeckung zwar als Verschwendung und überdies als sündhaft, fand aber, daß sie gegebenenfalls ästhetischen Anforderungen entsprechen könnte. Doch wie berechtigt ihm seine Kunstbegeisterung auch erschien, er konnte sich dennoch nicht verhehlen, daß sie sich hier in griechischer anstatt in christlicher Art entfalten würde, wenn er ihr die Zügel schießen ließe.

Ein aufforderndes Pochen an der Wand raubte ihm jählings alle Überlegung, doch nur soweit, als er still zu sein nicht mehr vermochte, gleichwohl aber wußte, daß mit dem Klopfen seiner Antwort auch sein Fehltritt eingeleitet sei. Er pochte also und, um sich selbst über die Bedeutung dieses Zeichens im letzten Augenblick noch zu täuschen, hielt er flugs inne und besah sich interessiert die Wand.

Das nun einsetzende jubelnde Klopfen goß ihm eine solch süße Hilflosigkeit in die Glieder, daß er mit einem Satz aus dem Bette fuhr, vergebens bestrebt die Pantoffel an die bebenden Füße zu bekommen,

ohne diese zur Türe und schon wieder zurückschoß, um sich nochmals seiner Gewißheit zu versichern. Durch die bereitwilligst geklopfte Bestätigung verging ihm der Atem, den er erst wiederfand, als er bloßfüßig und frierend im Talare seines Nachthemdes vor des Mädchens Türe zitterte, die er — seltsam — sofort im Dunkel des Flurs mit einem verhaltenen „Mein Gott!" entdeckt hatte. Der Schweiß brach ihm aus. Alle Gefahren, die er um sich wußte, erfüllten ihn mit nur noch wilderer Entschlossenheit, so daß er unmittelbar nach dem zeitgemäßen Worte: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders" „Soll ich kommen?" durch das Schlüsselloch flötete. Er lauschte am ganzen Körper fliegend. Keine Antwort erreichte sein Ohr. „Darf ich eintreten?" bat er und fühlte den Zwicker auf der Nase wackeln. „Ich komme!" sagte er mit schrecklicher Willenskraft und drückte die Klinke nieder, worauf die Türe zwar verschlossen blieb, aber ein leises Gelächter durchklingen ließ.

„Ach laß mich ein", flüsterte er neckisch. „Die Nacht ist so kühl," bettelte er betrübt und in Anlehnung an ein Volkslied. Das Gelächter verstärkte sich und gab ihm den bekannten Mut der Verzweiflung, mit dem er, beide Hände an der Klinke, wild zu rütteln anfing. Diese Beschäftigung raubte ihm jegliche Besinnung und, da sein Kneifer mit Glassplitter auf dem Boden zerklirrte, auch den Blick für das Gefährliche seiner Aufführung, so daß er weder dem Nahen der Witwe Henschke, welche die Belagerung ihrer Tochter aufheben wollte, noch ihrer diesem Zwecke dienenden Ohrfeige entgehen konnte.

Was darauf folgte, blieb ihm auch fernerhin verschwommen, außer jenem Augenblick, wo er, schon in seinem Zimmer, das getroffene Ohr noch voll Schimpfreden nicht nur die eigene Nachthemdgestalt, sondern auch die eben erfahrene Tücke der weiblichen Seele voll Verständnislosigkeit und Entsetzen betrachtete. Plötzlich aber überfiel ihn die Bedeutung des Erlebnisses für die Theologie und sein Notizbuch. Er setzte sich und empfand, wie in diesem Schicksal sich der Finger der Vorsehung gezeigt, er aber als kleiner Mensch die Warnungen nicht verstanden habe, denn, wenn er jenem vormittags in sein Buch gefallenen Regentropfen auch nicht unbedingt entnehmen mußte, daß die Versuchung, die damit eingeleitet wurde, höherem Wollen entsprungen war, so blieb doch die Pfütze, die verletzte Nase, als zweifache Aufforderung für ihn, das Kommende richtig zu erfassen; aber von den scheinbaren Zeichen christlicher Bürgerlichkeit unvorsichtig gemacht, hatte er sich dem Schlafe verschrieben und war blind der Versuchung verfallen, welche, wie um ihn in letzter Minute noch zu ermahnen, an die Traumerscheinung der Hose, der Nase und deren Schmerz, ihr Wirksamwerden geknüpft hatte.

Die Ohrfeige, sagte er nach stiller Zerknirschung, sei Strafe und gleichzeitig Befehl, andere an ihrer Segnung teilnehmen zu lassen, und so zog er sein Notizbuch; doch das vom Regentropfen gekräuselte Blatt erinnerte ihn schrecklich an die Stätte, an welcher er noch immer saß.

Wie mit allen Hunden gehetzt, fuhr er reumütig in die Hose, welche eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hatte, bemerkte, daß er es verkehrt tat, ließ es aber zur eigenen Buße dabei bewenden und knöpfte sie über dem Rücken zu, nahm Koffer, Plaid und Regenschirm und verließ, den verlorenen Mietzins und den zerbrochenen Zwicker als schwere, doch gerechte Züchtigung fühlend, sein Zimmer, bereit am Haustor so lange zu warten bis es geöffnet würde, um für alle Zeiten nach Hermannstadt zurückzukehren, wo ihn Seelenfrieden, die theologische Prüfung und ein Vaterhaus erwarteten.



## Gedichte von Iwan Goll

### Welle und Wolke

Bist du Welle schon, bist du noch Wolke?
Noch verhaltnes Lächeln, Jungfrau der Winde,
Heimverlangen zum Himmel?
Oder schon heimliches Fallen
Hin zur Niederung, hin zum Sturz,
Seele der Wasser?
Schicksal, das sich nicht entscheiden will,
Schwebende Frage zwischen den Himmeln,
Wolke halb und halb schon Welle,
Seele noch und doch schon Schwere?

Ach, ich reiße dich, Irdische,
Tief in meine menschlichen Wirbel,
Weibliches Meer!
Sklavin seist du der Welt, dienende Magd,
Unserer Unterwelt geboren,
Mußt du gebärend die Täler durchschrein!
Du gefallene Engelswolke,
Nebelhure der kranken Städte,
Klagender Regen der mondleeren Gassen,
Ewige Sünde —

Aber schon lächelst du,
Lächelst aus einer Pfütze noch,
Leuchtest und glänzest und glühst
Tief aus der Nacht der Verfluchung,
Welle mit goldenen Fischen und Sternen im Grund!
Nebel umpurpurn deine Scham,
Irdisch-himmlische Geliebte,
Schwebst aus meiner Umarmung, wächsest, entblühst mir,
Junge Palme, schäumend Gezweig und silberner Vögel
Meergesang auf der Lippe!

Sag, was flatterst du,
Schwelgst und schwebst, Seele des Wassers,
Neues Rätsel zwischen den Himmeln,
Nie verstandenes Weib:
Bist du Wolke schon, bist du noch Welle?

IIIIIII

## An den Hügel

Mit grünem Flügel der Platane schwebend,
Begnadeter, erhöhe mich zu dir!
Du läßt die Tulpen dir zu Knien leben,
Du schenkst Erfüllung Quelle, Busch und Tier.
Warum nicht mir! Warum nicht mir!

Mich schlägt der Wind. Mit spitzen Steinen stößt
Die Straße fremde Ebenen entlang —
O fühlst du nicht den Drang,
Mein Herz, noch unerlöst, so unerlöst?

Erhobener, du heb mich auf!
Du weißt von keinem Leid, von meinen Nächten:
Du Gott, wenn du nicht sinkst, wenn du nicht niederfällst
Und mich erhebst und mich erhöhst:
Entflügelter, so spott ich dein!
So bist du irdischer als ich, verfelst,
Nur Stolz und Stein —
Ich aber flieh zu dunklen Ebenen allein!

IIIIIII

## Bäume, meine Brüder

Bäume, meine Brüder,
Ihr voll Sehnsuchtsleid und heimlicher Schwalbennester,
Überm tausendköpfigen Garten
Seid ihr die Einsamen, seid ihr die Einfalt.
Habt der Blätter Tausendlippe
Und der Äste Weltumarmung
Alles umfangend in schattiger Güte:
Doch, Gelassene, wie verlassen auch
Lebt ihr, fern der Gemeinschaft!
Straßen dürsten, wandern fern vorbei,
Wagen entrollen, Vögel entlodern, alles ist frei,
Aber ihr frommen einsamen Männer,
Die ihr nichts mehr flieht noch zu erreichen habt,
Sündlos Vollkommene,
Welche Sehnsucht reißt auch eure Körper
Noch zu Herbst und Verzweiflung hinab?

## Das alte Straßburg

Von René Schickele.

Was ist Gegenwart, was Vergangenheit? Ich gehe durch die altgewohnten Straßen und Gäßchen einer Stadt, die mich schon als Kind, dann, in den entscheidenden Jahren der Entwicklung, als Jüngling gesehn haben — was Wunder, daß sie dem Mann ein verwandtes, liebes, wissendes Gesicht zeigen! Als der Jüngling jenseits des Familienkreises und der verlassenen Kinderspiele die Welt entdeckte, so war es in diesen Straßen, auf diesen Plätzen, wo er sie fand, ein leibhaftiges Stück dieser Welt oder auch nur den Schein und Abglanz des neuen seelischen Kontinents, wie er in seinem Kopfe sich malte. Selbst dafür las er die Linien von den Gebäuden ab, die nun nicht mehr bloß eine Kirche: „Das Münster", ein großes Haus: „Der Rohan-Palast" waren. Sie erzählten ihm ihre Geschichte, und da sie ihm vertraut waren von Anbeginn und in allen Tagen und Jahreszeiten und bis in den Traum, so war ihm bei jedem neuen Wort, das er über sie vernahm, als wecke es eine Erinnerung, die lange in ihm geschlummert, als entschleiere es ein wohlbekanntes Bild, als entziffere der Jüngling eine Musik, die ihm einst an der Wiege geklungen. Und mit dem fremden enthüllte sich sein eigenes Bild.

Ich ging im Bischöflichen Gymnasium zur Schule, in dessen Gängen die französische Vergangenheit wie ein Lavendelgeruch hing. Blickten wir aus dem Fenster, so sahen wir die Wilhelmer Kirche. In deren Kloster hatte der Zeuge einer noch älteren Vergangenheit gewirkt: Wimpfeling, der Verfasser der Schrift „Germania", worin der große brave Mann für die Deutschheit des Elsasses eingetreten war und in seinem Eifer Karl den Großen gar zum Deutschen gemacht hatte, um schließlich vom Stadtrat die Gründung einer Universität zu fordern, die ihm als eine Art Hochburg deutscher Nationalgesinnung vorschwebte. Im Zimmer unsers Superiors aber schmückte die Wand ein alter Holzschnitt, der Thomas Murner darstellte, den gräßlichsten Raufbold der heiligen Kirche. Der hatte Wimpfeling mit einer „Germania nova" erwidert und ihm in seiner urkräftigen Art unter die Nase gerieben, daß die Gallier ja das Elsaß, Franzosen ja die Kaiserkrone besessen. Und alle Wölfe der Literatur, Geiler von Kaysersberg und Sebastian Braut voran, hatten mitgeheult. So alt war also der Streit! Um 1500 schon stritt man um die leidige Frage, ob das Elsaß deutsch oder französisch . . . Sogar die Methoden waren die gleichen wie heute. Denn Wimpfeling wiederum berief sich auf die deutschen Ortsnamen. Was aber sollten Ortsnamen besagen, wo Gottfried von Straßburg, der um 1200 lebte, jenseits des Rheins bereits als Welscher empfunden wurde und seine ganze Straßburger Gesellschaft mit ihm! Wo alle Dichter hierzulande, Brant, Fischart, Moscherosch und Grimmelshausen selber, den eigentümlich elsässischen Zug aufwiesen, den die Deutschen als welsch, die Welschen als deutsch bezeichnen*. Ging ich nach dem Unterricht nachhause, so kam ich durch die Brandgasse, wo Jakob Sturm gewohnt hatte, der Gründer der Straßburger Universität. Er hatte Wimpfelings Plan verwirklicht, aber Straßburgs Universität war nicht die Hochburg deutschen Nationalgefühls geworden, wie Wimpfeling sie erträumt hatte, sondern im Gegenteil die erste Universität ausgesprochen internationaler Prägung. Das hinderte nicht, daß hier von der Gründung an durch viele Generationen großer Lehrer bis zu Schoepflin, zu dessen Füßen Goethe gesessen, auf dem Urgebiet Straßburger gelehrten Forschung, dem der Geschichte, in freigebigster Weise Deutschland

*) Diesen allen bedeutenden Elsässern gemeinsamen Zug hat Arno Nadel (der im übrigen selbst durchaus deutsch orientiert ist) in seiner „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" treffend nachgewiesen. Er nennt Gottfried von Straßburg „den Deutschen unter den Franzosen" und fügt hinzu: „Schon im 13. Jahrhundert hatte sich der Zusammenhang der Stadt mit der Reichsregierung tatsächlich gelöst. Die Landschaft zog es weit stärker nach Westen, als nach Osten." Umso erstaunlicher ist die Strenge, mit der er Jakob Sturm verurteilt, der drei Jahrhunderte später mit dem Blick „Paris suchen gelernt".

gegeben wurde, was Deutschlands war, und daß Deutschland auch im gesellschaftlichen Leben viel Liebe und niemals Haß erfuhr. Es war vor allem die elsässische Geschichte der Gegenstand Straßburger Gelehrtenarbeit, daraus allein ergab sich für einen klaren Verstand und ein aufrichtig Herz . . . nicht die mit Recht berüchtigte „Doppelkultur", die eine Verlegenheitsausrede impotenter Politiker ist, wohl aber die eine, unteilbare Liebe zum westeuropäischen Menschen und das Bekenntnis zum geistigen Reich, das politisch etwa dem Reich Karls des Großen entspräche. Hierin liegt kein Doppelsinn, das bedeutet kein Schwanken, kein „Frisieren". Das ist sehr eindeutig elsässisch, das ist, wie die Geschichte von zehn Jahrhunderten lehrt, ungeheuer positiv, und von einer leuchtenden Klarheit für den, der sehen will.

Vielleicht veranschaulicht ein Beispiel, das sogar besonders merkwürdig liegt, was die Wirkung des Elsasses und, wie einige von uns glauben, seine Mission ist: Goethe. Das Land richtet scheinbar seine Spitze einmal gegen Osten, das andremal gegen Westen; in Wirklichkeit bietet es nur dem Fremden diese Spitze. Jedes nationale Credo findet hier seinen Stein des Anstoßes. Der „elsässische Konflikt" wird ausschließlich durch die Fremden unterhalten, die ihn immer wieder mit ihrer Person hereintragen. Daß er an einem nationalen Konflikt leide, weiß der Elsässer nur durch den nationalen Untersuchungsrichter, der ihm ewig auf dem Hals sitzt. Der elsässische Bauer erfuhr es beim preußischen Militär. Jetzt erfährt er es in der innerfranzösischen Garnison. Bei ihm zuhause ist derartiges unbekannt.

Als ich Goethe entdeckte, war ich siebzehn Jahre alt; sieben Jahre vorher konnte ich keine zehn Wörter deutsch. Ich hatte ihn ganz in der Nähe. Am alten Fischmarkt hatte er gewohnt, gegenüber in der Knoblochgasse bei den Jungfern Lauth hatte er gegessen, und wieder einen Katzensprung weiter, in der Salzmanngasse, war Herder daheim. Dieser kleine Rundweg war eine Zeitlang mein täglicher Spaziergang. Alter Fischmarkt, Knoblochgasse, Salzmanngasse. Dazu das Münster, der Odilienberg, wo eine Weile später — so lustig lebhaft geht es bei uns zu — Maurice Barrès den Geist Goethes in Audienz empfing.

In Goethes Leben gibt es kein köstlicheres Kapitel, als seine Straßburger Studentenzeit. Soviel rumorende Fülle, launige Derbheit, ein Ueberschwang, der neben den Räkeleien der andern „Kraftgenies" die Natürlichkeit selbst ist. Und wieviel Anmut beim heillosen Sprung, den Goethe da vom Rokoko zu Shakespeare machte, vom Alexandriner in das liebliche Chaos des Volkslieds!

Zwei Jahrhunderte früher hatte der Colmarer Jörg Wickram einen ähnlich entscheidenden und folgenschweren Schritt getan, als er Vers und Reim im Stich ließ und seine, von lokalen Traditionen genährte deutsche Prosa drauflos schrieb. Dem reifen Goethe war die Erinnerung an die Deutschtümelei, die er in Straßburg getrieben, einigermaßen peinlich. Aber hatte sie denn mehr auf sich als die Fastnachtsverkleidungen, in denen er das Münster bestieg, um, Glas in der Hand, der untergehenden Sonne zuzurufen, dies sei „deutsche Baukunst, unsre Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos" (was wiederum an den deutschen Karl den Großen Wimpfelings erinnert!) und wie er sich beim Sesenheimer Pfarrer als armen Theologiestudent einführen ließ — um gleich darnach dem Mädchen „spanisch" wiederzukommen?! Die gelinde-nationale Raserei ist nicht nur erklärlich, es wäre schade gewesen, wenn er ihr, gerade in Straßburg, nicht verfallen wäre. Was Straßburg ihm Französisches hätte vermitteln können, davon besaß er schon von Frankfurt her mehr als genug. Es war vortrefflich, vom größten Glück für ihn, daß er in Straßburg das Münster entdeckte — ob deutschen oder welschen Stils, blieb sich dafür gleich — das ihm das „Dixhuitième" verleidete, Herder, der ihm mit teutschen Rutenhieben das Fräckchen stäupte, und einen Ritt nur von Straßburg entfernt, den Quell seines Liedes, Friederike. Das französische Straßburg hat Goethe deutsch gemacht. Aber das heißt ja nur, daß es ihn aus der Konvention befreite. Jeder geistige Fremde fand im Elsaß eine solche Herausforderung! War es Friederike, war es das Land, das ihm überdies die zärtliche Liebe zur Landschaft auf seinen weiteren Weg mitgab? Vermutlich Friederike, wie sie in dieser Landschaft stand, beide gehörten so sehr zusammen, daß der Greis, als er die eine beschreiben wollte, die andre zu Hilfe nehmen mußte.

Die zärtliche, ja leidenschaftliche Liebe zur Landschaft, auch das ist ein elsässischer Zug. Wie anmutig klingt das Vogesengedicht des Philesius vom Ende des 15. Jahrhunderts:

„Hier wächst lieblicher Wein auf sonnengesegneten Hügeln" . . . Die schönste Landschaftsschilderung seiner Zeit finden wir im „Simplizissimus", wo Grimmelshausen jene Landschaft schildert, „in welcher Gegend die Stadt Straßburg mit ihrem hohen Münsterdom gleichsam wie das Herz, mitten in einem Leibe beschlossen, hervorpranget". Die ganzen Jahrhunderte elsässischer Literaturgeschichte widerhallen vom Lob auf das „paradiesische Land" und die Antwort der Elsässer auf die Frage, was er denn für Schätze besitze, daß er so arg stolz sei, lautet allemal: „Unser

Land". So im Mittelalter, so bei den Humanisten und Mystikern und bis auf unsre Tage.

„s' Elsaß, unser Ländel,
M'r halt' es fest am Bändel
Und lon's bigott net gehn".

Das alles ist Altes Straßburg, es ist meine Jugend. Was in diesen Jahren von innen, was von außen kommt — wer vermag da zu scheiden! Aber es ist diese erste Zwiesprache zwischen Mensch und Umwelt, dieses erste Auftauchen der unheimlich großen und fernen Bilder im kleinen, bekannten Rahmen, was Heimat schafft. Die Heimat ist für uns alle halb ein Märchenbuch, halb unser eigener Entwicklungsroman (oder doch zum mindesten dessen wichtigstes Kapitel), und manchmal ist der eine Teil mit dem andern durchschossen, so daß auf eine Märchenseite ohne Uebergang die Seite eines realistischen Romans folgt und so weiter, ganz wie in einem Buche des göttlichen Rappelkopfes Jean Paul. Nicht wahr, da versteht doch ein jeder, warum ein gewisses Haustor in der Kalbsgasse oder die Lohkäsständer im „Kleinen Frankreich" — von ansehnlicheren Oertlichkeiten zu schweigen — einen tieferen und nachhaltigern Eindruck auf mich machen, als der Besuch Wilhelm II., als die schönste Parade der Straßburger Garnison vor Poincaré mir je vermocht hätten?

Straßburg — ja, da muß ich euch sagen, was ich darunter verstehe, denn Straßburg hat verschiedene Seiten. Für mich allerdings gibt es nur ein Straßburg, das alte, das richtige Straßburg, wie im seelischen, so im Stadtbild. Im Grund habe ich mich nie mit dem neuen Bahnhof ausgesöhnt, obwohl ich den alten nur als Markthalle gekannt habe. Immerhin, vom alten Bahnhof ging und geht noch heute ein Bimmelbähnchen, mit dem die Straßburger, die es nach guten Speckeierkuchen gelüstet, über Land fahren. Wie habe ich es darum geliebt, daß es die Bestimmung des schönen alten Bahnhofs am Stadtgrabenkanal wie im Traum fortsetzte! Ein Bild der „Treue bis über das Grab" ist dieses Bimmelbähnchen. Ich liebe und verehre es, wie etwa ein Legitimist in einem Kleinkrämer den letzten Abkömmling seines Königshauses verehren und lieben könnte.

Wenn man nun vom alten Bahnhof, dem Kanal folgend, nach Westen geht, so hüte man sich, wie alle Welt und die Trambahnen zu tun und rechts abzubiegen. Rechts geht es zum neuen Bahnhof, und das Stadtviertel zwischen ihm und dem Kanal hat einzig den Sinn, als Kulisse zu dienen, indem es besagtes Verkehrsgebäude von der edlen Stadt, von dem, was Straßburg ist, fernhält. Nicht, als ob dieser Bahnhof schlimmer wäre, als andere, im Gegenteil, er gleicht den Eisenbahnpaläften, die man —

ein wenig kleiner oder größer — überall in Mitteleuropa vorfindet, wie ein Bruder dem andern. Und gerade deshalb gehört er nicht nach Straßburg. Man halte sich also hübsch am Ufer des Kanals, der noch immer Graben und Grenze der Stadt ist. Da tauchen die alten Stadttürme auf, deren einen wir als Studenten gegen einmalige Zahlung einer geringen Summe von der Stadt „auf Lebenszeit" gemietet hatten. Man stieg auf Leitern bis unters Dach, hier lag ein einziger großer Raum, den wir hübsch wohnlich gemacht und mit Bildern, Büchern und einem Fäßchen Wein ausgestattet hatten. Durch die Schießscharten schien der Himmel herein, Abendlicht, Sternenhimmel, Morgengrauen. Nur den Mittag erinnere ich mich nicht dort oben gesehn zu haben. Einige Schritte weiter, und wir stehen vor den „Gedeckten Brücken", unter denen die Ill hereinfließt, um sich sogleich zur großen, innigen Umarmung der alten Stadt zu teilen. Deren Bastione sind längst verschwunden, statt ihrer stehn rings um die Stadt nach allen Himmelsrichtungen schöne alte Gebäude und stemmen sich mit ihren edlen Fassaden gegen den jenseits des Wassers wimmelnden Massenartikel. Im Süden haben sie sogar einen gewaltigen Posten über das Wasser vorgeschoben, das Bürgerspital, das eine kleine Stadt für sich ist, bewacht und bewehrt. Sie ist vor dem Krieg stark gewachsen, wie die größere Stadt auch, aber man staunt, wie schön sie gewachsen, wie anmutig Altes und Neuestes zum lückenlosen Kranz gerundet ist. Und man wünscht, daß Straßburg, auch das geistige Straßburg, sich in diesem Sinne weiter entwickele, getreu seiner Tradition, festhaltend, was gesicherter Besitz ist, und das Neuerworbene in harmonischer Form zum Alten fügend.

## Mutterschaft

Von Franz Muth

Im Dom der Schöpfung zittern müde Frauen
Und schauen stumm der Männer Treiben zu,
Die Götzenbilder bauen und zerhauen,
Vergebens hasten nach ersehnter Ruh. —

Und Mädchen wachsen auf und werden Mütter,
Die noch nichts ahnen — wachsen auf und lieben
Und schicken Knaben, Mägdlein in die Welt. —

Und immer wieder bringen sie das Opfer
Und lassen Kind und Hoffnung zögernd fahren
Und weinen abends still, wenns niemand hört.

Und alle sind im Herzen gleich und gleichen,
Ob nun zerlumpt, in Fetzen oder Pracht,
Den Allerärmsten und zugleich den Reichen.

Die Söhne aber stürmen zu Maschinen,
Die drohend donnern in die schwüle Nacht
Und hämmernd heuln wie stürzende Lavinen.

Doch unerblickt von Schatten übergossen
Gebähren sie sich selbst ein Fragezeichen —
Und geben neue Nahrung den Kolossen.

## Kunst und Weltanschauung

Von Arthur Wildebrandt (Berlin)

Seit Jahren beschäftigt das Problem der „neuen Kunst" die Menschen. Eine Flut erkenntnis-theoretischer Abhandlungen überschwemmte die Öffentlichkeit; überall versuchte man das Wesen dieser dem Althergebrachten so entgegengesetzten Richtung zu ergründen, denn den Kernpunkt der Forschung bildete die Form, um die sich alle Erörterungen drehten.

Wenn auch die Meinungen manchmal hart aufeinander prallten, so hatte der Kampf doch etwas für sich: er brachte ein Aufrütteln aus einer gefährlichen Ruhe, Aktivität mit sich. Trotzdem kam man aber dem Wesen der „Neuen Kunst" nicht auf die Spur. Das rasende Tempo der Entwicklung erlaubte nur eine oberflächliche Betrachtungsweise, zu dem noch hinzu kommt, daß es dem größten Teil des Publikums an den elementarsten Kunstbegriffen mangelt. Dieses hat nicht so viel Qualitätsbewußtsein in sich, daß es die Führer entbehren kann. Daher muß den Menschen immer wieder gesagt werden, daß Kunstbetrachten und Kunstschaffen nicht Angelegenheiten der Ästhetik, der der Form oder der Sentimentalität sind, sondern Fragen der Weltanschauung und Auffassung.

Ein Kunstwerk auf seine Symbolik, auf seine Schönheit des Vorganges oder auf seine Monumentalität der Wiedergabe untersuchen, heißt von vornherein unnötige Energie vergeuden. Nicht in diesen einzelnen Ergebnissen liegt der Wert, noch der Sinn der künstlerischen Schöpfung. Kunst ist vielmehr Objektivierung des Weltgefühls, das sich in verschiedenen Weltanschauungen und Empfindungen zu verschiedenen Zeiten kristallisierte. Das Weltgefühl aber bleibt immer dasselbe.

Nur der Mensch, der großzügig denkt und total empfindet, ist fähig ein Kunstwerk zu beurteilen und zu genießen. Nur wer die ursächlichen Zusammenhänge des menschlichen Lebens mitfühlen kann, wer den ewigen Rhythmus des Weltgeschehens in sich trägt, wer einen Faden von der Vergangenheit über die Gegenwart zur Zukunft spinnen kann, wer den Kosmos und den Mikrokosmos als Sein und die tiefsten Geheimnisse der Entwicklung einfach und klar als Bestandteil eines Geschehens erkennt, der ist als Genießer oder als Schaffender geboren, denn beide müssen diese Fähigkeiten in sich bergen.

Nicht der Inhalt eines Buches, nicht die Verteilung der Farben und der Linienführung eines Bildes ist Kunst; sondern der Geist der Ewigkeit, der aus ihnen spricht und das, was hinter den Dingen und ihrer Darstellung ist. Der unberufene Beurteiler verwechselt leicht dekorativ und künstlerisch und läßt sich von einem talentvoll dekorativen, aber inhaltslosen Werk überrumpeln, das schon von vornherein (infolge seiner Oberflächlichkeit) der Zeit verfallen ist. Technisch vollendete und gut komponierte Werke sind noch lange keine Kunstwerke.

Daß unsere geistige Welt neu geboren werden will und die Umwertung der Dinge insofern sich vollziehen wird, als wir aus dem krassen materialistischen Jahrhundert in ein geistiges hinübergleiten, steht wohl nicht mehr zur Erörterung, und daß alle Gebiete der Wirtschaft und der Wissenschaft grundliegenden Änderungen unterliegen und solche zeitigen werden, steht fest. „Das alte fällt, es ändert sich die Zeit." Es ist ein ewiger Kreis im Zeitlauf der Geschichte. Überall keimt das Neue. In der Literatur, in der Musik, in der bildenden Kunst.

Kunst ist keine Angelegenheit der Ästhetik, zum Vergnügen oder zur Wiedergabe eines Milieus. Kunst ist vielmehr eine Religion, die von jeher im tiefsten Unterbewußtsein eines Volkes geschlummert hat und immer schlummern wird, und deren berufenste Offenbarer die Künstler waren. Sie lebten so vor ihrer Zeit.

Setzt sich der Künstler gedanklich mit einer Landschaft, mit einem Sexualproblem oder mit einem anderen Thema bildlich oder schriftlich auseinander, so ist das für die Kunst unwesentlich. Das Wesentlichste ist das Fluidum, das von ihm ausgeht, ist die Religion, die seine Schöpfung birgt. Und ist sie ein Kunstwerk, so kann sie trotz der Darstellung sexueller Stoffe eine reine, unberührte Freude verkörpern, die ewig lebt, während der Stoff spätere Geschlechter vielleicht nicht mehr interessiert. In welch überwältigender Erhabenheit wirken heute noch die ägyptischen Plastiken, und wie fern stehen wir dem Kult der Ägypter. Wie ergreifen uns die Schilderungen über die Arbeiten der Südseeinsulaner und wie weit ent-

fernt sind wir von ihren Gebräuchen und ihrem Glauben. Der wahre Künstler will also zeigen, wie eine Tatsache in das Weltgefühl eingefügt ist, und nicht was für eine Begebenheit ihn interessiert. Er will vor allen Dingen zeigen, wie diese Tatsache selbst Weltgefühl, selbst Welt, selbst All in den unergründlichen Gesetzen des All-Lebens wird. Die ewige Kraft, das ewige Leben, das ewige Mysterium muß das Kunstwerk enthalten. Ist das nicht der Fall, so ist es bestenfalls eine Durchschnittsarbeit, die, wenn auch vielleicht mit Liebe, so doch ohne Tiefe geleistet wurde.

Wenn sich daher die junge Welt gegen die alte aufbäumt, so liegt das an der Erkenntnis, daß die vergangene Zeit alle Zusammenhänge verloren hatte, da ihr der weite Blick fehlte. Denn alles konzentrierte sich um das eigne kleine Ich, nicht einmal um das geistige, sondern um das materielle. Man hatte vergessen, Teil eines großen gemeinsamen Geschehens, ein Teil eines Ganzen zu sein. Alles zerklüftete und zerriß. Der Individualismus blühte und siegte, die eigene Meinung, die der eigene Vorteil gebar, war allein gültig. Es war die Zeit der Analyse, Zergrübelung und Zerteilung. Nun aber dämmert die Erkenntnis auf; das neue Geschlecht fordert die Synthese. Es wird wieder sehend und erfühlt die ursächlichen Zusammenhänge alles Lebens. Die Sehnsucht nach Klarheit wächst. Der neue Mensch weiß, daß er ein Teil des unbegreiflichen ewigen Seins ist, er strebt nach Gemeinschaft, nach innerer Klarheit und Allumfaßbarkeit.

Somit beginnt das Wesentliche wieder wesentlich zu werden.

## Die wache Nacht

Von Oscar Walter Cisek

In die schlaflose Stadt sinken Sterne:
Vögel auf müdegeleuchteten Flügeln.
Aus dem wunderfarbenen Gewand des Düsters
Taucht die kalte Stirn der Nacht.

Spiel vergeht hinter Dämmen des Harmes.
Frauen tragen die Last fremder Liebe,
Und Lichter fließen auf singendes Volk,
Und alle Tiere rufen, überwach.

Verzückung strahlt aus dem wachsenden Fluß,
Vor Unfaßbarem knien die Wälder nieder,
In Dornbüschen hat Zeit sich schwer verfangen,
Und Täler heben die lechzenden Arme zu Gott.

Die jungen Hände sind so bleich und frösteln.
Und Tau umgleißt der Himmelsöffnung Helle.
Einsamkeit, ein bangender Hirt,
Erwartet die Verkündigung.

## Max Weber

### Ein Bild seines Wesens und seiner Bedeutung

Von Kurt Zarek

„Nicht einen Politiker gilt es hier zu ehren, der — wenn er auch nicht das eine Amt bekleidet, zu dem allein er berufen war — doch weittragendsten Einfluß ausgeübt, nicht den großen Gelehrten, den Forscher und Denker, gilt es hier zu feiern, von dem man — wenngleich er das Erscheinen seiner neuen grundlegenden Werke nicht mehr erleben durfte — doch schon heute sagen darf, daß er einer der Größten gewesen unserer Zeit, — darüber haben andere zu urteilen und werden andere, Berufenere, urteilen.

„Ein anderes gilt es, es gilt den Mann, den Führer! Und hier mag die Jugend reden, ja: hier muß sie reden. Das Alter weiß Verdienste zu schätzen; das wahrhaft Menschliche, das Zukunft-Ewigkeits-weisende vermögen ganz wohl nur die zu fassen, die noch empor-geführt sein wollen! — aus Schmutz und Schlamm der Zeit: empor-geführt! Denn: wo immer die Jugend einen finden wird, der das vermag, da wird sie ihm folgen. — Nicht unbedingt, nicht blind: sie wird widersprechen, sie wird ihre Rechte geltend machen, sie wird oft wohl außer Regel und Brauch — ihn prüfen wollen. Wenn er aber dann die Prüfung bestanden, dann: wird sie ihm ganz angehören. Mag Vorurteil und Gewöhnung in ihr auch sprechen: „Nein!" — das Beste, Heiligste ihres Innern wird ihr zurufen: „Ja" und abermals „Ja!" — und diese heilige Stimme ihres Inneren wird die stärkere sein!

„Max Weber war ein Führer, ein begnadeter Führer. Wer diesen großen, kräftig-schlanken Mann, der aussah wie ein General, einmal erblickt, wer diesen gedankendurchfurchten verwitterten Kopf geschaut, mit den großen, lebendigen Augen, der fühlte instinktiv: in diesem Mann schlummern Urgewalten! Urgewalten: man muß ihn lieben oder hassen. Nur gleichgültig durfte, konnte man nicht sein! — Und wie hat man sie gehaßt, mehr noch: wie hat man sie geliebt!

„Nicht lange ist es her: da suchten Korpsstudenten in tumultuarischer Szene erregter Leidenschaft diesen Mann auf dem Katheder lärmend zu

schrecken. Nicht lange ist es her: da schluchzten auch die, die ihn damals schrecken wollten und nicht schrecken konnten; schluchzten fassungslos, als die Kunde von seinem Tode kam. Und: ich habe dem letzten, feierlichen Akt nicht beiwohnen können — aber man sagt mir, daß Männer, — Männer, die im Felde gestanden in Not und Tod, Männer, die dann in ernster Arbeit sich durchgerungen, Männer, die im Begriffe sind Geltung zu gewinnen in der Welt, man sagt mir: daß diese Männer geweint haben.

„Warum wohl — warum?

„Darum: Die Jugend hatte erkannt: Wir haben genug der Wissenden und Könnenden, genug der selbstisch Wollenden und Strebenden. — Nur eines fehlte: ein Führer war nicht da. Darum: in diesem Manne hatte sie einen Führer gefunden!

„Der Jugend Sehnsucht schien erfüllt. Nun ward sie Traum. Nun ward sie Vergangenheit!

„Mußte das sein? Wo ist hier Sinn? — Wo ist hier — Gott?

„Oder — ist es nicht vielmehr des großen Mannes Mission, die Herzen und Seelen derer, die nach ihm sind, indem sie sich vor Sehnsucht verzehren, zu läutern — zu läutern: bis sie selber werden wie er?" — —

* * *

Seltsam bewegten mich diese Worte, die der Verfasser dieser Zeilen einige Tage nach dem Ableben Max Webers schrieb*), und die ich erst jetzt wieder las. Wie viel weniger sentimental ist man heute, aber auch: um wieviel erlebnisärmer, — um wieviel zielbewußter, aber auch: um wie viel weniger gütig, menschlich, wesenhaft! — Diese Zeit hatte uns geistige Menschen eben alle aus der Bahn geworfen, sie hatte uns in Kaufmannbüros gezwungen und uns hart kämpfen lassen um unser Brot! Und heute, wo es besser wird, wo wir wieder Boden unter den Füßen gewinnen, da sehen wir uns um unser Bestes, um unsere Jugend, betrogen! Glücklich aber waren wir in unserer Studentenzeit, als „Nebel noch die Welt verhüllten", als wir, die aus dem Felde Heimgekehrten, nach den Schätzen des Wissens gierig gruben, als unser Wollen noch rein war. Und in dieser Zeit lauschten wir den Worten Max Webers, wie nur je die andächtigsten Hörer Fichtes seinen Worten gelauscht. Gewiß: er starb zu früh: Es wäre wohl manches sonst anders gekommen! —

*) Veröffentlicht am 20. Juni 1920 in der „Nationalzeitung", unter dem Titel: „Führer starb!"

Noch eine Erinnerung taucht in mir auf: ein münchner Frühlingsabend, auf den Isarhöhen, am Friedensdenkmal, — wohl Ende Mai 1920! Ein einfacher Mann aus dem Volke — Tapezierer seines Zeichens, wie sich nachher herausstellt — steht neben mir, betrachtet ebenfalls die Stadt, mit ihren vielen Türmen im Abendglanz. Wir kommen ins Gespräch, und er erzählt mir einiges aus der Rätezeit. Sein größtes Erlebnis war: ein Professor, Max Weber, habe in einer überfüllten Volksversammlung gegen Kommunismus und Spartakismus gesprochen; einen anderen — so fügte er hinzu — hätte die Menge, damals, in Stücke gerissen; hier aber habe alles andächtig geschwiegen — so groß sei die Gewalt seiner Worte gewesen, so sehr habe alles unter dem Banne dieses Mannes gestanden.

Ich habe oft, inzwischen, an die Begegnung mit diesem einfachen Mann gedacht: ist das nicht das letzte, unergründliche Geheimnis des Genies, andere durch Seelen-Kraft zu zwingen? Und wenn ich mich jetzt in der deutschen Geschichte umsehe, so finde ich (in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) vielleicht neben Bismarck! — nur einen, der ähnliches vermocht: Ferdinand Lassalle! Ja!, in vielem gleicht Max Weber Ferdinand Lassalle, dem großen Agitator, dem großen leidenschaftlich Wollenden, dem Philosophen, der von Fichte und Hegel herkam und der, obwohl Jude, deutscher war als die meisten „Deutschen" und nicht nur seiner Zeit. — Und doch: um wieviel sachlicher, vornehmer war Max Weber, um wie viel gehaltvoller alles, was er sagte und tat! Max Weber war der Größere, denn er wollte alles: der Sache wegen, nie um seiner selbst willen, er wollte dienen, nicht herrschen; sein Traum war: Deutschland, er wollte die Deutschen zu einem Herrenvolk erziehen helfen und er wollte: die Staatsform finden, in der dies möglich sei! In diesem Sinne war er, dem alles bürgerlich-konventionelle so verhaßt war, der unsere Zeit durchschaute mit ihrer verlogenen doppelten Moral, der einsam war, wie nur je ein geistig Schaffender, der — wie alle Großen aristokratisch empfand — in diesem Sinne also war er: Demokrat!

Wer aber war Max Weber denn? wird so mancher wohl fragen. Man könnte den Lebenslauf des „typischen Gelehrten" berichten, indem man die Rubrik ausfüllt: Er wurde geboren — — —, er promovierte — — —, er habilitierte sich — — —, er wurde als a. o. berufen nach — — —, er wurde Ordinarius in — — —, er schrieb — — —

Denn, wie Ernst Troltsch, der große, ebenfalls verstorbene Kultur- und Religionsphilosoph, Max Webers ebenbürtiger Freund, es einmal

kernhaft aussprach: ein Gelehrter muß, der Karriere willen, zwei Pfund schwere Bücher produziert haben; mag auch sonst an ihm nichts sein!

Von einem Dichter, einem Künstler, auch vom großen schöpferischen Staatsmann aber, müßte man erzählen: von seinen Jugendträumen und seinen inneren Kämpfen und Erleuchterungen; von seiner ersten Liebe und seiner letzten, von den Büchern, in denen er las, von seinen Freunden und von den Bergen oder dem Meer, nach dem er sich sehnte.

Und dann gibt es noch ein Drittes; Menschen die weder Gelehrte, noch Künstler, — Künstler der Tat oder des Gedankens —, sind, und die doch groß und schöpferisch sind, im höchsten Sinne des Wortes. Max Weber aber gehörte zu diesen Menschen. Und nicht mit Unrecht hat darum Karl Jaspers (der berühmte Psychologe und Philosoph an der Universität Heidelberg) in seiner geistvollen, beseelten, ganz von dem Erlebnis des seltenen Mannes erfüllten Gedächtnisrede auf Max Weber*) ihn einen Philosophen, das Wort verstanden im eben dargelegten Sinne, genannt.

„Vielen von uns ist Max Weber als Philosoph erschienen; es ist diesem großen Mann nicht gemäß, für einen besonderen Beruf oder eine einzelne Wissenschaft in Anspruch genommen zu werden. Wenn er aber ein Philosoph war, so war er es vielleicht als einziger in unserer Zeit und in einem anderen Sinne, als irgend jemand sonst heute Philosoph sein mag. Seine philosophische Existenz ist mehr als wir im Augenblick zu fassen vermögen. Ihren Sinn müßten wir erst sehen lernen, ihn uns erst erwerben. Von ihr zu sprechen mache ich den unzureichenden Versuch. Über den Menschen aber in seiner Besonderheit, den wir geliebt haben, spreche ich nicht."

In diesen Worten liegt — — alles!

„Über den Menschen aber — — spreche ich nicht."

Denn — so hätte Jaspers hinzufügen können, — er war zu tief, als daß wir ihn ergründen könnten, sein Wesen war kein Mosaik — Gebilde, das wir wieder zusammensetzen können, hielten wir nur die Steinchen dazu — die Daten, aus dem „äußeren Leben" — in der Hand; sein einmaliges Geheimnis ging mit ihm dahin und kaum können wir hoffen, daß einmal ein ganz Großer, ein Künstler von Gottes Gnaden komme, der uns diesen Mann ganz deutet, weil er ihn ganz nachlebend versteht!

„Sehen wir zunächst den Inhalt seiner wissenschaftlichen Arbeit an — — —" fährt Jaspers dann fort. Denn: getreu seinem Grund-

*) Karl Jaspers: Max Weber. Rede bei der von der Heidelberger Studentenschaft veranstaltenen Trauerfeier. Tübingen 1921.

satze, vom Menschen, besser vom Privatmenschen zu schweigen, berichtet er von seinem Schaffen, von seinem Werke, von seiner Tat!

Und er erklärt: „Dieser Inhalt erstreckt sich auf die verschiedensten Gebiete: Römische Agrargeschichte, Börse, ostelbische Landarbeit, mittelalterliche Handelsgesellschaften, Untergang der antiken Welt, logisch-methodologische Studien, russische Revolution, Psychophysik der industriellen Arbeit, protestantische Ethik und Geist des Kapitalismus, religionssoziologische Arbeiten, die sich auf China, Indien, das Judentum beziehen, politische Arbeiten über das Problem der Auswahl der Führer und das Problem der politischen Willensbildung, Verträge über Politik und über Wissenschaft als Beruf."

Hiermit ist wieder alles, soweit dies die wissenschaftliche Leistung Max Webers anbetrifft, trefflich ausgesprochen! In Max Webers Streben zur Universalität spiegelt sich das — durch die Spengler und Kayserlinge popularisierte — Streben unserer Zeit; ihre Zerrissenheit und Mittelpunktlosigkeit, ihr Ringen um Klarheit und festen Besitz; in seinem Willen zur Macht, zur Nation und ihrer Geltung, in seiner Liebe zu Volk und Staat, das Wollen dieser Jahrzehnte — in seinem dialektischen Gegenschlag! Groß aber ist — ein Wort des alten Hegel — „wer den Geist seiner Zeit erfüllt". Max Weber gehört darum zu den ganz Wenigen unserer Zeit, die wir ganz groß nennen dürfen und — müssen.

## Gedichte von Konrad Nußbächer

### Würzburger fürstbischöfliche Residenz

Mit herabgelassenen Fensterläden
Schläfst du an dem großen, stillen Platz
Weiß mit deinen weiten Mauerfluchten
Träumend in der Junisonnenglut.

Doch ein andres schattig-heitres Antlitz
Kehrst du nach des blühnden Gartens Rund
Mit den Beeten, Grotten, Laubengängen,
Marmorgöttern, sprühenden Fontänen.

Reich im Prunke steigt dein Giebel auf,
Liebesgötter regen ihre Flügel,
Löwen tragen grimmig dich empor —
Doch gehalten bleibt und streng dein Blick

Und noch immer ist er stumm gewendet:
Unsagbare Träume stolzer Pracht
Einsam und verächtlich-heiter tragend
In die kleine Pöbelgegenwart.

## Gegend bei Passau

Die weiße Straßenschlange windet sich
Zu Tal durchs Hügelland von Wies und Wäldchen
Und mancher andre Steig fließt noch herab,
Bringt seine Neuigkeit von fernen Fluren,
Die ziehen leicht gewellt hinauf, hinab,
Dahinter aber blauen höhere Berge.
Die Sonne geht mir warm im Rücken unter,
Durchgoldet Wiesengras und Stromeswellen
Und leuchtet auf dem letzten Kirchturmknopf.

## Psychoanalyse

Von M. Fuß (Hermannstadt)

Es ist nicht leicht, sich Einblicke in das Wesen und Überblicke über den Geltungsbereich der Psychoanalyse zu verschaffen. Sie ist nämlich nicht ein umgrenztes Wissensgebiet, wie etwa Botanik die Lehre von der Pflanzenwelt ist. Psychoanalyse ist eine Methode des Forschens. Man kann sie gleichermaßen auf Mythologie, Soziologie, Individualpsychologie, Massenpsychologie; man kann sie auf jeden Zweig der Kulturgeschichte anwenden. Der Wiener Gelehrte Sigmund Freud, der die Psychoanalyse begründet hat und sie auszubauen sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, wendet die Psychoanalyse seinem Fach entsprechend hauptsächlich auf dem Gebiet der geistigen Störungen, und zwar auf dem Spezialgebiet der Neurosen an. Er bezeichnet selbst gelegentlich die Psychoanalyse als „ein Verfahren, wie man nervös Kranke ärztlich behandelt". Aber er bemüht sich (auch), wie seine Werke „Totem und Tabu", „Massenpsychologie und Ich-Analyse" und „Das Ich und das Es" zeigen, seine Forschungsmethode auch auf einige andere der oben angeführten Gebiete auszudehnen.

Daß die Psychoanalyse von einem großen Teil der Fachgenossen Freuds als Forschungsmethode abgelehnt, daß sie von einem großen Teil des Publikums mit Entrüstung zurückgewiesen wird, braucht noch kein Gegenargument für ihren Wert zu sein. Mit welcher Entrüstung haben

seinerzeit sämtliche „Stützen der Gesellschaft" die Gedankenwelt Nietzsches oder Häckels abgewiesen. Und heute? Ein so kompetenter Beurteiler wie Wilhelm Wundt schreibt in seinem Werke „Die Nationen und ihre Philosophie" über Nietzsche, „daß er den deutschen Idealismus seiner Neugeburt entgegengeführt habe", und Häckel nennt er einen „praktischen Idealisten ersten Ranges, einen Metaphysiker, dessen Gedanken teils an Spinoza, teils an Leibniz erinnern, von einem wirklichen Materialismus aber weit entfernt sind". Wie haben sich doch unsere Väter und Großväter mit ihren ablehnenden Urteilen über Ibsen und Tolstoi blamiert. Ibsen ist heute unbestritten als Klassiker der Weltliteratur, Tolstoi als religiöses Genie allgemein anerkannt. Man erinnere sich auch, wie zuerst Dr. Jenners Kuhpockenimpfung allgemein abgewiesen wurde, während sie heute in der verallgemeinerten Form der Serumtherapie ein wahrer Segen für die Menschheit geworden ist. Tempora mutantur. Es wäre denkbar, daß sich auch das Urteil über Freuds Werk modifizieren könnte, wenn fortschreitende Forschung seine Lehre gereinigt, ihren Geltungsbereich festgestellt hat. Ein abschließendes Urteil dürfte wohl erst über fünfzig und mehr Jahre möglich sein, umsomehr als Freud selbst sie eine „unfertige, in Entwicklung begriffene Sache" nennt.

Wer die Psychoanalyse kennen lernen will, muß sich hauptsächlich mit dreierlei auseinandersetzen, den Freudschen Begriffen des Unbewußten, der Sexualität und der Verdrängung.

Die Psychologie weiß, offiziell nichts vom Unbewußten. Sie beschreibt das, wovon wir ein Wissen haben, als das Bewußtsein. Manchmals freilich kann sie nicht umhin festzustellen, wie einer ihrer berufensten Vertreter es tut, daß es „hinter der Oberfläche des Bewußtseins einen dunklen, reich gefüllten Raum gibt, durch dessen Veränderungen auch die Krümmungen der Oberfläche verändert werden," oder, daß das Bewußtsein, „wie das Farbenspektrum ein gewissermaßen zufälliger Ausschnitt aus einer längeren Reihe" ist, daß aber „unter Umständen auch die übrigen Teile des Spektrums in Erscheinung treten können". Freuds Lehre dagegen beruht geradezu auf dem Unbewußten in uns. Die Psychoanalyse „beabsichtigt und leistet nichts anderes, als die Aufdeckung des Unbewußten im Seelenleben". Unser psychisches Leben besteht nach ihm aus zwei Hälften, dem bewußten und dem unbewußten Erleben, man verzeihe diese contradictio in adjecto, die in innigster Berührung und Beeinflußung stehn, sodaß man das Eine ohne das Andere schlechterdings nicht verstehn kann. Was ist nun das, was unbewußt in uns lebt und wirkt? Die Frage leitet zu dem zentralen Begriff Freuds über, zu dem Begriff der Sexualität, wie er ihn faßt.

Während der herrschenden Meinung nach das Kind asexuell ist und der Geschlechtstrieb erst mit der Pubertät erwacht, wirkt nach Freud die Sexualität im Kind von der Geburt an und betätigt sich auch. Während nach der herrschenden Meinung der Geschlechtstrieb seiner Natur nach nur im Dienst der Fortpflanzung steht und jede anders gerichtete Betätigung desselben als krank, als Degenerationszeichen gewertet wird, ist das Kind bei seiner Geburt nach Freud „polymorph sexuell", d. h. es bringt als normale Anlage alle möglichen Formen der Sexualität mit, die selbständig neben und nacheinander sich entwickeln, Anlage zu allen Arten des Autoerotismus, zum Inzest, zum Sadismus usw. Das Kind betätigt sie in seiner infantilen Periode, das ist von der Geburt bis zum vierten Jahr, auch alle, wie Freud zu zeigen unternimmt, soweit die derzeitige Beschaffenheit seines Körpers es ihm erlaubt. Vom vierten bis achten Jahr findet dann nach Freud eine Art Pause im sexuellen Leben statt, in der es möglich ist, dem Kind allerlei Staudämme gegen die Sexualität anzuerziehen, Schamgefühl, Ekel vor Inzest usw. Nach dem achten Jahre beginnen sich die ersten Anzeichen der Pubertät zu zeigen, die nach Freud die Aufgabe hat, sämtliche vorher abgesonderten und selbständigen Triebe auf den Dienst der Fortpflanzung zu zentrieren; das, was der Fortpflanzung nützlich ist, in den Vordergrund zu stellen, alles andere entweder als Vorbereitung zum Fortpflanzungsakt zu verwenden oder ganz auszuscheiden. Bleiben auch nach der Pubertät noch andere, nicht auf Fortpflanzung zielende sexuelle Betätigungen wirksam, die Perversionen, so sind das nach Freud aus der infantilen Periode in Wirksamkeit gebliebene Formen der Sexualität, die der Pubertätsprozeß nicht zu bemeistern vermochte.

Die Erwachsenen wissen nun nichts davon, ob sie etwas und was sie an sexuellen Erlebnissen in der infantilen Zeit, von der Geburt bis zum vierten Jahr, gehabt haben. Wenn das Gedächtnis, was eine Seltenheit ist, bis unter das vierte Jahr hinunterreicht, so reproduziert es nicht zusammenhängende Stücke von Erlebtem, wie aus den späteren Jahren, sondern nur kleinere Bruchstücke anderer, nicht sexueller Erlebnisse jenes Alters. Aber nach Freud leben nur gerade die sexuellen Erlebnisse jener infantilen Zeit in uns unbewußt weiter, sie bilden den Hauptstock des Unbewußten in uns und, wie er durch seine Forschungsmethode herausbekommen haben will, sind sie von großem Einfluß für unser späteres Leben, können die Ursachen eventueller Erkrankungen sein. Da aber der Mensch während seines individuellen Lebens irgendwie die Lebensreihen aller seiner Vorfahren rekapituliert, so deutet Freud an, daß die Gesamtheit aller der sexuellen Anlagen, die das Kind bei der Geburt mitbringt,

wahrscheinlich die sexuellen Erfahrungen aller seiner Vorfahren in verdichteter Form darstellen.

Indessen sind die infantilen sexuellen Erlebnisse nur der eine Teil des in uns unbewußt Aufbewahrten. Neben demselben konstatiert Freud auch noch eine zweite Art vom Unbewußten, die er „Tagesreste" heißt. Unser alltägliches Erleben gleicht einem Strom sich gegenseitig verdrängender Bewußtseinsinhalte. Es kostet uns eine starke Willensanstrengung, auch nur ein paar Sekunden lang eine Vorstellung im Blickpunkt des Bewußtseins zu halten. Wenn nun eine Vorstellung durch eine andere aus dem Bewußtsein verdrängt, also unbewußt wurde, so kann sie doch noch mit den ihr anhaftenden Gefühlen die Oberfläche des Bewußtseins beeinflussen, namentlich dadurch, daß sie sich gerne wieder in das Bewußtsein zurückbohren möchte.

Damit sind wir auch dem dritten Freudschen Begriff, der Verdrängung, in die Nähe gekommen. Geradeso wie die Tagesreste hat nämlich auch die unbewußt in uns aufbewahrte infantile Sexualität das Bestreben, sich durchzusetzen, sich auszuleben. Da aber das Individuum in seiner sozialen Existenz dadurch auf das schwerste gefährdet würde, bilden sich sehr starke Widerstände in ihm aus, die „Ichinteressen", die uns zum Teil in der Kindheit anerzogen werden, teils später sich von selbst einstellen. Diese sehr starken Widerstände drängen nun, im Dienste der Erhaltung des Ich stehend, die infantile Sexualität zurück, sie erlauben ihr gewissermaßen nicht, aus dem Zustand des Unbewußten in den Zustand des Bewußten zu gelangen. Aus diesem Widerstreit der Ichinteressen und dem Streben nach Befriedigung der Sexualität können nun unter besonderen Bedingungen leichte und schwere Erkrankungen entstehn. Da Freud das, was für die Ernährung der Hunger ist, für die Sexualität die Libido nennt, so kann man dies auch so formulieren, daß der Kampf der Ichinteressen mit der Libido, der die Erhaltung des Ich gleichgültig ist, wenn nur sie befriedigt wird, Ursache schwerer Erschütterungen des Gleichgewichtes im Haushalt des Ich werden kann.

Es ist leicht verständlich, daß namentlich Freuds Fassung der Sexualität leidenschaftliche Widerstände gegen seine Lehre erregt. Die Kultur unserer gebildeten Mittelstände ist ja so beschaffen, daß sie aus der Sexualität eine Art Geheimnis und partie honteuse des Lebens macht. Mag man sich immer eingestehn, daß drei Viertel des Lebens sich nur um die Befriedigung der Libido drehn; mag man immer zugestehn, daß ganze geistige Gebiete unseres Lebens, z. B. die Kunst, nichts als Sublimierungen unbefriedigter Libido sind; mag man auch zugeben, daß die Sätze Freuds: „eine Person erkrankt nur dann nervös, wenn ihr Ich die Fähigkeit ein-

gebüßt hat, die Libido irgendwie unterzubringen" und „bei normaler vita sexualis gibt es keine Neurosen" nur zu wahr sind, man muß deshalb doch so tun, als ob die Sexualität nicht existierte. Ob das nun gut oder töricht ist, ist hier nicht der Ort, zu untersuchen; es kommt hier bloß darauf an, zu konstatieren, daß es so ist. Und nun kommt Freud und macht die Sexualität ganz offen zum Mittelpunkt und beherrschenden Prinzip des Lebens! Er schreibt an mehreren Stellen, daß er es leicht gehabt und seiner Theorie viel Feindschaft erspart hätte, wenn er nur die Worte Sexualität und Libido vermieden, indem er sie etwa durch Eros in platonischem Sinn oder durch Liebe in der Bedeutung, wie der Apostel Paulus das Wort im Korintherbrief braucht, ersetzt hätte. Tatsächlich deckt sich ja seine Sexualität auch mit den beiden Begriffen. Aber, so schreibt er, es wäre dies ein Kompromiß mit Tagesmeinungen gewesen und in Sachen der Wissenschaft sei es unangebracht und gefährlich, Kompromisse zu schließen. Und es klingt stolz und selbstbewußt, wenn er hinzufügt: „Wer warten kann, braucht keine Kompromisse zu schließen."

Um nun zu zeigen, wie das Unbewußte und die Verdrängung in uns arbeiten, ist es vielleicht dienlich, Freuds Theorie des menschlichen Traumlebens heranzuziehn. Was hat es für einen Zweck, daß wir träumen? Freud geht davon aus, daß solche Wesen wie wir Menschen die Welt nicht aushielten, wenn wir uns nicht zur Erholung in regelmäßigen Pausen von ihr radikal abwendeten. Wir verfallen zu dem Zweck schlafend in denselben Zustand, in dem wir, ohne eine Ahnung von der Welt und ihrem widerlichen Kampf ums Dasein zu haben, uns in einer beneidenswert glücklichen Lage befanden, in die Lage im Mutterleib vor der Geburt. Schlaf ist Streben nach Wiedererlangung dieser Lage, daher schließen wir im Schlaf alle Sinnespforten ab, daher suchen wir gleichförmige Wärme, daher ahmen wir die körperliche Lage, die der Embryo im Mutterleib hatte, schlafend möglichst nach. Und alles, was das Leben uns an Erfahrungen hat erleben lassen, lischt im Schlaf aus. Aber die Abwesenheit des Wachbewußtseins benützt dies infantile Unbewußte in uns, um sich zum Bewußtsein durchzuringen, um auch einmal aus seiner Verdrängtheit an die Oberfläche zu kommen. Es entspinnt sich im Schlafenden ein Widerstreit zwischen den Hemmungen, die das Ich uns gegen die Herrschaft des Sexuellen angezüchtet; wir würden erwachen, im Schlaf gestört, wenn das Unbewußte zur Herrschaft gelangte. Darum biegen die Hemmungen das Unbewußte, damit es nicht schlafstörend werde, in Träume um, indem sie so den Wünschen des Unbewußten Erfüllung zu verschaffen suchen. Träume sind nach Freud nicht Schlafstörer

sondern Schlafhüter. Das, was wir träumen, sind nur Symbole, zusammengesetzt aus Tagesresten, hinter denen die Wünsche des libidinösen Unbewußten verborgen sind. Wer es versteht, diese Symbole zu deuten, der weiß auch, was dies Unbewußte in uns eigentlich ist und will. Freud hat nun auch eine recht schwierige Technik der Traumdeutung aufgestellt; es muß indes gesagt werden, daß es dem Laien oft recht schwer wird, ihm auf den Wegen seiner Traumdeutung zu folgen.

Es ist nun nicht allzuschwer, von Freuds Theorie des Träumens den Weg zu seiner psychoanalytischen Behandlung nervös Erkrankter zu finden. Es leidet jemand an der Zwangsvorstellung, daß er mehrere Male am Tag, ohne erkennbaren Grund, ohne selbst zu ahnen warum, zur Tür laufen und herausschauen muß; sonst aber ist er ganz normal. Jemand leidet an nervösem Druck im Kopf, ohne daß eine körperliche Veranlassung hiefür zu finden wäre; es gibt ja tausenderlei kleine nervöse Abweichungen von der Norm, die noch nicht als geistig krank, aber auch nicht mehr als normal gelten können, man denke an alle die unzähligen Erscheinungsformen der Hysterie. All das ist Freuds Arbeitsfeld. Schwere Fälle von Geistesstörungen entziehn sich nach seiner Aussage der Psychoanalyse in ihrer jetzigen Ausbildung. All die kleinen Störungen nun, wie sie eben angedeutet wurden, sind nach Freud Symptome, hinter denen irgend eine verdrängte Libido steckt. Der Psychoanalytiker hat nun die Aufgabe, aus den Symptomen auf die Natur der verdrängten Libido zu schließen. Eine langwierige und schwierige Arbeit, wie Freud sagt. Durch geschicktes Fragen muß der Arzt den Patienten dazu bringen, ihm selbst zu verraten, wo sein psychisches Trauma sich befindet; oft auch liefern die Träume des Patienten wertvolles Material dazu. Die Kranken setzen den Bemühungen des Arztes oft starke Widerstände entgegen, handelt es sich doch um Bloßlegung intimster Regungen und Erlebnisse. Hat der Arzt die Fährte gefunden, um erschließen zu können, was an Libido hinter den Symbolen der Krankheit steckt, so sucht er nun den äußeren Anlaß herauszubekommen, der die Krankheit auslöste. Wieder ein Stück schwerer Arbeit, da der Kranke ihn gar nicht mehr weiß, ihn auch nicht wissen kann, falls es ein infantiles Libidoerlebnis war. Ist auch dies gelungen, so muß der Arzt den Patienten jenes Erlebnis, das früher ihm unbewußt die Libido verdrängte, noch einmal, aber diesmal bewußt, erleben lassen. „Das entscheidende Stück Arbeit wird geleistet, indem man Neuauflagen jener alten Konflikte schafft, in denen sich der Kranke benehmen möchte, wie er sich seinerzeit benommen, während man ihn durch das Aufgebot aller verfügbaren seelischen Kräfte zu einer anderen Entscheidung nötigt". Dann schwinden die Symptome, der Kranke ist geheilt. Das Ziel der

Psychoanalyse ist also: Bewußtmachen des Unbewußten, Auffindung der Verdrängungen, Ausfüllung der amnestischen Lücken". „Der geheilte Nervöse ist ein anderer Mensch geworden, er ist so geworden, wie er unter den günstigsten Verhältnissen hätte werden müssen."

Der hauptsächlichste Einwand von medizinischer Seite gegen die Psychoanalyse besteht darin, daß Krankheiten, die Freud durch Psychoanalyse heilt, auch durch entzündliche Prozesse einer Hirnpartie oder durch chemische Einwirkungen infolge von anormaler Drüsensekretion entstehn können, in welchen Fällen die mit rein psychischen Mitteln arbeitende Analyse keinen Erfolg haben könne. Dem Laien fehlt natürlich jeder Einblick in das Gewicht dieses Einwurfes. Aber da die Psychoanalytiker auch tatsächliche Heilungserfolge aufzuweisen haben, könnte man vielleicht den Schluß ziehn, daß es nervöse Erkrankungen gibt, bei denen eine rein psychische Heilmethode am Platze ist. Wenn Freuds Methode auch nur einen Teil der unzähligen nervös Erkrankten heilen könnte, müßte man ihm dankbar sein, selbst um den Preis, daß wir unsere Einstellung zu dem Begriff der Sexualität einer gründlichen Revision unterziehn müßten.

## Aphorismen

Von E. Kalischer

Bevor die Kultur eines Volkes stirbt, zieht sie sich in ihre Politur zurück.

Leidenschaft gebiert Taten, Leidenschaftlichkeit allenfalls Reden.

Mehr als einmal hat den begabten Redner der beschränkte Schweiger überwunden.

Im Gebirge wie in der Gesellschaft wird dem Maulesel das Steigen nicht schwer.

Die Vergangenheit hat eine Paradies- und eine Höllenseite. Jene zeigt sich dem Fernrohr, diese dem Mikroskop.

## Neue Bücher und Schriften

**Nikolaus Gogols Taras Bulba** erschien im Rikola-Verlag in Wien in schöner Ausstattung mit 30 Holzschnitten von Karl Rössing, die wirkliche Illustrationen sind zu dieser unvergleichlichen Novelle. Sie sind mit außerordentlichem Temperament geschnitten und ganz aus der russisch-romantischen Sphäre der Novelle empfunden.

**Jakob Wassermann, Der Geist des Pilgers.** (Rikola-Verlag, Wien, 1923.) Jakob Wassermann hat einmal einen Dialog über die Kunst des Erzählens geschrieben.

In den vorliegenden drei Erzählungen ist sie geleistet mit einer Meisterschaft, die beinahe zu groß ist. Hier wo der Dichter gänzlich hinter seine Gestalten zurücktritt, wo deren Handeln durch die knappeste Darstellung greifbar wird, scheint es manchmal, als sei das sehnige straffe Fleisch der Sprache in seiner klaren Festigkeit gläsern und spröde geworden — und doch welche Komposition, welche Überlegenheit und vor allem welche Ehrlichkeit in der vollendeten, man möchte fast sagen, trotz der vollendeten Form. Hier ist das Kunstwerk größer als das Dichtwerk; Wassermann ist kein Genie, aber was ein ungeheuer formbegabter Schriftsteller, dessen Fühlen durch Tiefe (wenn auch nicht durch Getriebenheit wie beim Genie) wertvoll ist, leisten kann, hier ist es ins Große gestaltet.

**Paul Busson, Die Wiedergeburt des Melchior Dronte. Roman** (Nikola-Verlag, Wien). Das Stoffliche überwiegt in diesem Roman bis zur Unerträglichkeit, wobei alle Zeitströmungen und Visionen unserer weglosen Zeit laut werden, Okkultismus, Seelenwanderung, Jesus, der Teufel, Derwischtum usw. Der Held des Romanes besitzt die Fähigkeit, sein früheres Leben, das er in einem fremden Körper einmal gelebt hat, wieder zu erblicken, zählt die Wegposten seiner letzten Seelenverkörperung im 18. Jahrhundert auf und findet an dieser Erinnerung die Kraft zur sittlichen Vervollkommnung und zur Verschmelzung mit seinem besseren Ich, mit Gott. Wie dies nun künstlerisch gestaltet oder besser ungestaltet geblieben ist, bedeutet es geradezu ein Schulbeispiel für die Unvereinbarkeit dichterischer Entäußerung und einer Fabel, die bloß auf den unbeseelten Ablauf einer äußerst spannenden Handlung aufgebaut ist. Hier ist Handlung etwas Alleinstehendes, zusammengesucht aus hundert Anekdoten, die sich an Kraßheit oder oberflächlicher Weichheit übertreffen. Weil nirgend das Einmalig-Menschliche des Helden Ausdruck findet, ist seine Entwicklung unglaubhaft. Daran scheitert der Roman.

**Alfred Wolfenstein, Der Flügelmann. Eine Dichtung** (Karl Rauch, Verlag Dessau, 1924). Diese Szenenfolge formt kein menschlich-ewiges Gefühl, wenn das hier behandelte auch zu jeder Zeit möglich wäre — aber der Flügelmann einer gegen das aufrührerische Volk zum Schießen kommandierten Truppe, der es mit den Empörern hält und dabei einer inneren Verpflichtung dadurch zu folgen sucht, daß er zwar auch die äußere erfüllt, doch nicht ganz, d. h. daß er das Gewehr hebt ohne zu schießen, ist eine Figur, wie sie sich der Stammgast politischer Literatencafés vorstellt. Ihre Tragik ist nur ein im Widerstreit politischer Ideen gedanklich gefundener Ausweg. Ihr Muß ist eine Angelegenheit des Verstandes, weil die Darstellung an der Oberfläche bleibt und in keiner Weise das Innere enthüllt, wodurch erst Tendenz und Entwurf des Werkes zeitlos und zur Dichtung würde. Die Handlung ist hier Auswirkung einer Maxime; und wenn sich der Flügelmann im Schuldbewußtsein seiner inneren Lauheit erschießt, so fehlt wieder der seelische Grund dafür, weil der verstandesmäßige zu sehr überwiegt, trotz der großen Worte, die der Flügelmann benützt. Es fehlt das Blut in diesem Buche.

Das zweite im selben Verlage 1924 erschienene Buch des Verfassers **„Unter den Sternen'** ist, wenn auch noch nicht Kunstwerk, freier und geschauter, trotzdem der Anfang der kurzen Novelle durch philosophische Gedanken des Schriftstellers, nicht des Helden, beschwert wird. Ein Mangel dieses Werkes liegt in seiner Sprache, die eine außergewöhnliche Bildhaftigkeit erstrebt und dadurch nicht nur die Plastizität der Einzelheit aus dem Zusammenhang zu wenig sich abheben läßt, sondern ebenso den Gesamteindruck verwischt. Die Handlung beruht auch hier auf einem Problem, dessen Lösung gedanklich gefunden ist; Handlung und Darstellung suchen sie zu beweisen, bringen aber keine menschliche Motivierung aus sich hervor, weil ihnen eben als Ausgang eine feststehende Lösung diente und nicht sie selbst Lösung sind.

Interessant sind beide Bücher durch ihre Zeitgebundenheit. Wolfenstein, einer der führenden Lyriker der Nachkriegszeit, hat sich aus den im Jahre 1918 glaubhaften Reaktionsströmungen gegen Krieg und Gewalt nicht zu befreien vermocht. Was damals sinngemäßer erster Widerstand war, ungezügelt, aber hoffnungsberechtigend auf eine spätere Vertiefung, ist bei ihm unentwickelt geblieben. Das künstlerische Empfinden der Gegenwart ist romantisch, aber Wolfenstein hält noch immer bei der These dazu, bei der Forderung, ohne zum Lebendigen zu finden.

**Paul Kornfeld, Der ewige Traum. Eine Komödie** (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin). In dieser Komödie ist das ewige Sehnen des Menschen nach neuen Lebensformen und sein Glauben an die für immer erlösende Macht der erträumten dargestellt in ihrer ganzen Aussichtslosigkeit und Oberflächlichkeit. Der große Menschenhaufe sieht in einer bestimmten äußeren Ordnung das Heilbringende und vergißt auf den bewegenden Geist; deshalb ist sein Streben seicht und für die Komödie verwertbar.

Kornfeld läßt in der öden Luft eines Weltverbesserungsvereines, der die Abschaffung der Ehe fordert, die Vision des Gegenteils erstehen, einer Menschheit, die eingespannt in einen staatlich geregelten Zeugungsdienst sich gerade nach der Ehe, also nach den Bindungen sehnt, welche jene Vereinsmitglieder als unerträglich empfinden. In beiden Fällen wirkt die vertretene Idee unglaublich neu, weltumstürzlerisch und scheinbar befreiend. Der Träger des wahrhaften Menschentums ist ein junger Mann, der ein Mädchen liebt und mit diesem zusammen zu leben wünscht, entgegen dem Gesetz, das ihm die Geliebte nur für eine einmalige kurze Zeit zubilligt. Was bei ihm noch echte Liebe ist, wird bei seinen Genossen schon zur Ehe. Das Schema tötet das Leben und reizt zum Widerstand heraus.

Dies ist die philosophische Wahrheit der Komödie, welche — seltsam wie auch hier Lehrhaftes und Gedankliches stark eingemischt ist — sich in einer außerordentlichen Beobachtung und Wiedergabe verkörpert, ohne mit ihnen ganz zu verschmelzen. Die Milieudarstellung, besonders in den Volksszenen, ist greifbar und bewegt; wenn darüber doch ein Mangel fühlbar bleibt, so liegt das in der Idee, die dem Stücke zu Grunde gesetzt ist, und in der Ausschließlichkeit, mit der hier ein geistreicher Einfall verfolgt wird. Die Komödie wird arm daran, doch gibt sie Raum für die Hoffnung, daß Kornfeld noch Bedeutenderes schaffen wird.

**Franz Karl Ginzkey, Die Reise nach Komakuku** (Rikola Verlag, Wien, 1923). Geschichten aus seltsamer Jugend nennt Ginzkey diesen Band, obgleich seine Jugenderlebnisse, durch das Bewußtsein seines Schriftstellertums und die nicht ungerne getragenen Fesseln der Kadettenschule und des Offiziersberufes bestimmt, nicht sonderlich seltsam und aufregend verlaufen. Die Geschichten sind ruhig erzählt. Heinrich Zillich

**Josef Ponten, Der Jüngling in Masken.** Fünf Erzählungen aus einem reifenden Leben (Kiepenhauer, Potsdam).

Je näher einem ein Dichter steht und je eigenartiger, umfassender sein Geist, desto zurückhaltender, gewissenhafter wägend wird man über ihn zu anderen sprechen, wenn aus keinem anderen Grunde, so um nicht durch die persönlich bedingte Einseitigkeit und Begrenztheit des Urteiles ein unvollständiges und dadurch leicht falsch wirkendes Bild von ihm entstehen zu lassen. Zieht man es deshalb vor, den Dichter unmittelbar durch ein Werk bekannt zu machen, so wird die Verantwortlichkeit vom eigenen Gewissen auf das des Lesers geschoben. Doch nicht ganz, denn immer noch bleibt die Wahl des gebotenen Werkes zu vertreten. So gut nun die im Klingsor veröffentlichte Erzählung Pontens als solche auch ist, glaube ich doch nicht, daß sie imstande wäre einem Leserkreis, der ihn noch gar nicht kennt, einen richtigen Eindruck nicht nur von der

literarisch-ästhetischen sondern auch kulturellen Bedeutung seines Schaffens zu vermitteln. Ungeeignet Pontes zu vertreten, scheint sie mir, weil sie bloß eine Wurzel seiner Kunst aufdeckt, die triebhaften erd- und blutverbundenen Erlebens, das durch den Kontrast der straff geistigen Form der Sprache nur verstärkt, nicht ausgeglichen scheint.

Schwer will auf den ersten Blick das allen Erzählungen zu Grunde liegende Gemeinsame sich bestimmen und aussprechen lassen, so unmittelbar es auch zu erfühlen ist. Nicht gemeint ist die Bindung, die diese Erzählungen zum Teile eines Romans eint, (2. Band des Romanes „Salz, ein Roman in Verkleidungen", dessen 1. Band, „Der Knabe Vielnam", Szenen einer Jugend; der 3. und letzte Band noch nicht vollendet) nicht das Gemeinsame, was durch diese besondere künstlerische Absicht geschaffen wurde — das ist verhältnismäßig leicht auch hinter den mannigfachen „Verkleidungen" dieses suchenden, rufenden Geistes aufzuspüren; nicht dies ist also gemeint, sondern was auch dieser ganz bestimmten ästhetischen Einheit unwillkürlich den besondern Stempel aufdrückt: die bleibenden, bestimmenden Züge seines künstlerischen Wesens und Schaffens.

Betrachten wir daraufhin die Erzählungen. Die letzte des Bandes „Das Auge des Pferdes" scheint mir mit der veröffentlichten ersten gewissermaßen die „Atmosphäre" zu teilen; dort die triebgedrängte, unerwachte und ungehemmte Seele der Kinder, hier die des Pferdes. Die Erlebnisse, durch die Vereinfachung die sie im Spiegel seiner Seele erfahren, wunderbar packend, erschütternd. Und nun treten wir aus diesem schweren, triebhaften Dunst- und Anschauungskreis auf einmal in den lichten, feinen Äther der „Unterredung im Grase." Geist- und anmutvollster Plauderton zaubert wie tändelnd die ganze reiche, zarte, verästelte Gedanken- und Gefühlswelt dieses Jünglings und Mädchens obgleich aus feinsten Andeutungen gewoben doch triebhaft frisch und faßbar vor uns; aber nur mit dem Schein hätte sich begnügt, wer unter dieser sommerlich heitern Oberwelt nicht das seltsam pochende Leben und Regen der Unterwelt, das auch zum Sein gehört, erfühlte. So steht es aber um die meisten Schöpfungen Pontens: Mensch, Umwelt, Begebenheit, so klar und greifbar sie erscheinen, sind doch nicht herauszulösen aus tiefer reichenden Verwurzelungen, in denen erst ihr eigentliches Leben webt, deren Tiefe durch ihre Resonanz ihnen erst den vollendeten Ton und ganzen Bedeutungswert verleiht. So auch in der, in seltsame Traumwirklichkeit, in „bluthaftes Träumen" eingesponnenen Erzählung „derselbe oder: die Geschichte der Narbe," in der die uralte Menschheitsfrage nach der freundlichen Zweiheit des „Ich" lebensvollste Gestalt gewinnt. Der doppelte Ideenkern der wertvollsten Erzählung dieses Bandes hat im Titel symbolhafte Verdichtung gefunden, „Weißbrot oder: Der Überstieg über die Alpen." Weißbrot als Sinnbild von „Des Magens Traum und Sehnsucht," als Inbegriff aller Annehmlichkeiten des Lebens, und dieser Traum wird überwunden durch den Willen zum Hunger, der da ist „die Folge, Wirkung und Tugend einer Seele mit edlen Ansprüchen." Doch der Mensch, der die Versuchungen des „Weißbrotes" zu verkörpern schien und als solcher abgelehnt wurde, wandelt sich vom luxuriösen zum unentbehrlichen schlichten „Brot des Lebens"; und diese Wandlung und was aus ihr folgt versinnbildet „Der Überstieg über die Alpen." Die Alpen, diese Scheidewand zweier Welten, als Symbol für das Getrenntsein der Wesen: „Achten wir die heilige Geographie unserer Seelen!" Doch eine Möglichkeit gibt es, sie ungestraft zu überwinden. Diese Einsamkeit des Wesentlichen, die Schutzwand der Selbstbehauptung eines jeden höhern Menschentums: Wenn ihr Fall nicht mehr Preisgabe, Niederlage, sondern Sieg durch Hingabe in Liebe bedeutet. Ewig-Menschliches in den Bedingtheiten und Verkleidungen unserer Zeit, das ist Inhalt und Vorwurf von Pontens Schaffen.

Hauptwurzeln, daraus es erwächst, sind drei: Die Kraft urhafter Triebe, blutvollen Erlebens, gesunder Erdverbundenheit, oder kurz: Blut, als Nährstoff; als bewegende Kraft ein, bei aller scharf scheidenden Erkenntnis nie zersetzender oder resignierender, sondern neudeutender, aufbauender Geist, der mit überlegener Selbstbeherrschung und kraftvoll beschränkender Zusammenfassung zur formbildenden Zucht sich bindet. Die Sprache als natürliche Frucht dieser drei Wurzeln: von robuster Gedrungenheit, vorwärtsdrängend, das Wesen der Dinge packend, jeder Satz durch Fülle der Gedanken zur straffsten Spannung geschwellt und trotz herrschender herber Geistigkeit von gesunden Sinnen, Leidenschaft und wahrem Gefühl bis zur kraftvollen Süße alten Weines durchglüht.

Aus vorliegendem Bande möchte ich drei Stellen, die als Motto über Pontens Schaffen stehen könnten, wörtlich hersetzen:

. . . . Aus schwarzem Nichts schießt wieder der Gedanke
und schmettert vor dich hin Gesetz und Form.
Da hast du deine Tafeln, Sklave! Lies! —
Wie mir so dir, o Leser! Merk dies!

—

„Schlicht und unerhört menschlich sein . . . das begehre ich."

—

„Askese am Banalen aus Liebe zum Sinnvollen."

—

Ist es zu viel gesagt, wenn ich in Pontens Schaffen die Ankündigung einer zu neuen Hoffnungen berechtigenden deutschen Geistigkeit — wurzelnd in den Gründen der Natur, die Krone den Höhenwinden aller Zonen frei hingeboten — sehen möchte? In mein Hoffen mischt sich in seltsamer Weise Wunsch, Bangen und Zuversicht; welcher Art diese ist, möchte ich mit Dostojewskis Worten über seinen Aljoscha Karamasoff umschreiben: „. . . die Sache ist die, daß er, obschon er schließlich auch ein Wirkender ist, doch ein unbestimmt Wirkender, gewissermaßen unausgesprochen, also unklar bleibt. Übrigens wäre es auch sonderbar, in einer Zeit wie der unserigen von den Menschen Klarheit zu verlangen." Und . . Ein „Sonderling" ist nicht immer ein Privatfall und eine Absonderung, sondern im Gegenteil, es kann vorkommen, daß manchmal gerade er das Mark des Ganzen in sich trägt, die übrigen Menschen seiner Epoche dagegen sich alle aus irgend einem Grunde mit einem gewissen aus der Fremde wehenden Winde vom Ganzen losgerissen haben . . . .

Erwin Neustädter

**Deutsche Akademiereden.** Herausgegeben von Fritz Strich. (Meyer & Jessen, München, 1924.)

Einleitungen zu Sammlungen dieser Art sind oft Gemeinplätze, manchmal Entschuldigungen, selten mehr als angenehme Zugaben. Kaum jemals aber kommt es vor, daß eine Einleitung das Wesentliche, das was der seiner Aufgabe gewachsene Kritikus eigentlich sehen und aussprechen müßte, bereits zum Ausdruck bringt. Fritz Strich — der bedeutende Münchener Literarhistoriker — sagt in knappen, klaren Worten Unübertreffliches!: Zweck dieser Sammlung von akademischen Reden sei, die Bedeutung aufzuzeigen, welche der Geist der akademischen Anstalten und Persönlichkeiten — und zwar in Deutschland, im Gegensatz zur französischen Akademie — besitzt. Bedeutung komme aber den akademischen Würdenträgern in Wahrheit erst zu, wenn sie wahrhaft Wissenschaftler, im besten und auch modernsten Sinne des Wortes, seien. Aufgabe wahrer Wissenschaft sei es, zweckfrei, aber ziel-haft zu sein. „Zwecklosigkeit ist Freiheit, Ziellosigkeit ist Tod." (Ein prächtiges Wort, das man den methodologischen Arbeiten Max Webers als Motto voransetzen könnte!) Die deutsche Wissenschaft im

19. Jahrhundert aber habe mit den Zwecken auch die Ziele aus dem Auge verloren, sie sei zur toten Gelehrsamkeit geworden. „Der Stoff erdrückte einen Geist, der die Aktivität verloren hatte, und die Masse droht mit Chaos, wenn sie nicht vom Willen zum Ziel gewiesen wird. Da nun wiederum zeigen die Reden ihre hohe deutsche Sendung und beweisen, daß der aktive Geist der deutschen Wissenschaft wohl schlummern konnte, aber nicht erstarb." — Die vorliegende Sammlung ist denn auch selbst eine wahrhaft kulturpolitische Tat von eminenter Bedeutung. Fritz Strich, der an Nietzsche geschulte geistvolle Denker und Künder deutscher Geistigkeit, will, nicht negativ, nur kritisch, vielmehr: indem er, in seinem Sinne schon Geleistetes ins hellste Licht rückt, zu seinem Teile dazu beitragen, daß wir alle den Alexandrinismus fruchtlosen philologistischen Gelehrtentums überwinden lernen. Das aber ist Aktivismus edler, weil wirklich wirkender Art!

Was nun bringt der vorliegende Band?: An erster Stelle: Schillers akademische Antrittsrede, „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?", die tiefschürfende, philosophische Denkerleistung, diese köstliche Philippika gegen die „Brotgelehrten," an der Schopenhauer seine helle Freude sicherlich gehabt! Dann: Friedrich Jacobs' prachtvolle, heute so zeitgemäße, Studie: Über die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit, eine von humanem Geiste erfüllte Mahnung und Warnung vor falschem Asketentum. Den prächtigen alten Friedrich Theodor Vischer aber sehe ich leibhaftig vor mir, in der „Akademischen Rede zum Antritte des Ordinariats" (ein Lehrstuhl für Ästhetik war in Tübingen neu errichtet worden, und es war also eine wirklich feierliche Gelegenheit!) sagt er den lieben Kollegen köstlich die Wahrheit (turnen sollt ihr, schwimmen — und nicht nur spazieren gehen! -- sein ceterum censeo!) „Das Prinzip der Ethik kann in diesem Zusammenhange so gefaßt werden: Der Mensch soll, während er sich immer reiner zum Geiste bildet, sich ebensosehr als Natur erhalten," auf daß „in ihm nicht eine Arabeske, ein Schnörkel der Gattung, sondern die Gattung selbst zur Erscheinung komme." Also wird — schon lange vor Karl Marx — der gute Hegel wieder „auf die Beine gestellt."!

Ignaz von Döllinger's Rede, gehalten in der Festsitzung der Münchener Akademie im Jahre 1881, „Die Juden in Europa", ist von wahrhaftem Ethos durchglüht; ein großer Historiker, ein lauterer, das Beste wollender, Mensch zeigt — selbst erschüttert und darum ergreifend, die Leiden der Juden, die sie durch die Jahrhunderte in der Diaspora durchkosten mußten, auf. Unser Wahlspruch sei und bleibe das Wort der Sophokleischen Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da." Man sollte gerade in dieser Zeit sich etwas mit der Rede von Döllinger befassen!

Adolph Wagner, der große „Katheder Sozialist" („Die akademische Nationalökonomie und der Sozialismus") zeigt mutig, logisch, mit eindringender Schärfe, warum „die" „Wissenschaft" sich mit dem Sozialismus befassen mußte. Adolph Wagner ist wohl der scharfsichtigste Kritiker insbesonders der Marxistischen Doktrin. Sein Ziel: die Volksgemeinschaft hochstehender freier Menschen, in der jeder, der arbeitet, auch leben kann, indem jedem, der krank oder durch Alter und Invalidität untauglich geworden, wirksamer Schutz und Hilfe zuteil wird; es ist auch das unsere!

Ernst Tröltsch, der leider schon Dahingegangene, spricht über „Religion und Wirtschaft" (1913). Wie kaum ein anderer weiß Tröltsch Beziehungen aufzuzeigen. Beachtenswert seine Schlußworte: „Der moderne Wirtschaftsmensch hat keine religiöse Heimat mehr, .... und es ist sicherlich eine der entscheidenden Zukunftsfragen, ob und wie er eine solche geistige Heimat wieder wird finden können. Wir können uns nicht verbergen, daß wir heute keine wirkliche Antwort auf diese Frage haben. Es ist

die große Aufgabe der Ethiker, Philosophen und Theologen, sie zu suchen und zu finden, und sie werden auch vermutlich nur Antworten finden, die nicht aus der reinen Idee konstruiert sind, sondern aus einer in der Praxis schon begonnenen Verwebung von Religion und Wirtschaft hervorgehen." Tröltsch ist einer der größten Kulturphilosophen unserer Zeit, er konstruiert nicht im luftleeren Raum; die Amplitüde — die Spannweite — seines Geistes reicht so weit, daß er, der von der Realität ausgeht, wieder zu ihr zurückzuführen vermag! Den Band beschließt eine etwas rhetorisch gehaltene Betrachtung „Neujahr 1900", des Wilamowitz-Möllendorf. Doch: ich habe rein subjektiv das mir besonders interessant Erscheinende hervorgehoben. Eine Inhaltsangabe vervollständigt das Bild. Johann von Müller spricht „Ueber den Untergang der alten Völker", Schelling „Ueber das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur", Christian Lobeck „Ueber die Hoffnungen, welche sich an die königliche Verheißung einer freien Verfassung knüpfen", Georg Beseler „Ueber die Stellung des römischen Rechts zu dem nationalen Recht der germanischen Völker"! Gustav Droysen ist vertreten mit einer „Rede zur tausendjährigen Gedächtnisfeier des Vertrages zu Verdun", Heinrich von Sybel hält einen Vortrag „Ueber die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit", Jacob Grimm's „Rede über das Alter", Ernst Curtius „Rom und die Deutschen" sind besonderer Beachtung wert, Du Bois-Reymond's berühmte Rede „Ueber die Grenzen des Naturerkennens" ist mit Recht in die Sammlung aufgenommen. Adolf Harnack spricht über „Martin Luther in seiner Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft und Bildung". Er zitiert die wundervollen Worte über Martin Luther

„Er trug den Kampf in breiter Brust verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt;
Sein Geist war zweier Zeiten Schlachtgebiet,
Mich wunderts nicht, daß er Dämonen sieht."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dieses Sammelwerk ist ein Symbol deutschen Geistes, wie kaum ein anderes!

Kurt Zarek

# Rundschau

**Musikdirektor Novak als Gastdirigent in Kronstadt.** Der glückliche Einfall, Novak als Gastdirigenten der Kronstädter Philharmonischen [redacted]

[redacted]

hat, sein [redacted]

Es [redacted]

Egon Hajek

**Klingsoratorisches.** J—. wählt diesen witzigen Titel, um im Siebenb.-Deutsch. Tageblatt vom 11. Juni nochmals auszusagen, daß ich dilettantisch eine Sache betrachte, die er vierzig Jahre lang beruflich und infolgedessen richtig beurteilt.

Ich finde aus seinen Ausführungen die „schmerzliche Erkenntnis, daß man — wie Jacobsen so treffend sagt: Kein einziges Hindernis aus der Welt hinausträumen kann"; kein Hindernis, zu dem vierzig Jahre gleichbleibender Entwickelung für einen Kritiker werden, der in einem Jahre ganz neue Verhältnisse zu betrachten hat und nur die alten sieht.

Aber selbst diese Erkenntnis ist unwesentlich, — trotzdem sie mir das Verständnis für J—. ermöglicht — weil eine ganz andere mir die Schwierigkeit unserer Auseinandersetzung klar macht und die ist das Bewußtsein, daß sich J—. in das Streben eines Menschen, wie ich es bin, nicht einfühlen kann. Er sieht als ein Mensch, der Hindernisse und dann erst Ziele erblickt, nicht ein, daß es Menschen gibt, die Ziele haben, ob nun Hindernisse da sind oder nicht. Er ist der „Kenner", ich der Sucher.

Aber damit der Einwand, daß ich blind für Hindernisse sei und in den Wind fechte, nicht nochmals wiederholt werde, bringe ich Herrn J—. zur Kenntnis, daß der Plan zur Stabilisierung des Theaters auf einer Aktiengesellschaft von der Theaterleitung gefaßt wurde; gefaßt, unabhängig von mir; somit habe ich bloß ausgesagt, was in der Luft lag, und eine Lösung vorgeschlagen, die nun die offiziell Verantwortlichen auch für die beste halten. Ich bringe Herrn J—. weiter zur Kenntnis, daß Max Werner Lenz, einer unserer Schauspieler, dem Können und ehrlichstes Wollen zuzusprechen ist, beauftragt wurde, in Berlin Schauspieler zu werben. Damit hat diese Aufgabe ein Fachmann übernommen, der sie, wie ich ihn kenne, bewältigen wird, auch wenn er nicht von Reval, „einer reichen Handelsstadt" herkommt, — ich betone dies, denn J—. hält die Tatsache, daß ein Schauspieler auf einer großen Bühne war, als beweiskräftig für dessen Können.

J—. spricht immerzu, ich wolle Regisseure der großen Bühnen herholen; er traut mir tatsächlich ein solch unerfüllbares Wollen zu; ich aber habe stets nur betont, daß wir einen guten Regisseur brauchen, gleichgültig, wo er war — und der kann gefunden werden. Auch glaube ich, daß wir ihn hätten, wenn dieser Max Werner Lenz Regisseur würde, denn bei ihm ist reinstes Streben vorhanden in einer solchen Art, wie sie Herr J—. bei Schauspielern nicht kennen kann, weil er von den Verhältnissen der Vorkriegszeit aus das Theater betrachtet. Er weiß nicht, daß in der Gegenwart sich viele, außerordentlich begabte Schauspieler von den stabilen Bühnen, angewidert durch das Starunwesen, getrennt haben und in die Dörfer ziehen, um dort ein Theater zu spielen, wie es in den Großstädten in solcher Hingabe und Einheitlichkeit nicht mehr vorhanden ist. In diesen begeisterten Kreisen finden sich Künstler, die es ganz sein wollen, die entbehren können, um eines Zweckes willen, der in unserem kalten Jahrhundert beinahe lächerlich erscheint.

Die Frage der Operette erhält ihre Beleuchtung durch die Bilanz des letzten Spieljahres — das ist meine Entgegnung für J—., der auf die vermeintlichen Kassenerfolge solcher Belustigungen pocht. Daß die Operette aufrecht erhalten werden muß, weil sie Zeit zum Einstudieren der Schauspieler freimacht, ist ein Einwand, der durch entsprechende Festsetzung der Proben beseitigt wird, wie es M. W. Lenz in einer Eingabe an die Theaterdirektion gezeigt hat. Seinen Plan zu wiederholen, fehlt mir der Raum.

Was aber sagen Schauspieler zu meinen Theatervorschlägen? Mir schrieb Lenz: „Ich bin gewiß, daß das, was mich zu innerst bewegt, was ich mit aller Hingabe in Form zu fassen suche, auch Sie bewegt: die Frömmigkeit und Andacht vor dem lebendigen Geschehen. Ich habe selten eine geistige Äußerung mit solcher Freude, und so unbedingtem Ja! gelesen . . . ." Und weiter sagt er nach Aufzählung der Schwierigkeiten, die dem Theater entgegenstehen, wobei er noch ganz andere nennt als J—.: „Trotzdem ist hier eine Bühne möglich, wie es wenige in Deutschland gibt . . . . Ich fühle mich Ihnen geistig herzlich verbunden. Wir brauchen den Klingsor! Er ist das stärkste Brett unter unseren Füßen."

Warum sagt dies einer, der Gefühl und Wissen besitzt? Weil er weiß, daß wir nicht gerügt haben, um Krawall zu machen, sondern um etwas zu vertreten, was uns allen nottut.

Nun möge J—. wieder Zarathustrageſten feſtſtellen! Heinrich Zillich

**Herr Hauptſchriftleiter Dr. Fritz Theil** bekennt ſich in einer privaten Zuſchrift an mich als Verfaſſer des Artikels vom 27. April d. J. in der „Deutſchen Tagespoſt", wobei er ſagt, daß ihn der Ton meiner Entgegnung (Die „Entwurzelten", Heft 3 des Klingſor) davon abhält, öffentlich zu antworten. Er ſagt weiter wörtlich:

„Zu Ihrer perſönlichen Information beehre ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich für alle in der Tagespoſt erſcheinenden Aufſätze (ganz beſonders aber für alle ungezeichneten Aufſätze) perſönlich die Verantwortung trage, wie auf der letzten Seite des Blattes täglich mitgeteilt wird. Ich zweifle nicht daran, daß Sie nach Kenntnisnahme dieſes Sachverhaltes in Ihrer Zeitſchrift den Vorwurf zurückziehen, daß die Annonymität der Beſprechung Ihrer Zeitſchrift auf einen anderen Grund zurückzuführen ſei, als die bei Zeitungen übliche Gepflogenheit, von der Redaktion ſtammende Aufſätze nicht zu zeichnen."

Ich nehme all dies zur Kenntnis und bringe es hiemit in die Oeffentlichkeit — allerdings nicht ohne den Einwand, daß Artikel, die, wie der von Dr. Theil, im Feuilletonteil ſtehen, nach der bei Zeitungen üblichen Gepflogenheit mit Namenszeichnung oder Kennmarke des Verfaſſers verſehen ſind, welcher doch vor dem verantwortlichen Schriftleiter für ſeine Aeußerungen einzuſtehen hat. Jetzt erſt weiß ich, daß die „Deutſche Tagespoſt" hiervon eine Ausnahme macht. Intereſſant aber wäre zu erfahren, wann Herr Dr. Theil ſeine ſelbſtgeſchriebenen Aufſätze mit „Dr. Th." unterzeichnet und wann nicht.

Heinrich Zillich

## Mitteilungen der Schriftleitung

Es iſt uns gelungen, Renè Schickele, einen der bedeutendſten Dichter des heutigen Deutſchland, zur Mitarbeit an unſerer Zeitſchrift zu gewinnen. In dieſem Hefte erſcheint ein Beitrag von ihm: „Das alte Straßburg". Etliche ſeiner Gedichte werden wir demnächſt veröffentlichen.

Druckfehlerberichtigung: Im vorigen Hefte ſoll es auf Seite 102, letzte Zeile, ſtatt „-Portheim" heißen „Poſtheim" und auf Seite 98, 1. Zeile der 2. Strophe, ſtatt „Wo aber ackern wir?" richtig „Wo aber ankern wir?"

*

Der Kunſtſalon unſeres Verlages iſt für die Zeit vom 19. Juli bis Ende Auguſt für künſtleriſche und kunſtgewerbliche Ausſtellungen frei. Auskünfte erteilt unſere Geſchäftsſtelle, Kronſtadt, Flachszeile 31, Telefon 549.

Büchervermittlung durch unſeren Verlag! Wir machen auf dieſe neue Einrichtung aufmerſam und bitten die Leſer unſerer Zeitſchrift, hievon Gebrauch zu machen. (Siehe erſte Inſeratenſeite).

Kammerſänger Franz Steiner teilt unſerm Konzertbureau mit, daß es ihm unmöglich war, ſeine rumäniſche Tournée in der vergangenen Saiſon abzuhalten. Im kommenden Herbſte dagegen können wir ſicher auf ſeinen Beſuch rechnen.

Alle in unſerer Zeitſchrift beſprochenen Bücher können durch unſere Geſchäftsſtelle bezogen werden.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronſtadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingſor-Verlag, Kronſtadt
Gedruckt bei Reiſſenberger & Co., Mediaſch

# Klingsor

Siebenbürgische Zeitschrift

1. Jahr | August 1924 | Heft 5


## Der Weg

Von Richard Billinger

Für Hans Eder

Seltsam liegt ein Stein am Rand,
am Wegesrand gleich einer Hand.

Das Dorf liegt ferne schon in Nacht.
Ob mir hat sich der Mond vollbracht.

Ja, diesen Weg ging ich als Kind
und geh ihn jetzt im Ruhewind.

Er hält den Wandrer treu und fest.
Gar nie er ihn zum Abgrund läßt.

Der Vorfahr ging ihn Tag und Nacht.
Der Weg hat ihn geführt, bewacht.

Und als ich aus der Irre kam,
er still den Lauf von Füßen nahm.

Ich geh ihn leise wie im Traum —
er gibt noch meinem Herzen Raum!

# Die Reise zum Phönix

Novelle von Walter G. Hartmann

Der Alchemist Berthold war ein sehr alter Mann von 35 Jahren. Angewöhnte Greisenhaftigkeit beugte seinen jungen Körper. Tagaus, tagein saß der Gelehrte in seiner Bibliothek oder schlürfte zwischen den Öfen und Tischen seines Laboratoriums umher, wo die Phiolen funkelten und vogelähnliche Retorten im Dampf davonzufliegen schienen. Durch die blinden Fenster der Arbeitsklausen drangen nicht die unerwünschten Bilder der Außenwelt.

Der Kurfürst, in dessen Residenzstadt er schon zehn Jahre solchermaßen lebte, suchte ihn dann und wann im Rauche der magischen Feuer auf. Dann versanken die beiden Herren in vielen Dämpfen und Gerüchen, im Klirren der Gläser, im Zischen der Kolben, und die geheimnisvolle Arbeitslust hielt sie bis in späte Nacht beisammen bei Destillieren, Sublimieren, Reverbieren, Coagulieren und was dieser Worte noch mehr waren, die sie von Zeit zu Zeit sich zuriefen. Auf gelben Papieren verlängerten sich immer schwieriger die Zeilen, um den Namen oder das Planetenzeichen und die Gewichte der eingeschmolzenen Metalle festzuhalten. Aber, soviel man wußte, war noch aus keiner Mischung das Goldbäumchen gewachsen, hatte auch das reinlichst geläuterte Queckfilber noch nie das zarte Pülverchen der Tinktur herausgebrannt, das die Metalle in Gold zu verwandeln vermöchte.

Doch wäre es falsch gewesen, wenn man einigen erzürnten Hofleuten nachgesprochen hätte, daß Berthold ein Alchemist des Kurfürsten sei, etwa gar zu diesem Amte mit einer Pension versehen. In Wahrheit laborierte er ganz nur für sich selbst oder besser: ganz nur für die Gelehrsamkeit, die sich ihm aus dem immer vollgestopften Hirn in die erprobenden Hände drängte; und nichts als eine erlauchte Neugier, die er sicherlich Wissenspflicht benannt hätte, beherrschte ihn in unverminderter Stetigkeit nun schon lange Jahre. Für alle anderen Triebe einer töricht sich gebärdenden Welt der Nichtswisser war er mehr und mehr abgestorben.

Ob er wohl noch wußte, daß hinter seinem Hause ein Gärtchen grünte, in dem Jasmin duftete und die breiten Dolden des Hollunders des Nachts kleine Mondscheiben aushängten? Ob er noch wußte, wie das Lied einer Amsel klang? Oder fiel es ihm etwa auf, daß Landsknechte in neuen Farben und Wämsen über den Markt schlenderten und mit den Mädchen unter den Lauben schäkerten? Ach, das Spiel der Liebe zeigten deutlicher und vernünftiger die Elemente in seinen Tiegeln.

Dort verwirrten doch nicht künstliche Leidenschaften und eigenwillige Kapriolen des Herzens die schöne Sachlichkeit des Vorgangs.

Und doch mußte Berthold, wenn ihn irgend jemand daran erinnerte, zugeben, daß er vor Jahren verheiratet gewesen sei. Nach kurzer Ehe von wenigen Monaten starb ihm die Frau im Kindbett. „Ja, das ist traurig," gab er mürrisch oder sonderbar kalt zu. Im Grunde aber vermißte er die Tote in keiner Weise, schien nie an sie zu denken oder auch nur zu wissen, daß er sie etwa gar einmal geliebt haben sollte. Schon zwei Wochen nach der Hochzeit, daran erinnerten sich einige Freunde der Eheleute genau, war Berthold in fast wahrnehmbarer Plötzlichkeit zu jenem gefühllosen Pergamenten- und Retorten-Wesen geworden, das nur gerade noch Essen, Trinken und Schlafen als einzige unumgängliche Forderungen der menschlichen Gattung mit dieser verbanden.

Auch er selbst war sich nichts anderes als irgend ein alchemistisches Werkzeug, mit dem, ebenso wie mit einem Löffel oder Trichter, die Elemente und Stoffe zusammengebracht und in die notwendigen Versuche hinein gefüllt wurden. Unterschiede sind Zufall.

Da wohnte nun freilich in der gleichen reichen und wohlbefestigten Stadt eine ältere Schwester von ihm, Gattin eines der ersten Ratsherren, die ab und zu vertrauten Freunden eine Erklärung dieser sonderbar verdorrten Jugend ihres Bruders zu geben gewagt hatte. Diese resolute Frau schwenkte ärgerlich die Arme, daß die feinen weißen Krausen flatterten, und fand auch durch die angedeuteten Gründe den Sonderling in keiner Weise entschuldigt. Nein, sie schalt herzlich und so, daß man ein gutes, wahrhaft bedauerndes Herz verspürte, diesen Gott mißfälligen Mann. Warum wohl erstickte er die lebendige Wärme des Menschen unter seinen künstlichen, rußigen Feuern?: weil ihn einmal ein Gefühl in jenen Jahren um zwanzig, als er dessen sehr wohl noch fähig gewesen, vor die unerklimmbaren Mauern der Enttäuschung geführt habe. Sie gab zu verstehen, daß ihr Bruder damals schwärmerischen Herzens ein Mädchen vor sich gesehen und es leidenschaftlich in seine Träume hinübergenommen habe als ganz gewiß ihm zugeteilte Gabe des Himmels. Entweder nun vergaß er über der Sicherheit des Traumes zu sehr das, was seine Verwirklichung erforderte und gar besonders unaufschiebbar bei dieser schönen und vielbegehrten Dorothea — oder sie selbst hatte ihn auch so entmutigt, daß seine Schüchternheit, die den schwärmend Verliebten so oft zu eigen ist, sich bereits als abgewiesen und ihrer ganz unwert ansah, — genug: Dorothea wurde nach zwei Jahren solchen ungeklärten Zögerns und herzbeklemmenden Träumens die lichte, gefeierte Gattin eines bekannten Kaufmanns in der benachbarten freien

Reichsstadt. Und diese doch wohl selbstverschuldete Enttäuschung, so mutmaßte die Schwester, habe ihren Bruder so freventlich das Leben aufgeben, ihn so gottlos verächtlich und fast wie ein launisches Kind sich zu Gelehrsamkeit eintrocknen lassen.

Leicht versteht sich, daß außer dieser Schwester liebender und betrübter Anteilnahme kaum noch andere Menschen an ihn dachten. Dazu war um so weniger Anlaß gegeben, als Berthold, keinem beklagenswerten Unglück ausgesetzt, in wohlgesicherten Verhältnissen ruhig die Jahre bei sich vorbeilaufen lassen konnte. Andererseits war es aber auch wieder die Schwester, die ihn gerade nicht bedauerte, als ein Ereignis ihn anfiel, das ihm Teilnahme Fremder eintrug, das aber die besser Teilnehmende fast bewillkommnete als einen mutig aufrüttelnden Boten aus der schon allzu lange vergessenen Welt der Schicksale.

An einem hellen Nachmittag nämlich kam im Laboratorium Bertholds ein Feuer auf, das in wenigen Minuten die Gläser mit Pulvern und Säuren weiterzündend zerstiebte und, als erst die großen Fenster zersprungen waren, von der heftigen Zugluft in die Bibliothek gepreßt wurde. Schnell kräuselten sich hier die Seiten der alten Bücher und Manuskripte auf, beißender Rauch quirlte empor und hinderte alle Löschversuche. Endlich war das ganze Häuschen niedergebrannt inmitten einer neugierigen Menge Volks, die sich noch Wunder versprach, ausfahrende Kobolde, schreiende Dämonen oder auch rettende Geister, bei diesem Zusammensturz des unheimlichen Alchemisten-Laboratoriums.

Berthold benahm sich während dieser Unglücksstunde sehr sonderbar. Als plötzlich mitten in ernster Arbeit hinter ihm mit einem kleinen hohlen Knall die Flamme ausfuhr, drehte er sich um und trat hinzu, dieses Phänomen zu betrachten. Er legte die Hände auf dem vorwärtsgebeugten Rücken in einander, stand eine Minute beinahe zufrieden vor dem geschwinden Lodern und murmelte: „Ich hab es immer gesagt: ein Stäubchen dies oder ein Stäubchen das hinzugetan, und das Älteste wird zum wildesten Neuen. Will denn Wissenschaft überhaupt etwas anderes, als den verborgenen Kräften helfen, aus den Verließen heraufzusteigen?“

Als aber die verborgenen Kräfte es an dieser Feststellung durchaus nicht etwa genug sein ließen, wie der Gelehrte vielleicht erwartet hatte, sondern, der fleißigen Vorbereitungen ihres vermeintlichen Herrn nicht achtend, überwild über die Tische griffen: da sprang Berthold hin und her, hin und her, ohne im geringsten zweckmäßig einzugreifen. Dreimal hatte er schon einen großen Zuber voll Wasser mit beiden Armen über den schwelenden Tisch erhoben, aber dreimal konnte er sich

nicht entschließen, ihn auszuschütten, weil zu viel Erden und Pulver dort in Tiegeln und Schalen standen, die der Nässe des Wassers nicht ausgesetzt werden durften. Dagegen zu verstoßen, blieb dem Gelehrten unmöglich auch noch, als schon längst der Inhalt der Gefäße aufpuffte, schmolz oder in erstickenden Dünsten dahinstarb. Von diesen hinausgetrieben, eine Brandwunde von zerplatztem heißen Glas auf der Stirn, lief er auf die Straße und rief, obwohl längst Nachbarn mit Eimern und Kübeln hin- und widerrannten, mehrmals: „Feuer! Feuer!" Dann stürzte er ins Haus zurück und warf sich wie ein wütender Feind den Flammen entgegen. Als Besonnenere ihn schon aus der Gefahr ins Freie gezwungen hatten, riß er sich noch einmal los, wühlte unerschrocken zwischen den glimmenden Büchern und trat endlich befriedigt hinaus zu den ängstlich Wartenden. Da zeigte sein Gesicht nicht die mindeste Erregung mehr, er schien sich ganz und gar mit diesem Ereignis abgefunden zu haben, ja fast erfreut lächelnd legte er die drei geretteten Pergamentbände vor sich hin und wusch sich Gesicht und Hände im Brunnen auf dem Platze. Eben stürzten Gebälk und Sparren zusammen, daß Asche und Funken stoben und noch einmal die Flammen sich anbliesen. Die Frauen schrieen auf, wahrscheinlich weil es ein aufregend schöner Anblick war; die Männer warfen die zwecklosen Eimer weg. Aber Berthold kehrte sich nicht einmal um.

Den dicken Doktor Dachs sahen viele seiner Mitbürger in dieser Stunde zum ersten Male in einem eiligen Schritt durch die Straßen laufen. Weiber hatten ihm schreiend berichtet, der Alchemist Berthold sei eben halb tot verbrannt und blutig geschlagen aus den Trümmern seines Hauses getragen worden. Doch wenn er nun hier so herbeigestürmt kam, daß er sich mit dem großen kühlen Porzellankopf seines Stockes die Schweißtropfen von Stirn und Nase streichen mußte, so trieb ihn durchaus nicht allein die Sorge für den Verunglückten an. Ach nein, einen Arzt rief man doch stets so dringlich, daß er in ständigem Trab hätte sein müssen, wenn man sich nicht beizeiten die Schickung in Gottes Ratschlüsse angewöhnt hätte, für die dann ein ruhiges Wandeln den schicklichen Ausdruck abgab.

Daß der Doktor Dachs so erhitzt in den Markt einbog, das lag an seiner Neugier und an der Erwartung, Außergewöhnliches zu hören. Während er dem geringfügig Verletzten aus den mitgebrachten Binden eine Art Turban aufbaute, suchte er durch hundert Fragen Genaueres von der Entstehung des Feuers zu erfahren. Es verriet sich bald, daß der Doktor an die Rache dienender Dämonen glaubte. Aber er erhielt nur sehr spärliche Antworten; denn der Patient machte unterdessen eine

seltsame Entdeckung: er mußte sich eingestehen, daß er nun schon einige Minuten mit höchstem Wohlgefallen die Berührung der nassen Binden und der behutsamen ärztlichen Hände an seinem Kopfe verspürt hatte.

„Habt Ihr nicht eine Stimme gehört?", — fragte der Doktor heimlich, — „eine ganz hohe und böse Stimme, ehe der teuflische Schwefeldampf das ganze Haus verschlang?"

„Nein!", sagte der Angeredete nur, denn er dachte gerade dabei: „Warum tut mir diese Sorgfalt so wohl? Doch vielleicht deshalb, weil ich seit zehn Jahren ganz vergessen hatte, daß es dergleichen gibt? Oder weil so still zu halten, mich an die Kinderzeit erinnert . .?"

„Es ist nur gut", — hatte Doktor Dachs das Thema weitergeführt, — „es ist nur gut, daß Ihr bei der Frau Rätin, Eurer Schwester, inzwischen doch ein gutes Unterkommen finden könnt."

„Ja, das ist ein Glück," gab Berthold zu und verschwieg dabei, daß ihm diese Sorge bisher noch garnicht eingefallen war.

Unermüdlich grub der Doktor mit dem Spaten seiner Neugier weiter: „Und wollt Ihr dann an der gleichen Stelle" — hier machte er eine längere Pause und schaute ängstlich nach der Trümmerstätte, aus der blaue Rauchsäulen stiegen und sich verkräuselten wie ein Spott irgendwelcher Geister, — „wollt Ihr später an der gleichen Stelle wieder aufbauen?"

Diese Frage traf den Beraubten so überraschend, daß er aufsprang, um sie sich selbst noch einmal zu stellen. Aber ein wunderliches Gestrüpp von Unlust ließ ihn von keiner Seite zu einer gut überlegten Lösung kommen. Schließlich mußte er sich schon zugeben, daß er jetzt überhaupt nicht an übermorgen und Weiter und Wieder denken mochte, sondern daß es ihm wohlgetan hatte, sich mit irgend einem Abschluß abgefunden zu haben. Ein Abschluß?, — wie seltsam. Dort lag doch das in Asche und kohligem Schutt, was zehn Jahre lang seine ganze Welt gewesen war!?

„Ja, Ihr habt Recht, lieber Doktor, das muß man sich überlegen. Ich, seht Ihr, ich weiß es noch nicht."

Ein Abgesandter des Kurfürsten erschien auf dem Platze und sah sich hochnäsig unter dem Volke nach Berthold um. Als die Bürger der schönen goldenen Livree ehrerbietig Raum gegeben hatten, sah er den Gesuchten mit seinen drei Pergamentbänden gerade sich in Bewegung setzen. Da lud er ihn im Namen seines Herrn ein, während seiner beklagenswerten Obdachlosigkeit im Schlosse Wohnung zu nehmen. Der aber rief nur heftig: „Nein, nein!", weil ihn der Gedanke an den Kurfürsten fast erschreckte als an etwas auch vor diesem „Abschluß" Gelegenes, und es ihm immer klarer wurde, daß man ihn mit Erinnerung

an das Alte, Verbrannte in Ruhe lassen müsse, da er ganz offenbar durch dieses Ereignis (das nur die Anderen Unglück nannten) in etwas Neues hinausgestoßen worden war. Höflicher setzte er dem Verdutzten dann endlich auseinander, daß seine Schwester ihn bereits erwarte, und daß auch dieses ihn betroffene Ungemach ihm nicht gestatte, die übermäßige Güte Seiner Durchlaucht so zu mißbrauchen.

Die goldene Livree trug ein versöhntes, gravitätisches Antlitz hinweg, und auch Berthold verließ den Platz, ohne noch Anteilnahme für die geretteten Stücke und Trümmer seines Hausrats zu zeigen.

Seine Schwester erwartete ihn wirklich und freute sich herzlich, als sie ihn ins Haus treten sah. Von dieser Wiederbegegnung mit der Welt anderer Menschen um ihn her, und wenn sie dem jungen Sonderling auch gewaltsam aufgedrängt war, versprach die Gute sich durchaus heilsame Folgen und begrüßte ihn in voller Ehrlichkeit deshalb ohne ein einziges Wort des Bedauerns.

Berthold zog sich schnell vor Gesprächen und Fragen zurück. Galt es doch über jenes Wörtchen „Abschluß" nachzudenken, das sich überraschend und bereits häuslich in ihm eingenistet hatte. Aber alles noch so pfiffige und gelehrte Experimentieren mit den feinsten Essenzen seiner Gefühle brachte ihm nicht mehr ein als wieder nur die Bestätigung der Tatsache: daß er sein Laboratorium und zehn gleichmäßig über die Wissenschaft gekrümmte Jahre als „das Alte" empfand; daß dieses Alte vor drei Stunden wegverbrannt war; und daß er die Treulosigkeit gegen dieses Bisherige, bei der er sich auf den Stufen des Brunnens überrascht hatte, auch jetzt noch nicht sich zum Vorwurf machte.

Zur Abendmahlzeit mußte er seinen stark versengten Überrock ablegen und dafür einen schönen, zimmetfarbenen des Hausherrn anziehen. Diese Verkleidung verstärkte zwar sein Unbehagen in der völlig entwöhnten Geselligkeit eines gemeinsamen Tisches; aber dafür verlor seine Nichte, ein Mädchen mit zwei hellen Zöpfen und zwei dunklen Augen jetzt die Scheu vor dem am Nachmittag so schreckend beschmutzten Onkel, von dem sie zwar vieles und Sonderbares gehört, den sie aber nie bisher gesehen hatte. „Ihr seid doch ganz jung, Herr Onkel, sagte sie zutraulich, und ich habe immer gemeint, Ihr müßtet ein alter Mann mit einem grauen Bart sein."

Dieses kindliche Wort ging ihm lange nach. „Ja, ich bin noch jung, wenn man es sich recht überlegt", gab der Gelehrte sich selbst zu, zugleich durch diese Tatsache beruhigt und selsam ungewiß erregt. —

In dieser Nacht, in dem hohen, behaglichen und stillen Zimmer, — nachdem er eben noch auf den Mitternachtsruf des Nachtwächters

und auf das Bellen des Hundes gelauscht hatte, erschien ihm, deutlich und leibhaftig: der Geist Desiderius. Der Geist Desiderius war ihm ein vertrautes Wesen, obwohl er sich ihm noch nie bisher gezeigt hatte. Der Kurfürst hatte oft von ihm als einer Art spiritus familiaris erzählt, und daß sein französischer Hofalchemist ihn zitiere, besonders wenn es vor Entscheidungen wichtige Fragen zu beantworten galt. Auch Berthold hatte bei Besuchen des Fürsten mit diesem versucht, im eigenen Laboratorium den Geist zu beschwören, aber den beiden allein gelang es nie. Der höfische Alchemist verstand sich wahrscheinlich besser darauf, das Geisterreich für seinen Herrn dienstbar und doch auch kommandierend zu machen.

Um diese Mitternachtsstunde wuchs also plötzlich der Geist Desiderius vor Berthold am Fenster auf, aus einer Lache Mondlicht hervor, die unterm schwebenden Ende des Vorhangs zitterte. Unerschrocken sprach der Alchemist ihn an, und der nächtliche Gast bestätigte, daß er Desiderius sei, und setzte in längerer und stockender Rede auseinander, daß er komme, ihm zu dienen. Endlich fragte er geradeheraus: ob er wünsche, daß morgen früh, an einer Stelle, die er nur wählen solle, sein Haus unversehrt aufgebaut wieder für ihn bereit stünde, in den Schränken alle Bücher mit allen eingelegten Zeichen, in den Tiegeln jede Mischung, in den Öfen alle leisen Feuer an der Arbeit unter den kochenden Lösungen, auf den Zetteln alle seltenen Formeln, — ganz so wie vor vierundzwanzig Stunden? Ob er das wünsche und wo, — denn er, Desiderius, vermöge es auszuführen.

In der Spannung dieser Stunde gab Berthold, ohne nur eine Sekunde zu zögern, die Antwort, über die er erst erschrack, als sie laut im Zimmer klang: „Nein! das wünsche ich nicht."

Der Geist schien zu hüsteln: „Warum nicht?"

— „Das weiß ich nicht." —

Die blasse Gestalt wartete einen Augenblick, dann rief sie: „Ungetreuer!"

Berthold richtete sich heftig auf und flüsterte: „Du sagst, daß du gekommen bist, mir zu dienen."

— „Was willst du?" —

— „Eben das ist es, was du mir sagen sollst!" —

Da wiederholte der Geist Desiderius nur noch einmal: „Du Ungetreuer!"

Ruhiger, aber sehr eindringlich, forderte der Mann im Bett wieder: „Ich will das Neue wissen, das ich schon fühle. Ich will sehen, was morgen oder übermorgen zu mir kommen wird, und das doch schon in mich eingedrungen ist. Oder schon immer in mir war? Sprich! Diene, Geist!"

Das Schemen lächelte bös: „Wir dienen bloß denen, die in unseren Kreis gehören. Für Ungetreue vermögen wir nichts." Und damit verschwand er.

Berthold aber ergriff in einer Aufwallung, der er sich seit vielen Jahren schon entfremdet meinte, die messingne Lichtputzschere vom Tischchen und schleuderte sie zornig verächtlich dem Geiste nach. „Langweiliger Schwätzer!" rief er, während das schwere Gerät zu Boden schlug und der Vorhang wallte, wo eben noch Desiderius gestanden hatte.

Sehr früh am Morgen erwachte Berthold, öffnete das Fenster weit der starken Morgenluft, hob die Lichtputzschere auf, die leicht verbogen zu seinen Füßen lag und legte sie bedenklich auf den Leuchter zurück. Während er sich ankleidete, wunderte er sich hilflos über sich selbst und die vergangene Nacht, schob aber entschlossen Grübeln und Rechtfertigung beiseite. Ohne daß jemand im Hause es gewahr geworden wäre, trat er auf die Straße hinaus und nahm eilig seinen Weg zu dem Irgendwohin, von dem er nur wußte, daß dort die Brandstätte seines Hauses sich nicht befände.

Der Tag verging unsagbar rasch. Ein wunderlicher Tag! Kreischende Schwalbenflüge begannen ihn. Er öffnete sich wie die Stadttore, durch die bäuerliche Planwagen mit Gemüsen und Mehlsäcken hereinfuhren, Vieh blökend stäubte, eine Reisekutsche rasselte und fünf kaiserliche Reiter trabten. Vom Wallgraben her flogen grasige Düfte herüber, aber man hatte nicht Zeit, in das Wiesenland und die Waldfernen hinauszuschauen. Er fragte in vielen Schneider-Werkstätten vor, bis er endlich zufällig einen passenden, fertigen Überrock von zarter blauer Farbe mit schmalen Pelzbesätzen gefunden hatte. Er wich vor dem Kirchplatz einer kurfürstlichen Karosse weit aus. Er kaufte beim Goldschmied eine zierliche Kette für das Töchterchen seiner Schwester. Er saß viel zu lange im bunten Münster bei dem halb-vergessenen Orgelsingen. Er sah, dunkel bewegt, einen Troß von zehn Wagen aus der Stadt hinausfahren, die, von einem Fähnlein schwerer Reiter begleitet, zu irgend einer Armee in irgend einem Kriege stoßen sollten. Er hielt sich mühsam zurück, als unter den Metzgergesellen auf dem Markte ein Gezänk entstand, bei dem ganz offensichtlich die Schuldigen die Oberhand behielten. Er ging und stand überall in tausend sehenswerten Bildern.

Ohne daß er es vorher überlegt oder gar beabsichtigt hatte, befand er sich plötzlich im Hause seines Universitätsfreundes Albrecht Schaffinger. Selbst dieser rüstige, weltgewandte Mann brauchte einige Minuten, um das Staunen über diesen allzu fremdartigen Besuch zu überwinden. Berthold wiederum bog erneuter Verlegenheit aus, indem er die Fragen

des Freundes nach dem gestrigen Unglück, nach den vielen Jahren der Abgeschiedenheit und den Plänen der Zukunft entweder kurz verschnitt oder auch garnicht zu hören schien. Obwohl es erst schwierig schien, mit diesem Gaste ein Gespräch zu führen, der nicht nur das Heute und das Morgen sondern auch das Gestern und selbst die aufgefrischte Gemeinsamkeit ihrer Jugendjahre zu berühren ablehnte, so fanden sie doch bald reichhaltige Freude an dem, was Albrecht von Stadt und Land gut und klug zu erzählen wußte, und an den fast spaßhaften Fragen, die der jahrelang Abgeschiedene nach bekanntesten oder längst enttauchten Geschehnissen stellte. Kurz, Albrecht Schaffinger, der gerade im Begriff gewesen war, in seinen Landsitz etwa drei Meilen vor der Stadt zu fahren, überredete den Freund leicht, mit ihm die Reise zu tun und in seinem lieblich gelegenen Schlößchen sein und seiner vorangereisten Gattin Gast zu sein.

Das Unerwartetste war diesem Manne gerade recht, der, aus allen geregelten Maßen losgebunden, nun von den abgelegensten Gegenden sich die zauberhaftesten Wege neuen Lebens versprach.

Im Reisewagen fuhren sie bei Bertholds Schwester vor, die den plötzlichen Entschluß nach anfänglichem Bedauern zu billigen schien. Einige wenige Habseligkeiten wurden aufgepackt, Aufträge gegeben und endlich keineswegs die drei aus den Flammen geholten Pergamentbände vergessen.

Am frühen Abend sahen die beiden Reisenden in einem Laub-erfüllten Tale dicht oberhalb des großen Flusses die erleuchteten Fenster eines gelben Schlößchens vor sich, das links und rechts von Gebäuden flankiert war, die teils im Wiederaufbau hinter Gerüsten, teils in Ruinen lagen. Gewiß ein noch ungetilgtes Erinnerungszeichen an den vor etwa drei Jahrzehnten zu Ende gegangenen großen Krieg, von irgend einer schwedischen, kaiserlichen, französischen oder kurfürstlichen Heerschar hier hinterlassen. „Wir sind angekommen", sagte Albrecht, der unterwegs noch gestanden hatte, daß heute seiner Gattin Geburtstag und deshalb zu einem kleinen Feste eine größere Anzahl Gäste aus weiterer und näherer Umgebung zusammengeladen sei. Berthold, zuerst verstimmt, fand beim Anblick der Lichtfenster diesen Zufall ganz in seinem Sinn. Bei solchen mutigen Gefühlen klopfte ihm indessen das Herz.

Schaffinger hatte längst die versammelten Gäste begrüßt und von dem überraschend aufgetauchten Freund unterrichtet, als dieser endlich mit einem fast komisch angestrengten Gesicht in den Saal trat. Berthold hatte sich vorgenommen, „nicht dergleichen zu tun", und das sollte heißen: er wollte mit jedem, zu dem er sprechen müsse, so reden als ob er mit ihm jeweilig ganz allein sei, und im übrigen, wie aus einem fernen Lande

zurückgekommen, alles Bekannte und Unbekannte zwar gern aber doch abwägend begrüßen.

Er hielt sich ausgezeichnet. Eine geradezu begeisterte Aufregung bemächtigte sich seiner, so daß er wie von einem Rausch über allen Tönen und Bildern und Geschehnissen getragen wurde, die ihn zu verwirren vermocht hätten.

Dann fand er Vergnügen daran — etwas rücksichtslos freilich — nichts anderes zu bemerken als die Veränderung der Moden. Viele Herren trugen ein majestätisches Haupt, um das voll und lang-wallend rund gelocktes Haar herabfiel. Auf der Brust waren die Oberkleider zierlich geöffnet vor breiten, hängenden Schleifen oder auch, bei den jüngeren Herren, vor einem Eckchen des bloßen Halses, der zwischen feinen schmalen Spitzenaufschlägen sich zeigen durfte. „Französisch", sagte er in der feststellenden Art des Gelehrten vor sich hin, — „offenbar französischer Geschmack." Auch die Frauen waren leichter gekleidet als zu jener Zeit, aus der wohl auch noch sein neuer blauer Oberrock stammen mußte. Lose war ihnen das Haar hinters Haupt geschürzt, und einige Flechten lagen frei und zart im Nacken. Und wenn man sich jenes pfirsichfarbene Kleid dort ansah . . . Doch da begegneten seine Augen dem Angesicht einer Frau, und sein Puls stockte.

Dieses Antlitz schwebte in vollkommen gestillter Heiterkeit, aber so als ob ein Entschluß — vor Zeiten — es in diese Sphäre emporgetragen hätte. Diese Augen hatten sich schon zu jener Ruhe entfaltet, die ein als endgültig gefundenes und geliebtes Schicksal uns Menschen gibt. Dieser Mund spielte in einer dunklen Jugend und ganz lichten Reife. Dieses Angesicht — ehe es zu dieser milden Wärme gereift war — er war ihm begegnet! Er kannte diese Frau! Es war Dorothea!

Zu fliehen war nicht mehr möglich; sie blickte ihn an und erwartete seinen Gruß. So warf er sich wie ein Verzweifelter in das Brausen hinein, das er über, unter und um sich hörte und in dem er Gefahr, Lockung, Freude, Angst und tötlichen Schreck nicht mehr scheiden konnte.

Frau Dorothea mußte zunächst dem Gespräch fast ganz allein weiterhelfen; halb wandte sie sich an den angestrengt beherrschten Berthold, halb an die Frau des Hauses, ihre Freundin, und erzählte ihr, daß sie vor vielen Jahren, als noch sehr junge Vögelchen, einige erste Flüge und Lebens-Gezwitscher gemeinsam getan hätten. „Eigentlich hättet Ihr", lachte sie Berthold an, „es garnicht verdient, daß man Euch heute sogleich wiedererkennt. Laßt sehen: ja, sehr alt schaut Ihr ja wirklich auch aus."

— „Aber Ihr, Frau Dorothea . . . Und wie habt Ihr gelebt? Und wie ergeht es Euch?" —

— „Ich habe zwei Kinderchen und einen Gatten, die ich innig liebe. Ein drittes hat mir der Himmel wieder genommen. Aber sonst hat er mir ein schönes und volles Leben geschenkt, — ein volles, Herr Alchemist!!"

Mühsam hielt Berthold seine Sinne über den zischenden, einströmenden Wogen, die sein ganzes Inneres überschwemmten. In weiter Ferne hörte er die beiden Frauen mit einander reden; hörte Dorothea erzählen von einer Lustpartie in das grüne Lachstal, die sie damals mit ihren Eltern und den Studentenfreunden gemacht hatten; hörte sich selbst plötzlich sagen: „Das war an einem sechzehnten Junius"; hörte die beiden Frauen über sein gutes Gedächtnis lachen; hörte, und er mußte gewaltsam Tränen hinunterkämpfen, Dorothea ihn nach jener Mühle mit dem erzürnten Müller fragen, ob er sich darauf noch besänne. „Noch besinnen!", rief er mit einer so losgelassenen Stimme, daß das Gespräch für eine Weile stockte.

Und während noch Dorothea weitere Tage jenes Sommer-Besuches aus ihren Erinnerungen heraufhob, sprang Berthold plötzlich auf und lief davon.

Jetzt, jetzt war es geschehen. Er hatte es nicht mehr verhindern können. Der mühsam gehaltene Damm war eingebrochen, und das Vergangene flutete herein. Das Vergangene rührte sich und quoll hinter tausend Fugen und Spalten. Das Vergangene kreiselte, strömte, wirbelte und schwoll seine Flüsse herein, die alles Feste hinwegrissen. Das Vergangene überwältigte ihn rettungslos, das Vergangene, — das sein Verhängnis war. Das Vergangene schmetterte ihn zu Boden, weil es die einzige Kraft seines Lebens war, eines vertanen Lebens, das leer blieb und ohne alle zugebrachte Gegenwart neben diesem in der sinnlosen Kraft der Schwäche lebendig tot-gesehnten Stück Zeit. Vergangenheit, die wir nicht zu Erfüllung erlösen, wird unser grausamster Feind.

Nicht einen Fuß-breit Halt gaben jetzt jene so künstlich aufgemauerten zehn Jahre der Selbst-Verkerkerung. „Nur einmal habe ich gelebt! Nur in jenem Hauch Vergangenheit. Damals habe ich geliebt. Und liebe ich dich nicht bis heute?" Bitter zerfraß ihn Qual. Und die ersten Tropfen der Scham fielen noch bitterer darein.

Nachdem er spät des Nachts endlich Schlaf gefunden, nahm ihn gegen Morgen ein wunderbar deutlicher Traum hinweg:

Er saß mit Dorothea am Blumen-Ufer des Lachsbaches. Aber er war der junge Mensch jenes Sommers und sie das lichte, noch jüngere Mädchen. Die Stimmen der Begleiter klangen schon ferner von der Mühle her. Sie waren beide allein. Dorothea saß auf einem kleinen

Rasenhügel, und er lag ganz zu ihren Füßen. Beide hörten sie dem Rieseln des Baches zu, sahen eine weiße Wolke langsam ihren gezackten Rand über die vollen Bäume schieben, und er atmete selig die stille Nähe des geliebten Wesens. Als dann das Schweigen zu lange währte, begann man wieder mit den neckischen Worten und den Scherzen, die ihm das Herz fast zerspringen machten, weil sie so töricht fremd das Unnütze sagten. Man schaute einander nicht an bei diesem Gespräch, sondern geradeaus in die weiße Wolke. Allmählich wich die schwere Qual von seinem Herzen, das wichtige, das begehrende Wort zu diesem Mädchen sagen zu müssen, und er wurde ganz still in der beglückenden Einsicht, daß er vor ihr nur schweigen müsse oder verschweigen; daß die Wunder ihres Lebens so hoch und engelhaft über ihm schwebten, daß er nur zu verehren habe. Unerlaubt und unmöglich wäre jeder Wunsch, denn ihrer sei er nicht wert. Und bei diesem Beschwichtigen wurde die Stunde wieder süß. Der Bach rieselte für sie beide. Zwei Bachstelzen wippten hin und her. Eine goldene Säule Mücken stand in einem Sonnenstreifen. Er fühlte den nahen Atem und das stille Leben der Geliebten. Die Stimmen der Anderen waren in der Mühle verklungen. O selige Stunde! —

Bis hierher wiederholte der Traum nur ganz genau eine Wirklichkeit, die in des Schläfers aufgerührtem Gedächtnis an oft besuchter Stätte lag. Doch an diesem Punkte schnellte der Traum um ein winziges Stückchen in seinem eigenen Lauf voran, und es war, als ob er seine Bahn durch diesen kleinsten Ruck auf die Höhe eines Bergkammes gebracht hatte von dem sie nun in vielfachen Wegen in vielfache Täler hinunter sich abspulen konnte. — Der Traum spann weiter:

Berthold nahm plötzlich die lose Hand Dorotheas. Er richtete sich zum Knieen auf, sah ihr ganz ernst und fast schmerzend in die Augen und sprach dann: „Ich liebe dich." Da legte sie ihm beide Hände ins Haar, flüsterte: „Ach, endlich", und als er wieder aufschaute, strömten ihr die Tränen über die Wangen. Er wußte sich nicht zu fassen vor Glück und Schreck, rief ihren Namen, jubelte, tröstete, riß zwei große weiße Blumen aus und legte sie ihr kühl gegen die feuchten Lider. Dann lachten sie. Dann schwiegen sie plötzlich. Dann sagte sie „Berthold". Der Bach sprudelte vorbei. Wind strich übers Gebüsch. Die Mücken tanzten in einer goldenen Säule. Er umschlang ihren Nacken, sie zu küssen. Da hämmerten ganz fern zwei Schläge. „Sie rufen uns in die Mühle", sagte Dorothea, und sie lachten wieder. Er beugte sich nieder, da klangen die Schläge ganz nah. —

Berthold fuhr auf. Die Zimmerleute, die an den Gerüsten der Seitengebäude zu arbeiten begannen, hatten ihn aufgeweckt.

Dieser Traum aber machte ihn vollends wild. Die gestrige Begegnung nach dem heimatlos bunten Tag, der plötzliche Riß seines Lebens, — das trieb ihn unsinnig rasend in die Frage seines Daseins hinein: nach dem Vergangenen und der Zukunft. Er war wie ein Verschmachteter, der nach ermüdendem Wege durch Hitze und Dürre seinen Durst mit dem riesigen Pokal schwersten Weines stillt: alle dürstenden Poren saugen mit dem erlösenden Naß zugleich auch gierig die berauschenden Gifte ein, und der Rausch überflügelt die Stillung des Durstes.

Berthold, Antlitz und Hände heftig und beinahe wütend von Entschluß geballt, nahm sich nach diesem Traume vor, Dorothea ohne jeden Umschweif zu fragen, ob sie ihn damals geliebt habe. „Das ist's, was ich wissen muß. Wissen! O Fluch der Versäumnis!"

Die Bilder dieses Traumes — als Bilder eines möglich gewesenen und doch nicht ergriffenen Lebens — hetzten ihn am Vormittag in Verzweiflung über das Unabänderliche. Durch hundert versagende Widerstände brach immer wieder das nur im Traum gesagte Wort: ich liebe dich. Und wie Raketen fuhren aus diesem Wort die Bahnen der Jahre empor, die vielleicht aufgestiegen wären, — „wenn . . ., wenn ich damals die Stunde verwirklicht hätte." O Höllen-Verdammnis des Wörtchens „Wenn" für einen, der schuldbewußt erkennt: nun ist es zu spät!

Endlich begegnete er Dorothea und mußte erschrecken über die Wandlung ihres Gesichtes, in dessen Ruhe und Schönheit harte Schatten von Strenge und Feindseligkeit auffuhren. Mit heftigen Gebärden erzählte er seinen Traum und fragte, ganz außer sich: „Sagt mir die Wahrheit! Hättet ihr damals meine Liebe geduldet? Wußtet Ihr nicht, daß ich Euch liebte? Liebtet Ihr mich damals? — Doch warum sind Eure Augen so feindlich?"

Hastig sprach auch Dorothea: „Erratet Ihr das nicht? Verraten Euch Eure Erinnerungen nicht, warum ich Euch Feind bin?"

Berthold zuckte zusammen: „So habt ihr mich also geliebt?"

Fast grausam und so, als ob sie für vieler Jahre Kümmernis jetzt Rache nähme, sagte die ganz veränderte Frau: „Ich habe Euch sehr geliebt. Mit meiner ersten innigen Liebe. Wie ich damals wartete, am Ufer des Baches, daß Ihr das Wort sagtet, so habe ich Monate gewartet. Aber dann überwuchs der Zorn meine Liebe, die Ihr, nichts vollbringend, im Leeren flattern ließet, ein Zorn, der Euch weit von mir wegstieß. Gehaßt habe ich Euch, Berthold, glühend gehaßt, nicht nur weil Ihr mich in die Qual so sinnlos unerfüllter Wünsche stießet, denn ich wußte doch, daß Ihr mich liebtet; — ich haßte Euch auch, weil ich einen Unwürdigen, Kraftlosen, einen Schwächling geliebt hatte.

Als ich dann einem mannhafteren Manne versprochen wurde, den ich lieben lernte, und als ich von Eurer schnellen und seltsamen Heirat erfuhr und später von Eurem Welt-abgetrennten Leben im Gefängnis der Alchemie und Menschenfeindschaft, — o, da verstand ich das. Und ich habe Euch verachtet. Denn nichts scheint mir verächtlicher, auch heute noch, als dem Leben nicht genug zu tun, das zwischen Geburt und Tod uns gegeben ist; als die Zeit vorüberlaufen zu lassen, ohne daß man hineingreift und mit vollen Händen in seine kurzen Lebensjahre hinüberschöpft. O, ein Mann, der sich vor dem Leben davonstiehlt! Der hinter seiner Rüstung aus falscher Verächtlichkeit alt wird, ohne doch mitgekämpft und mitgewonnen zu haben! Ja, erst verachtete und dann bedauerte ich Euch. Und gestern Abend verrietet ihr Euch wieder, da Ihr unter der Vergangenheit leidet in Eurem immer unbemeisterten und mit leeren Händen angekommenen Leben. Denn nur ein Schwächling leidet am Vergangenen.

Doch auch Verachten und Bedauern vergaß ich, da ich von Euch hinweglebte in mein tätiges Dasein, wo jeder Tag erfüllt war mit Sonne und Sorgen, mit dem Frieden der Pflichten. Und wenn ich jetzt doch so heftig wider Euch fuhr, so nehmt es als eine sehr späte Rache hin, die ohne mein Zutun herausbricht."

Berthold erwiderte dumpf: „Von allen Euren Worten habe ich nur eines gehört: Daß Ihr mich liebtet! Und wenn ich jetzt endlich vor Euch stehe, die dunklen Tücher von meinen Augen gerissen, und sage: ich liebe dich noch. . ."

Da unterbrach sie ruhig: „Das ist zu spät. Wir leben heute in einer anderen Welt. Und stärker hält das Glück, das man sich auferbaut, das man aufhegt und ausreift, als das der erfüllten zufälligen Wünsche."

Den Mann aber riß ein Taumel in solchen Wahnsinn, daß er schallend rief: „Ich komme nicht, um zu bitten um das Versäumte. Ich fordere. Ich fordere von mir selbst und werfe ein Leben vor dich hin, das ich auseinanderbrach wie eine Erdscholle, damit es empfange. Ich fordere mein Recht, mit diesen Kräften hier in meiner Brust, zu jeder gewaltsamsten Eroberung des Schicksals bereit."

Furchtlos widerstand ihm die Frau und sagte mit unversteckter Härte: „Ihr habt kein Recht. Denn ich liebe Euch nicht mehr."

— „Aber ich, ich liebe dich!" —

Da lächelte sie noch einmal ein Lächeln zwischen Feindschaft und Ruhe und sagte: „Nein. Ihr irrt Euch. Ihr liebt nicht mich, sondern Eure Erinnerung. Ihr liebt nicht mich, sondern Euren Traum vom Leben. Ihr wollt nicht mich, sondern das Glück, das in einer Vergangenheit mit meinem Bilde verknüpft war."

Sie ließ ihn allein. Er stand, wie von einer Offenbarung niedergedonnert, an die zu glauben noch zu gefährlich war. —

Bis spät in den Abend trieb er sich in den Wäldern umher, die Frage zu lösen, ohne daß es ihm gelang. Er warf sich ins Moos, schleuderte mit lautem Schreien Steine nach den erschreckten Eichhörnchen, lachte bitter auf, als im Gebüsch eine Amsel sang, und weinte wütend, als das Dach des Hauses in der Dämmerung wieder vor ihm lag.

Auf und ab, auf und ab schritt er des Nachts in seinem Zimmer, daß die Flammen der Kerzen sich hin und her bogen und ein unter ihm einquartierter Gast erst lachte und sich dann ärgerte. „Hast du Recht? Liebe ich nicht dich sondern nur dein Bild als Lebenszeichen? Diese Frage muß ich lösen. Denn sie wird die Entscheidung bestimmen für das, was ich morgen zu tun habe. Ich bin entschlossen zu jedem Vollzug. Und auch: schon morgen ihn zu beginnen. Denn ich will auch nicht einen einzigen Tag mehr verlieren, ich Schwächling, der zehn Jahre mehr zählt, als er gelebt hat.

Wie lächerlich, diese Frage sich nicht beantworten zu können! Weiß man denn nicht, wenn man liebt? Welche eine Spuk-Gestalt wird geboren, wenn Herz und Gehirn solche feindselige Hochzeit machen!

Ich muß es wissen. Sofort. Vertane Zeit hetzt mich. Liebe ich dich, so wirst du mein sein. Liebe ich in dir nur das Leben, so werde ich Leben hinausschleudern irgendwohin. Ich muß es wissen. Ich bin gierig bereit zu jeglicher Pflicht."

Dabei hatte der Gelehrte den einen Pergamentband auf den Tisch gelegt. Er schlug den Deckel auf und entnahm der Rückseite, die in jeder Ecke eingeschlitzt war, aus dem linken oberen Viertel ein vergilbtes, zugesiegeltes Tütchen. Das Planetenzeichen des Jupiter, mit dem des Merkur verschlungen, war darauf gezeichnet. Er brach es auf, schüttete von dem weißlichen Pulver einige Körnchen in den Nachttrunk Wein und schob das neu versiegelte Papier wieder hinter den Deckel. In großen Zügen leerte er den Becher, setzte sich ans Fenster und wartete.

Etwa eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als er plötzlich sagte: „Jetzt" und sich erhob. Seine Augen öffneten sich dunkel weit und blickten wunderbar fest und klar. Dieses Pulver war ein erlauchtes Geheimnis; dem Blute vermischt, machte es die Welt kristallen hell, entwirrte alle Knäuel der Gedanken und gab eine so blanke, weite Sicht über alle Bilderzüge des innern und äußeren Lebens, daß alle Zwischenschichten von trübender Luft, von Empfindung und Wünschen weggenommen schienen.

Der Alchemist flüsterte: „Die Frage.“ Dann stützte er die Hände auf den Fenstersims, sah fremd in die Sterne hinaus und sprach wie in einem scharfen Höhenwind von Erkenntnis:

„Ich liebe sie nicht. Ich liebe nicht sie, sondern meiner Jugend Liebe zu ihr.

Mich zermartert nicht der Verlust dieser Frau, sondern der Verlust meines Lebens.

Das Vergangene ist nicht etwas, das quälend Einlösung zu fordern vermöchte. Das Vergangene ist das Tote. Nur gegenwärtige Kräfte sind es, die sich nach Einlösung quälen.

Für jede lebendige Kraft ist eine Zukunft bereit. Jede Zukunft vermag eine Kraft zu erlösen.

Erinnerung ist Feind. Erinnerung, die uns zur Sehnsucht nach dem Vergangenen verführt, gießt das süßeste und zerfressendste aller Gifte in unsere Kräfte.

Das „gestern“ spricht: bring mich ins morgen.

Das „morgen“ spricht: fahr durch mich hin in die Zukunft. —

— Was in mich einbrach, das war, daß ich die Lebensversäumnis erkannte.

Du, Dorothea, bist nur ihr schmerzlichstes Zeichen. Nicht dir bin ich begegnet, sondern mir selbst; sich selbst begegnen, das heißt, erneut seine Lebenspflicht empfangen.

Jetzt bin ich gehetzt. Denn ich verlor Zeit. Verdichtetes Leben muß den Verlust ersetzen. O ich bin alt geworden; welch ein Messer in der Brust: verlorene Jahre!

Morgen schon, morgen werfe ich mich hinaus in die Welt: um zu leben.

Ich weiß, ich weiß, was ich will!“

— Als dann die Kraft des Trankes allmählich in seinen Adern erlosch, packte ihn grausiger der Schmerz über die unwiederbringliche Zeit seiner im Toten verhockten Jahre. Wie das Leben dahinrann! Wohin, wohin denn? Und was war es dann gewesen: Erden-Dasein? Auch jetzt rann der Sand der Minuten durch die Uhren. Und wie würde er Leben packen können, wie denn sich stürzen in die Welt wie ein glühender Meteor in das Meer, so daß er am Zischen hörte: ich bin es und ich bin in der Welt?! Ach einerlei! Wege ziehen, Abenteuern sich bieten, ein Ritter Irgendwer sein auf den Fahrten ins Irgendwo, wo immer Wunder warteten, Prinzessinnen und silberne Schlachten und Drachen und verwunschene Schlösser und Mühsal und Sieg. Er war entschlossen und dargeboten dem Schwersten.

Oft, wenn wir uns eine Entscheidung abgekämpft und das Herz darüber geschlossen haben, folgt unserer frischen Kühnheit eine leise Wehmut nach, die vielleicht an Abschied erinnert und noch einmal einen schwebenden Schleier vor die kraftvoll auszuführende Tat zieht. So geht im Morgenanbruch ein kühler, düstrer Hauch dem Sonnenaufgang dicht voraus. Solche Schwermut flößte Berthold in die stilleren Wasser des Schlafes hinüber; er zitterte noch einmal in der Angst des verspäteten Aufbruchs und gedachte auch der Erscheinung des Geistes Desiderius und der verschmähten Gabe. Bitter blieb vor allem das Unvermögen, jene nun als verloren erachteten zehn Jahre seinem Leben zurückzugeben. Mit dem wehmütigen Geständnis, daß er alles, alles dafür opfern würde, wenn er das Verjüngungs-Elixier zu bereiten wüßte, schlief er ein.

Am nächsten Tage berichtete er Dorothea Erkenntnis und Entschluß der Nacht, denn in ihm bohrte noch, vor dem Anbruch seiner neuen Zeit, der Wunsch, die Achtung dieser Frau zurückzugewinnen. Und wirklich reichte sie ihm in einer strengen Dankbarkeit die Hand, so als ob er eine Pflicht auch für sie erfüllte, und als ob auch sie solchen Tuns bedurft hätte. Die Härte ihres Antlitzes schwand wieder zu den Zügen der Milde.

Berthold sagte dem gastlichen Freunde, daß er zur Stadt zurück wolle und erklärte: er bräche nach den Niederlanden auf, die einen französischen Krieg erwarteten. Vielleicht wolle er sich auch von dort mit der westindischen Handelskompagnie nach dem neuen Erdteil bringen lassen.

Der ganz erstaunte Freund lachte auf: „Willst du den Wilden die Alchemie beibringen? Oder von den Negern eine noch schwärzere Kunst lernen?"

Aber Berthold erwiderte sehr ernst, daß er jetzt sich selbst und sein ganzes Leben in die Feuer des himmlischen Alchemisten zu werfen gedenke, damit Er das Gold daraus läutere.

Da aber seit dem frühen Morgen ein strömender Regen fiel, und Albrecht Schaffinger selbst am nächsten Tage in die Stadt zurückreisen müsse, so blieb der Ungeduldige noch einen Tag länger, nachdem auch Dorothea ihn darum gebeten hatte.

Der trübe Tag schleppte sich langsam vorüber. Bis Dorothea endlich fragte — und später schien es wunderlich, daß gerade sie diesen Vorschlag fand: „Könnt Ihr uns nicht einiges aus einem der drei ehrwürdigen Bücher vorlesen, die Ihr mit Euch geführt habt? Denn gewiß handeln sie von Eurer geheimen Kunst?"

Berthold lächelte: „Gewiß. Und der eine Band enthält vielleicht, wenn auch keine geheime Weisheit, so doch Geschichten von ihren Adepten, die uns unterhalten können."

Berthold hatte irgendwo aufgeschlagen; aber was er las, bannte keinen so sehr wie ihn selbst: es handelte vom Alter, Tod, Lebens-Elixieren und den Zaubern, die Jugend zurückzuerhalten oder ewig zu bewahren. Endlich kam dann auch der Schreiber aus dem Allgemeinen heraus und plötzlich in Berichte, die er vom Wundervogel Phönix zusammengetragen hatte.

Was Berthold vorlas, war in Kürze dies: Der Vogel Phönix lebt nur als ein einziges Wesen seiner Art auf der ganzen Erde. Selbst ein Weibchen ist nicht zu ihm geschaffen. Aber er vermag in sich selbst unsterblich zu sein. Denn wenn nach einer Frist von etwa 300 Jahren seine Lebenszeit zu Ende geht, so baut er sich aus Zimmetblüten, Näglein und anderen getrockneten Gewürzen ein Nest, offen und hoch der Sonne entgegen, und läßt sich darauf nieder. Unter den heißen Strahlen beginnt es endlich zu brennen, und der Phönix vergeht mit den Flammen. Wenn aber der Rauch sich zerteilt, so steht aus der glühenden Asche ein verjüngter Wundervogel auf, strahlend, mutig und stark für ein neues Leben von 300 Jahren. — Hier wurden gelehrsam die ältesten Namen genannt, griechische, ägyptische, römische, die diesen Bericht bezeugten.

Dann aber erfolgte eine Entdeckung, die jüngeren Zeiten vorbehalten gewesen war: was den Feuertod des Phönix zu einer Wiedergeburt befähigte, das war vor allem das Mitverbrennen eines seltenen und geheimen Kräutleins. Das würde erwiesen durch zwei Gelehrte, die zu verschiedenen Zeiten in fernste Länder gereist seien, bis sie den Wundervogel gefunden und sein Verjüngungskräutlein gesehen hätten. Diese wunderbare Pflanze gäbe aber nicht nur dem Phönix von ihrer geweihten Kraft, sondern auch jeglicher Mensch, der ihre Asche genösse, verjünge sich. Und dann waren Land und Gegend dieser Fernen, wo der Phönix hause und gesehen worden war, genannt, freilich verschlüsselt in die Sprache der geheimen Weisen, aber Berthold vermochte sie sich zu deuten.

Immer hohler hatte sein Herz beim Vorlesen geklopft. Als er dann zu den Zeilen kam, die von des Phönixkrautes Zauberwirkung auch für jeden Menschen sprachen, da schaute er auf — und wirklich begegnete sein erglühter Blick dem ruhigen Auge Dorotheas. Sie fragten stumm einander, er doch schon entschlossen und sie doch schon zustimmend. Sie verstanden sich beide, und die Zartheit dieses Einverständnisses strich seltsam fremd über die Wildheit dieses Planes. So wußte er, was vor ihm lag; so war die Reise zum Phönix beschlossen.

— Da vielleicht mancher Leser nicht glauben will, daß Berthold und seine Hörer das schöne Märchen für Wirklichkeit hielten, ja, Berthold so sehr, daß er mit ihr den Plan seines Lebens verband: so höre er doch, was Berthold weiter aus diesem Buche vorlas.

Von den Bildern seines Aufbruches, seiner Reise und ihres Zieles schon berauschend erregt, las Berthold die ein wenig komisch ernsthafte Geschichte vor, ohne selbst ein Wort mehr zu verstehen:

Ein Gelehrter war in den Besitz eines Stengelchens des Phönix-Krauts gelangt, das jener Welt-Reisende aufgefunden hatte. Er hatte die Wunder-Kraft, wenn auch sparsam und das unersetzliche Gut behütend, doch durchaus an einem Tiere erprobt und zurecht befunden. In seinem Alter beschloß er deshalb, den Zauber für sich selbst zu nützen. Einem Arzt, seinem Freund, gab er genaue Anweisung, wie er mit seinem Leichnam zu verfahren habe und besonders mit einem kleinen Leinen-Beutel, den er ihm übergab. Eines Abends sagte er ihm, daß er den Tod nahen fühle, und nahm von ihm Abschied, nachdem der Arzt ihm nochmals jede genaueste Erfüllung zugeschworen hatte. In der Nacht nahm er ein starkes Gift zu sich, an dem er sofort verschied. — Widerstrebend, aber aus Freundespflicht und Wissensdurst tat der in das Geheimnis des Kräutleins Eingeweihte alles Anbefohlene: er verbrannte den Leichnam mitsamt dem Leinenbeutel, in den die Phönixpflanze eingenäht war. Sorgfältig wurde die Asche gesammelt und in einem Glasbehälter aufbewahrt. In den sollte er jeden Tag so viel Tropfen Wein und Milch fallen lassen, als die Asche auffauge. Da, eines Tages, als er das Glas aufhob, blickte von drinnen, selbst noch gläsern fein, ein winziges menschliches Wesen ihn an, mit zarten, ebenmäßigen Gliedern, mit unhörbaren, gelenken Bewegungen, mit klaren, wachenden Augen. Da erschrak der Arzt so im innersten Herzen, daß er laut schreiend das Gefäß zu Boden fallen ließ. Es zerklirrte, und mit der Asche zerstob das Menschlein in Nichts. —

Die Hörer saßen stumm und geängstigt vor Berthold, der ein Zeichen, zwei Seiten rückwärts, zwischen die Blätter legte, das Buch zuschlug und es bleichen Gesichts davontrug.

In seinem Zimmer las er sofort noch einmal den Bericht der beiden Reisenden über das Land, in dem der Phönix lebt, und über Gestalt und Wachstum seines Kräutleins. Begeisterung warf ihn auf die Knie nieder: daß seiner dunklen Lebenssucht nun ein Ziel gegeben, und daß dieses Ziel nichts anderes war als die Erfüllung des Wunsches, der ihm in der letzten Nacht noch hoffnungslos verzehrend im Herzen brannte. Er sprang auf und weinte und dankte Gott. O, jetzt würde er von der Quelle her die nutzlos versickerten Jahre einsammeln können. Jetzt würde es keinen unabhelfbaren Vorwurf mehr geben. Jetzt würde Leben sein, noch einmal, und vom Anfang an hinausgestellt werden in die Ströme der Welt, daß sie es füllten zum Überfließen. Und Leben auch schon

dies, über fremde Meere zu rauschen, in fremde Sonnen hinein, und Wälder über sich zusammenschlagen zu lassen, die man jetzt noch nicht ahnte. Die Reise zum Phönix, — das war das unübertreffliche Reisen und Ziel des Lebens. Zum Taumel gesteigerte Seligkeit hielt ihn noch lange wach. —

Seltsam: in dieser Nacht wieder wuchs der Geist Desiderius zu Füßen seines Bettes auf. Berthold lachte ihn aus, laut, ohne ihn eines Wortes zu würdigen. Das Phantom aber winkte mit leidend nachsichtiger Miene ab: „Ich weiß, was du denkst. Aber du irrst dich. Heut bin ich gekommen, — dir das Phönix-Kräutlein zu bringen."

Da erstarrte sein Lachen zu einer eisigen Fratze des Schreckens. Der Geist aber sah ihn mit widerwärtig unschuldigen Augen an. Endlich strömte Berthold wieder Leben zu und mit diesem Wut und Ekel. Leise begann er und drohend:

„Was störst du mich immerzu, aufdringlich mit deinen Gaben der Falschheit? Ich will kein Geschenk! Ich hasse die Schliche, listig Kraft und Leben zu ersparen. Ich will nichts ersparen! Aus deiner Hand will ich es nicht, das edelste Kräutlein; ich selbst will es suchen und erkämpfen. Suchen und erkämpfen, das gehört in das Begehrteste des Lebens. Nicht nur die Ankunft, — alle Geschehnisse des Weges will ich auch, die mir teuer werden durch das Blut, das für sie durch meine Herzkammern stampfte. Das Ziel allein ist nichts, nichts. Ich hasse die List des Erreichens: sie verdirbt den Wert. Ich hasse dich. Pack dich! Fort, fort!"

Er sprang auf, um zuzugreifen, und wurde zurückgeschleudert; aber das Gespenst war entflohen.

*

Hier kann der Bericht von des Alchemisten Berthold Lebens-Wandel und -Wandlung zu Ende gehen. Denn du, verständiger Leser des 20. Jahrhunderts, wirst gewiß nicht, rückwärts blätternd, auf die Überschrift weisen und fordern, daß nun mit der Reise doch auch die Erzählung eigentlich erst — begänne. Denn du (wenn man allenfalls noch hinzugesetzt hat, daß Berthold wirklich in fernsten Ländern verstarb), — du Leser dieser späteren und klugen Zeiten wirst zwar selbstverständlich überzeugt sein, daß diese Reise mit dem seltsamen Ziele zu keinem Ergebnis vordringen konnte; aber du wirst doch auch einsehen, daß ein anderes Ergebnis dem Lebenshungrigen, Daseins-Mutigen sich schon mit dem Beginnen dieser Reise darbot. Nur scheinbar am Ende lag ihr Zweck des erneuten Lebens; auf der ganzen Länge der abenteuerlichen Bahn erfüllte er sich doch. Denn nur die Wanderschaft läßt uns dem viel-

gestaltigen Gotte begegnen, Ziele sind nirgends auszustecken auf einem runden Gestirn. Und Suchen vereint uns der Welt, Finden enthebt uns ihr. Verjüngung geschieht schon, wenn man aufbricht für die Reise zum Phönix.

## Gedichte im Garten

Von René Schickele.

### Die Arche

Ich wandere
Am schwarzen Wald entlang
Nachhaus.
Aus einem einzigen Stern am Himmel
Bläst der Wind
Immer den gleichen Funken,
Als fürchte er die Nacht im Wald
Und hüte für das Tal, das sie bedroht,
Dies Lichtlein in der Not.

Plötzlich gießt der Mond
Sein Füllhorn aus!
Der Hügel blüht als Weißdornhecke
An einem See,
Darinnen Dorf und Tal versunken.
Mein weißes Haus, die Arche,
Schwimmt darauf
In atemvoller Stille.
Nicht einmal die Hunde rühren sich,
Da ich den Hof betrete,
Im Traum nur hören sie mich kommen.
Süß beklommen
Oeffne ich die Tür und trete
In ein Geheimnis ein . . .
. . . . . .

Im dunkeln Zimmer,
Im dunkeln Bett,
Die Augen geschlossen,
Im dreifachen Sarg,
Sehe ich den Weißdornhügel,
Von seinem Licht umflossen,

Und, wie es sich von ihm löst,
Mein Haus, die Arche,
Auf dem breiten Tale schwimmend,
Das wiederum ein See ist
Wie vor tausenden von Jahren.

## Weiße Herbstastern

Kleine Nebel, nachtentbunden,
Schwebtet ihr frühmorgens aus dem Tal?
Von der Erde überwunden,
Blühn sie wie ein Stern, doch tausendmal!

Von der Erde angezogen,
Spiegeln Himmel sie am lichten Tag,
Sind dem Tage schon entflogen,
Wo an Nacht kein Herz noch denken mag.

Bebend, wenn der Abendstern aufreitet,
Steigen, schwärmen sie zuhauf,
Und, indes die Nacht sich vorbereitet,
Nehmen sie der Erde Lauf:

Blenden fast, bevor sie blassen,
Weil der Sterne Donnerlicht erscheint,
Weil des Todes Schauer sie umfassen,
Der sie doch dem höhern Bild vereint.

## Schicksal

Ich liebe dich —
Das ist wie die Blume,
Die jedes Jahr wiederkommt,
In Treue beflissen,
Sobald der Specht, klopfend,
Sie an ihr Versprechen gemahnt.

Ich liebe dich —
Das ist wie die Blume,
Die vergeht, wenn der Wind,
Ein Bote der Sterne,
Die Vögel, ihre Spielgefährten,
Auf einmal entführt.

## In der Fremde

Von Otto Folberth

Es gibt oft Tage bleich und blind,
Nur Du bleibst in mir klar.
Dann häng ich wie ein Bettlerkind
An dem was war.

An diesem Abend aber bin ich so verlassen
Und so ein Wankender im Schreiten,
Könnt ich nur deinen Schatten fassen,
Ich weiß ich würde mit dir gleiten.

## Vom Wesen der Volkskunst

Von Misch Orend

Kunst ist der Ausdruck eines seelischen Zustandes. Gefühle und Stimmungen werden durch die Mittel irgend einer Kunstgattung nach außen verlegt, hörbar, sehbar gemacht, werden als Kunstwerk gestaltet; und das Kunstwerk löst im Beschauer oder Hörer dieselben Gefühle und Stimmungen aus, die der Künstler in sein Kunstwerk legte.

Wenn im allgemeinen Interesse stets nur die Kunst eines Kulturmenschen, einer Kulturschicht steht, so ist es doch nicht zweifelhaft, daß diese allgemeine, zwischenvölkische, kurz Stilkunst als untersten Grund das hat, was man mit Volkskunst bezeichnet: Die Kunst der Bauern und Handwerker irgend eines Volkes.

Die Eigenheit des Kulturmenschen ist eben die, daß er zwei Seelen und mehrere in sich trägt, das heißt, daß er sich in Gefühle und Stimmungen verschiedener Menschen versenken kann, daß seine Seele so weit und beweglich ist, daß er nicht nur das empfindet, was ihm am gemäßesten ist, sondern darüber hinaus fühlt, was einem zweiten, dritten, vierten am gemäßesten ist.

Ein Volkskünstler dagegen ist so sehr verankert in seinem Volke, daß er als Individualität in der Volksseele verschwindet. Denn seine Stimmungen und seelischen Zustände decken sich vollkommen mit denen seiner Stammesgenossen, mit allen übrigen seiner Volksschicht, und darum könnte das, was der eine sagt, auch ein zweiter, dritter sagen — soweit ers sagen könnte. Diese Kunst trägt eben nicht den Stempel des Einzelnen, sondern hat das Gepräge des Ganzen, — der Volksseele.

Jedes Kunstwerk hat als Urheber einen Einzelnen, der es geschaffen hat. Da aber die Volkskünstler in ihrem Fühlen und im Aus-

druck ihres Fühlens einander sehr ähnlich sind, und da sie sich als Individualität gar nicht zum Bewußtsein gekommen sind, erscheinen ihre Kunsterzeugnisse namenlos.

Der Kulturmensch dagegen ist sich seines Eigenwertes bewußt; wenn er auch die zarte Fähigkeit besitzt, sich in Menschen, Gegenden, Tiere und Pflanzen zu versenken, so bleibt doch trotz allem so viel übrig von seiner Individualität, daß er sie nicht nur nicht verleugnet, sondern als den ganz bewußten höhern Wert in seinem Kunstgeschaffenen betrachtet. Diese Kunst trägt immer den Namen des Urhebers.

Zu jeder Zeit der höhern Kunst gibt es seelische Momente, die die Kultur ihrer Zeit bezeichnen und zwischen andern herausheben. Diese Eigenheit in der Klangfarbe, im Rhythmus des Erlebens, in der Stärke des Wollens, in der langen Dauer des Willens, in der Zartheit des sich gegenseitig Hingebens, kurz die ganze seelische Beschaffenheit einer Zeit bedingt eine Kunst, die dies zum Ausdruck bringt; es ist der Stil der Zeit.

Aber trotz des Stils der Zeit, in der ein Künstler lebt, tritt seine Persönlichkeit doch voll zutage und schafft die eigentümliche Note, die jedes seiner Kunstwerke trägt.

Da die Menschen einer Kulturschicht aber von einer starken Persönlichkeit zu einer andern sich ändern, ändern in ihren Bedürfnissen und ihren Strebungen, nach den neuen Werten, die eine neue starke Persönlichkeit setzte, so ändern sich ihre Gefühle und Empfindungen und damit die Kunst als ihr Ausdruck. Diese veränderte Blickrichtung stellt alle Dinge des Lebens und der Welt in ein neues Licht, in einen neuen Zusammenhang mit dem Menschen.

Dagegen zeigt die Volkskunst einen durchgehend bleibenden Charakter Jahrhunderte hindurch, bewirkt durch die Gleichheit des Fühlens des Volkes. Da hier nicht von Zeit zu Zeit durch geistige Persönlichkeiten das Seelenleben neue Richtungen erfährt, neue Ziele und neue Zwecke gesetzt erhält, bleiben die Bedingungen des Lebens und Erlebens die gleichen und ihr sichtbarer Ausdruck die Kunst.

Das Verhältnis des Menschen zur Natur ist seit Jahrhunderten festgelegt, durch den kleinen Kreis des Verkehrs sind die Menschen sich und der Natur ähnlich geworden. Die gleichen Erlebnisse des Einzelnen im Volke, des Bauern und bäuerlichen Handwerkers, die gleichen Sitten, die alle umschließen und unwandelbar festgelegt sind, die gleiche Sprache mit all den Weisheitssprüchen, mit poetischen Wendungen und witzigen Formen sind das Gut jedes Einzelnen. Es gibt eine festgefügte Rangordnung, die jeder willig anerkennt wie alle andern Anschauungen und

Formen des Lebens und Verkehrs. Das Blut hat eine Sattheit und Ausgeglichenheit erreicht, wie es nur eine gewisse Zuchtwahl und berechnende Vorsicht bedingen können, und dadurch eine Unbekümmertheit in allen Affekten und Instinkten, da die Erfahrungen und Erlebnisse seit Jahrhunderten dieselben sind und das Blut durch fremde Beimischung keine allzugrelle Trübung erfahren hat, so daß sich ein bestimmter Typus herausbilden konnte.

Die Probleme Liebe, Tod, Jenseits, Schicksal haben ihre Lösung gefunden, die für alle Geltung hat. Weder Triebe noch Schicksale treiben in die Enge, da es nichts gibt, das nicht schon einmal von jemandem erlebt, dieses Erlebnis gedeutet und zu den übrigen eingereiht wurde. Alle Beziehungen zum Leben und zu allen seinen Erscheinungen haben eine formelhafte, rituelle Form erhalten, die in der Sprache, in den ständigen und feststehenden Redensarten ihren allgemeinen Ausdruck gefunden haben.

Daher gibt es auch keine ausgesprochene Tragik, wie sie der Kulturmensch erlebt, der gegen das Schicksal tobt, das er selber verursacht hat, mit dem Wissen, daß ihn niemand und nichts von sich selber erlösen kann. Hier wird jede Tragik gemildert, indem sie in einen allgemeinen Ausdruck übergeht und der Gesamtheit zugereiht wird und somit von der Gesamtheit mitempfunden und gedeutet werden kann.

Hinzutritt, teils als Folge — teils als Ursache, daß diese Art Menschen über sich und ihr Schicksal nicht reflektieren, daß alle Erscheinungen des Lebens als gegeben, als unabänderliche Tatsache genommen werden mit einem Fatalismus, der sich in die Form von Glauben oder Mythus oder Besonnenheit kleidet.

Dieses Verknüpftsein mit allen Volksgenossen und das Einkleiden jedes Einzelerlebnisses in die allgemeinen Ausdrucksformen bedingt, daß auch die Kunstäußerungen hier einen allgemeingültigen Charakter tragen, daß sie namenlos erscheinen, daß alle individuellen Erlebnisse in der hergebrachten, abstrakten, stilisierten Form ihren Ausdruck erhalten. Und trotzdem sind sie nicht wirklichkeitsfremd; sondern gerade durch die formelhafte Gestaltung und durch das Herausgreifen des Immer-wiederkehrenden wird eine höhere Wirklichkeit angedeutet, die nicht in der Realität des Einzelerlebnisses ausgedrückt wird, sondern in einer seelischen Wahrheit, die die Form des Formelhaften und Mythischen angenommen hat.

Kunst ist daher das „Können", das handwerkliche Können, mit dem einer das in sichtbare — hörbare Form bringt, was jeder empfindet, was jeder fühlt. Der Schaffende hier ist nicht der, der mehr fühlt oder

in weiterem Kreise empfindet, wie beim Kulturmenschen, sondern der, der den allgemeinen Gefühlen Ausdruck geben kann, der die Fertigkeit hat, das Können hat — die Kunst.

Alle abstrakten, stilisierten, mythischen Formen ermöglichen es aber jedem Einzelnen, sein individuelles Gefühl in die allgemeine Form hinein zu legen und wiederum daraus heraus zu lesen. Da nur das Allgemeingültige in diesen stilisierten Formen enthalten ist, und in jedem Einzelfalle etwas Allgemeingültiges steckt, so ist es eben möglich für jeden sich und sein Fühlen in diesen Formen wieder zu finden.

So kommt es auch, daß die Kunstschaffenden im Volke selten neue Formen erfinden, sondern wo es nur angeht alte benutzen, oder von andern Völkern oder aus der Stilkunst Formen leihen, so weit sie ihrem Auffassungsvermögen entsprechen; andernfalls wird soviel hinzugetan oder weggenommen, bis die Form da ist, die ihnen entspricht. Dabei wird selten darauf geachtet, ob eine vorhandene Form organisch zusammengehört oder nicht, wenn nur das Neue eine allgemeingültige Form ist und neue Erlebnisse, neue Empfindungen und Gefühle darstellen kann.

Darum finden sich in der Volkskunst verschiedener Völker Darstellungen, die sich ihrem Inhalte nach gleichen; immer wieder treten gleiche Motive auf, gleiche Personen, Tiere, Pflanzen und Verhältnisse; aber die besondere Eigenheit einer Volkskunst zeigt sich dann in der Auffassung und Darstellung, in den Zügen, die nur diese Volkskunst kennt.

Wie in den Märchen und Sagen alle Eigenheiten eines Volkes in den Gebräuchen, in Lebensanschauung, Lebensrhythmus zutage treten, so hat die Natur, in der dieses Volk lebt, ihre Bedeutung; kurz, das ganze Wesen des Volkes spiegelt sich darin wieder. Es kann daher dasselbe Märchenmotiv bei zwei verschiedenen Völkern ganz verschiedene Darstellungen erhalten gerade durch die — scheinbaren — Kleinigkeiten der Abweichung.

Wenn in der Ornamentik der Pelikan — ein Vogel, der sich in die Brust beißt — dargestellt ist, ein Motiv, das fast in jeder Volkskunst zu finden ist, so ist nicht der Vorwurf, der Gegenstand das Hauptsächlichste, sondern die Ausführung. Dieser Vogel kann naturalistisch, perspektivisch, kann stilisiert und flächenhaft oder sich entgegengestellt im Wappenstil geformt sein, aber jedesmal ist die Wirkung eine andere, sind die Empfindungen, die man beim Anblick hat, verschiedene.

In demselben Verhältnis, wie eine Stilepoche zu einer andern, steht die Volkskunst eines Volkes zu der eines andern.

Fremde Kunst kann aber nur dann in ein Volk hineingetragen werden, wenn es diesem Volk an dieser Kunst mangelt und wenn es das Bedürfnis hat, sie anzuschaffen. Aber selbst schon bei der Übernahme

spricht die Volksseele in Form der Auslese, Auswahl indem — so weit es angeht — nur das Zuträglichste und dem Volk Zusprechendste übernommen wird. Bei Nachahmungen und bei der Verbreitung der Kunst wird aber durch Weglassen und Hinzutun solange geformt, bis die ursprünglich fremde Kunst zu einer bodenständigen und eindeutig einem Volk zugehörigen wird — zum Spiegel seiner Seele.

Die geschichtliche Betrachtung der Volkskunst, die Frage nach der Herkunft der Motive, trägt nichts dazu bei, die schöpferische Kraft eines Volkes festzustellen oder den Zug seines Charakters; diese Blickrichtung kann nur insoweit Bedeutung haben, als man hiedurch ersehen kann, was ein Volk aus der ihm zugeführten Kunst umgestaltet und wie es sie sich angepaßt hat. Nur das Umgestaltete, das Sich-wesensgleich-Gemachte, kurz das Eingereihte trägt die volle Eigenheit der Volksseele in sich in Strich und Farbe, in Ton und Rhythmus und kann hieraus gedeutet werden.

Die Volkskunst ist das Ursprüngliche, aus der sich erst die große Kunst, die Stilkunst entwickelt hat; sie ist der unterste Grund, der Keim, die Zelle, aus der die Pflanzen und Blumen der Stilkunst wuchsen; in ihr ist alles enthalten, das erst der Erweiterung, Vergrößerung, Vertiefung wartet, in ihr ist die Grammatik, die äußere Form für jede Kunst enthalten, die der Künstler der Stilkunst in sich aufnimmt und mit seinem eigenen Blute belebt.

Wie aus dem Tanzlied die Musik, die lyrische und darstellende Kunst erwuchs, so aus der Volksballade das Epos und aus Märchen und Sage die erzählende Kunst. Aus den Verzierungen am Kleid, am Gerät und vor allem am Haus entstand die bildende Kunst. Wie diese frühe Kunst nicht nur Schmuck und Verzierung war, sondern — zumal am Hause — Symbol für waltende Geister, sie abzuschrecken oder anzulocken, so ist alles dies der Art nach beim Kulturmenschen geblieben, nur entsprechend der Kultur vergeistigter und tiefer gedacht. Aber die Keime jeder Kunst liegen in der Volkskunst begraben und die Eigenheit jeder Kunst zeigt hier ihr einfaches und klares Gepräge.

Wenn in der Stilkunst zu jederzeit das Volkseigentümliche mehr schleierhaft, hintergründlich, unausgesprochen bleibt und nicht ohne weiteres erkannt werden kann, so ist es in der Volkskunst gerade umgekehrt; hier tritt das Volkseigentümliche überall und jedesmal voll zutage, es ist das rote Band, an das sich die Motive von überall anreihen. Hier zeigt sich die Seele eines Volkes unumwunden; die zarten Schwingungen der Empfindungen, der bestimmte Zug des Charakters, und hier ist der Spiegel eines Volkes, der Spiegel seiner Seele.

# Ingrid

Von Ruth Behrens

[redacted]

# Die deutsche Jugendbewegung

Von Albert Hermann

Zwei Merkmale trägt die deutsche Jugendbewegung als wesenbildende Züge. Das eine ist der Gegensatz zur herrschenden Kultur, das andere die Einstellung des jugendlichen Geistes. Das erste hat sie mit anderen geistigen Bewegungen gemeinsam, die an der herrschenden Kultur Kritik üben, sie verurteilen und etwas Neues, Besseres an ihre Stelle setzen wollen. Die Einstellung des jugendlichen Geistes aber unterscheidet sie von diesen. Das jugendliche Denken ist ursprünglicher, stark gefühlsbetont. Urteil geht der Kritik voraus, entspringt gefühlsmäßiger Zu- oder Abneigung, und nachfolgende Kritik kehrt immer wieder zu diesem feststehenden Urteil zurück. Insoweit stimmt jedoch dies Urteil mit jenem der

anderen kulturkritischen Bewegungen überein, als es eine Ablehnung ist. Kausal ist also auch die Jugendbewegung durch Erscheinungen in der herrschenden Kultur, die als Mißtöne empfunden werden, bedingt, und muß als Reaktion auf diese Mißtöne aufgefaßt werden. Die Reaktion ist bei der Jugend aber zunächst eine rein negative, Abkehr von der Kultur. Positive Ziele treten erst in einem späteren Stadium auf. Und auch diese sind ungreifbar, in den einzelnen Lagern sich widersprechend, oder sie sind von außen in die Jugendbewegung hineingetragen. In ihren Anfängen, und die sind für das Verständnis der Jugendbewegung entscheidend, ist sie ziellos, dafür aber kraft- und werde-bewußt: grenzenloser Idealismus.

In einer Schrift Theo Herrles über die deutsche Jugendbewegung steht der Satz: „Von der Jugend spricht man in der Kultur erst, wenn man das Alter fühlt". Dies gilt nur insoweit, als sich die Träger der Kultur auf die Jugend besinnen, nicht aber von einer Jugendbewegung, die von der Jugend selbst getragen wird. Aber das Besinnen auf die Jugend ist tatsächlich der heutigen Jugendbewegung vorausgegangen und hat dieselben Grundlagen wie diese, nämlich Gegensätze zur herrschenden Kultur. Gegensätze, bedingt durch eine unheimliche Entwicklung, das Bild unserer Kultur zu einer Fratze zerreißend.

Eine Entwicklung kann sprunghaft sein, ohne die Einheit der Kultur zu vernichten, wenn sie alle Hauptgebiete geistigen Wachstums betrifft, oder wenn sie auf wenigen so kraftvoll einsetzt, daß sie die übrigen mit sich fortreißt. So war sie in Deutschland und, in geringerem Grade, auch anderswo in dem letzten halben Jahrhundert nicht. Sie beruhte auf einem Riesenaufschwung der Naturwissenschaften und griff nur auf deren benachbarte Wissenschaftsgebiete über, während die großen Geistesdistrikte, die mit Sitte, Recht, Kunst, Kirche, Philosophie, Erziehung im Zusammenhang stehen, von ihr unberührt, eigene Entwicklungsrichtungen einschlugen oder in alten Anschauungen stecken blieben. Und dies mußte geschehen, weil der Fortschritt der Naturwissenschaften sich auf einem Spezialistentum aufbaute und zu immer weitergehendem Spezialistentum führte. Nur in Wenigen entstand durch die hoch entwickelten Naturwissenschaften ein einheitlich geschlossenes Weltbild, in Gemütstiefen wurzelnd und auf Grund seiner Gefühlsstärke andere mit sich reißend. Im allgemeinen fand das naturwissenschaftliche Denken, der Geist der voranziehenden Wissenschaft, den Weg in die Grundlagen geistigen Seins nicht. Zwar übernahmen Medizin, Technik, Industrie, Handel usw., alle jene Gebiete, die unser äußeres Dasein formen, die Ergebnisse naturwissenschaftlichen Forschens, aber vom Geist, der in der Tiefe dieser Wissenschaft wohnt, der nicht

allein praktisch verwertbare Forschungsergebnisse sondern blutwarmes geistiges Leben schafft, blieben sie unberührt. Man wollte die Natur beherrschen, nicht in ihr leben. Und das Ergebnis war jene Disharmonie zwischen äußerem und innerem Sein, wie sie seit Beginn des 20. Jahrhunderts täglich mehr in Erscheinung trat. Ja noch mehr! Die Disharmonie wurde empfunden, aber nur Wenige hatten den Mut, sie zu bekennen, ihr entgegenzutreten. Die Meisten versuchten das fehlende Innentum durch „fortschrittliches" Außentum zu verdecken, das ausbleibende geistige Wachstum hinter äußerer Aufmachung zu verstecken. Es begann die Unwahrhaftigkeit zu herrschen, Unwahrhaftigkeit von Mensch zu Mensch und Unwahrheit der Erscheinung gegenüber dem Sein. — Es könnten auch andere Gegensätze aufgezeigt werden als der obige, vielleicht stehen sie mit ihm im Zusammenhang, mir aber scheint er der wichtigste zu sein. — Das Ergebnis aller war die grenzenlos verlogene Kultur, an der auch wir kranken, und die heute noch nicht leben und nicht sterben kann.

Wie schon gesagt, blieb der Riß zwischen äußerer Erscheinung und innerem Wesen unserer Kultur nicht unbemerkt. Die Träger dieser Kultur begannen sich unsicher zu fühlen und wandten sich instinktiv der Jugend zu. „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft." Die Kirche, der Staat, die politischen Parteien, berufliche und andere Organisationen, auch die Schule, sie alle besannen sich auf die Jugend und versuchten durch Einwirkung auf sie sich selbst die Zukunft zu retten. Die Jugend wurde geradezu überfallen von Jugendpflege. Es entstanden die katholischen Kongregationen und Jugendvereine, der Nationalverband evangelischer Jünglingsbündnisse, der Verband evangelischer Jungfrauenvereine, der Verein christlicher junger Männer, die jüdischen Esrabünde; der Staat forderte und errichtete Fortbildungsschulen, veranstaltete Jugendkongresse und stellte amtliche Jugendpfleger an; die Konservativen gründeten Jugendwehren und Wehrkraftvereine, die Demokraten versuchten auf die Jugend einzuwirken, die Sozialisten entfalteten unter der Jugend eine ungeheure Werbetätigkeit; die Berufsverbände schufen Lehrlingsabteilungen, berufliche Jugendbünde, Lehrlingsheime, Gehilfenverbände; die Vereine wollten in der Jugenderziehung nicht zurückstehen. Von all diesen Organisationen der Jugendpflege ist gewiß viel Gutes ausgegangen, aber was sie taten, war Flickwerk. Die öde „Leere" unserer Kultur ließ sich so nicht beseitigen, und schließlich mußte sie auch die Jugend selbst fühlen. Und damit setzt die zweite Phase der Bewegung, die eigentliche Jugendbewegung ein.

Die bereits genannten Organisationen hatten alle den Zweck, die Jugend einem bestimmten, von den Organisationen im eigenen Interesse

gesteckten Ziel zuzuführen. Eine einzige Gruppe hatte die Jugend selbst im Auge, sie schuf die deutschen Studenten- und Schülerherbergen, an die sich später die Jugendherbergen anschlossen. Theo Herrle sagt darüber: „Man hob bei der Begründung der Einrichtung die gesunde Entwicklung des Körpers durch das Wandern hervor, die rechte Benutzung der Ferien, die Erweiterung der Kenntnisse, die Liebe zum Lande und die Hebung des Stammesbewußtseins, und gab der Jugend viel mehr: Tage des Sichselbstgehörens, bewußtes Gestalten des Fremden und unbewußtes Genießen des Neuen." Und damit hat Herrle recht. Diese Einrichtung hat unter der Jugend auch keine Werbetätigkeit auszuüben gebraucht, sie wurde bald überreichlich in Anspruch genommen. Sie kam einem gefühlsmäßigen Drang entgegen und bot so die Möglichkeit für die Entwicklung einer von der Jugend selbst getragenen Bewegung.

Wie lange wohl die deutsche Jugend die Unwahrheit der sie umgebenden Kultur gefühlt haben mag, ohne diesem Fühlen einen befreienden Ausdruck verleihen zu können? Wieviele junge Herren mögen sich gegen das Aufgehen in der allgemeinen Verlogenheit vergebens gesträubt haben! Am Anfang des neuen Jahrhunderts aber gab es in verschiedenen Städten Deutschlands kleine Schülergruppen, die, vom Verlangen nach einer reineren Umgebung getrieben, oft recht tolle Fahrten über Land unternahmen. Zu diesen Gruppen gehörte auch der kleine Kreis am Gymnasium zu Steglitz, der sich 1901 den Namen Wandervogel gab. Damit war das erlösende Wort gefunden, eine Form gegeben, in welcher die gefühlsmäßige Abneigung gegen inhaltslose Kulturerscheinungen Ausdruck finden konnte. Die Jugend verlor sich in die Natur und sprach damit unbewußt der Kultur das Urteil. Immer neue und neue ähnliche Gebilde schlossen sich dem Wandervogel an, er nahm feste Formen an, das Leben in diesen erstarb, an allen Ecken und Enden sprossen neue Gebilde, lebensprühend aber ziellos hervor, bis auch diese in festgewordenen festen Formen dahinzuwelken begannen. Parallel mit dieser Entwicklung ging das Bewußtwerden der erlebten Gefühle und deren Rechtfertigung vor dem Verstand. Man begann über den Wandervogel zu diskutieren, ihm neben Formen auch Ziele zu geben. Das führte naturgemäß zu Absplitterungen, zunächst zur Scheidung von Altwandervogel und Jungwandervogel u. s. f. Die Bewegung dehnte sich aber von der Schülerjugend auf die Arbeiterjugend aus; und die Absplitterung und fortwährende Neugründung ist ebenso ein Beweis für das starke Leben, das in diesen jungen Seelen wohnt. Jeder festen Form-, Programm- und Zielprägung weichen sie aus, denn Form, Programm und Zielsetzung bedeutete für ihr Leben das Ende. In einem Punkte sind sie sich einig, im Wandern, Sich-Verlieren an die

Natur. „Unsere Stärke ist tatsächlich die Programmlosigkeit, die Beschränkung auf das eine Wollen, die jungen Menschen für alle Lebensfragen und ihre späteren Aufgaben biegsam und frisch und frei von Vorurteilen und Einseitigkeit zu erhalten, vorerst um ihrem Charakter, der Entwicklung ihrer Persönlichkeit zu dienen."

Ich sagte, daß Zielloſigkeit ein Merkmal der Jugendbewegung sei. In dem obigen Bekenntnis des Jungwandervogels kommt aber ein Ziel sehr deutlich zum Ausdruck: die Entwicklung der Persönlichkeit. Dies ist ein Ziel, das kein Hineinwachsen in eine vorherbestimmende Form verlangt, sondern freie Entfaltung eigensten Innentums. Was jedoch der deutschen Jugendbewegung fehlt, ist ein allen gemeinsames Ziel von fest umrissenen Formen. Ein solches könnte nur aus einer bestehenden Kultur entnommen werden. Die bestehende Kultur aber wird abgelehnt. Eine neue, wahrhaftere kann nur durch wahrhaftige Persönlichkeiten geschaffen werden. Also muß sich die Jugendbewegung, sofern sie aufrichtig sein soll, mit diesem irrationalen Ziel begnügen. Und daß sie im allgemeinen wahrhaftig ist, zeigt sich gerade in der fortwährenden Sprengung einengender Formen und Programme und in der Ablehnung kumulativer Zielsetzung.

Durch das Wandern entwickelte sich in der deutschen Jugend von Heuchelei freie Begeisterung, Bedürfnislosigkeit und vor allem ein starkes Körpergefühl. Das letztere führte zu einem gesteigerten Selbstgefühl und Selbstbewußtsein und schließlich zum Kampf. Indem G. Wyneken am 1. Mai 1913 die gesetzliche Verantwortung für den „Anfang", Zeitschrift der Jugend, übernahm, war der Ort für freie Meinungsäußerung geschaffen. „Laßt es euch nicht genug sein, unsere Jugend zum Kampf gegen die Schule aufzufordern, sondern zeigt ihr unseren Weg, zeigt ihnen das Land, in das er führt und in dem wir leben wollen, weckt in ihr das Verlangen, an der Schaffung einer wahren Kultur mitzuarbeiten." Dieser Aufruf im 6. Heft zeigt, daß auf die Phase des Sich-Verlierens an die Natur die Kampf- und Arbeitsphase folgte. In diesen Heften kam die ganze stürmische Sehnsucht der Jugend nach Offenheit und Wahrheit zum Ausdruck, und sie erregten dementsprechend auch einen ungeheuren Sturm. Dessenungeachtet ging die Bewegung weiter. Freideutsch wurde sie genannt, und die Verbände, die 1913 auf dem Hohen Meißner bei Bebra zusammenkamen, schufen das Bekenntnis: „Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein." Ihm folgte nach dem Krieg das neue Bekenntnis: „Die Freideutsche Jugend will die Entfesselung der menschlichen Seele und die Entfaltung aller gemeinschaftsbildenden Kräfte. Sie ringt um die Idee des Menschheitsreiches

der Brüderlichkeit und gegenseitigen Hilfe, das allen Volksgenossen und Völkern ein Leben nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, in innerer Wahrhaftigkeit ermöglichen soll." Damit war die freideutsche Jugend freilich kein Bund mehr, sondern eine Gesinnung. Denn gleichzeitig mit den nach dem Krieg erfolgenden Programmaufstellungen verlor sich die freideutsche Jugend in verschiedene Richtungen, was hauptsächlich äußeren Einflüssen zuzuschreiben ist. Die Völkischen schlossen sich zum Jungdeutschen Ring zusammen, die Menschheitler fanden sich im Lager der Kommunisten, ein Teil bildete die Entschiedene Jugend. Eines aber blieb ihnen gemeinsam, die Sehnsucht nach wahrer Kultur. Ihre Grundmotive decken sich mit denen, die nach dem Krieg so viele andere deutsche Geister zu sehnsüchtigem Händeausstrecken und ruhelosem Suchen treibt.

Von ihnen allen gilt der Satz, den K. Schmidt, Leipzig, für die deutsche Philosophie geprägt hat: „Die deutsche Erde hat gebebt, Tempel sind eingestürzt, uralte Wegmarken im Schutt begraben, wir haben uns im Sturm verirrt, und nun strebt die deutsche Seele nach neuem Halt, nach neuen geistigen Existenzmöglichkeiten." Man darf bloß nicht vergessen, daß die eingestürzten Tempel schon lange vor dem Krieg leer standen, daß die Wegmarken in die Irre zeigten, die Verirrung und Haltlosigkeit bereits vollkommen war — nicht allein in Deutschland. Der Krieg hat nur wie ein Gewitter alles durcheinander gerüttelt, das Morsche gestürzt und mit seinen Blitzen die klaffenden Risse unseres kunstvoll zusammengeflickten und verklebten Kulturpalastes grell beleuchtet.

## Angelus

Von Hans Wühr

Es liegt eine kleine Stadt
im Dunkeln und träumt,
und ein Blütenmeer hat
das ganze umsäumt.

Und durch ein Gäßchen irgendwo
geht meine Mutter, still und allein,
das flimmert um sie und leuchtet so
wie Heiligenschein.

Und leise zieht durch den Abend
ein Blütenduft und verweht —
die Glocken läuten: Ave Maria,
und jeder Klang ist Gebet.

# Neue Bücher und Schriften

**Richard Billinger. Ueber die Aecker, Gedichte.** (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1923). Wovon die deutsche Lyrik der letzten 15 Jahre vorzüglich bestimmt wurde, war die Stadt, nicht die verträumte, in Hügeln gebettete Kleinstadt Thüringens, Frankens oder die in Ebenen gestreute Ostpreußens und Mecklenburgs, sondern die Stadt ohne Landschaft, die Stadt, welche selbst eine eigene Landschaft ist, die Großstadt. Hier, wo unsere Zeit ihre geistigen Schlachtfelder gefunden hat, entstand die neue Lyrik. Wenn ihre Dichter auch aus den Provinzen zuströmten, so gab doch die Straße, das Bild und noch mehr die geistige Atmosphäre der Stadt, die wieder durch die Qual der Zeit bestimmt wurden, den Anlaß zum Erleben, wenigstens bei der Großzahl der Dichter. Daß das Geschaffene dabei notwendig sprunghaft erschien, als Spiegel aller tausendfältigen Bewegungen des Heute einen oft gebrochenen Schein widerstrahlte, ist nur ein Beweis für die Verwurzelung der Kunst mit dem Zeitleben, aus dem sie geboren wird.

Wird aber die Flut der neuen Lyrik gesichtet nach dem wahrhaft, trotz seiner Zeitentstehung, zeitlos Wertvollen, so bleiben außer dem großen Stefan George nur die zwei Toten übrig: Georg Trakl, Georg Heym — Georg Heym, der Erschauer ungeheurer Visionen, Georg Trakl, der aus der Schwermut der Landschaft geborene Nachfahre Hölderlins.

Bei all diesen ist die Stadt mit ihren verwirrenden Einflüssen überwunden oder übergangen, nicht mehr oder noch nicht der übermächtige Götze, sondern höchstens wie bei Heym Gegenstand der Darstellung, wohl Erlebnis, aber kein entwurzelndes.

Richard Billinger nun, der auch neben diesen Dichtern Beachtung verdient, ist vom Lande. Ihm ist die Stadt innerlich unbekannt, sie gilt ihm nichts. Er bringt von den Aeckern einfache und einfältig-große Gefühle. Und noch mehr: die ruhige Klarheit einer Sprachgewalt, die wie die Natur selbst über die zerquälten Wege und Irrwege der Gegenwart wegschreitet und nur sich selbst kündet.

Es sind Gedichte ohne Probleme, wie Quadern stark; sie sind so wie sie sein müssen; daß sie in dieser Zeit entstanden sind, ist weniger fühlbar für den, der im Getriebe der Städte zu viel von den äußerlichen Krämpfen der Entwicklung bemerkt, als für den, der weiß, wie zahlreich die Schichtungen unserer Gegenwart sind. Aus der stärksten, wandlungsträgsten, aber naturträchtigsten, der Bauernwelt kommt Billinger. Er wird der Lyrik keine neuen Wege weisen in dem Sinne, daß er ihr unbekannte Gebiete erschließt, aber er, der Abseitige, hat die Kraft, ein unbewußter Führer zu sein zur geschlossenen Form, zur Ruhe und zur, von allem Intellektualismus freien, Ausdrucksfähigkeit der lyrischen Kunst. Ob er nun der Wegbereiter für den neuen Dichter ist, oder ob er es selbst ist?

**Walter Mehring, Europäische Nächte.** (Elena Gottschalk Verlag, Berlin 1924). Diese Kabarettlieder sind nicht die süßlichen einer Wiener Brettl-Bühne, sondern sind beeinflußt von Berlin, das seinen Kabarettstil in den letzten Jahren gefunden hat in einer atemraubenden unnachsichtlichen Frechheit, die sehr intellektuell durchsetzt, gleichzeitig aber auch zerquält und revolutionierend ist. Mehring ist aus dem technischen Hasten und Jagen der Gegenwart gewachsen und macht sich — selbst am tollsten voran — in der wildesten Weise über seine Umgebung lustig. Wie er, nach Joachim Ringelnatz der bedeutendste deutsche Kabarettdichter, dieses Tempo meistert, in einer Zeile oft durch Unsinn, durch das scheinbar unmotivierte Anklingen eines Volksliedes oder einer Redensart die empfundene Atmosphäre zum Tönen bringen kann, ist außerordentlich. Diese Lieder sind mehr als Witz und Humor, sie sind eine bittere und haßvolle Zeitsatire.

# Rundschau

**Zum Schulkampf.** Im parlamentarischen Kampfe um die staatlichen Minderheitenschulen, um diese Relaisposten, wo die Sprache der Vergangenheit mit der neuen Stafette in die Zukunft geschickt wird [1]) haben sich die sächsischen Abgeordneten in einer ebenso würdigen wie mutigen Weise als Vertreter des besseren Prinzips behauptet. Wenn ihnen ein voller Erfolg versagt war, so ist die Genugtuung, daß unser Recht rechte Verteidiger gefunden hat, dennoch vollkommen. Die Dankbarkeit, die ihnen gebührt, wird vielleicht nicht so allgemein empfunden und ist doch verdienter, als wenn sie auf der ganzen Linie gesiegt hätten, weil sie zum Worte gefunden haben, trotz des Bewußtseins, vergebens gegen eine von vornherein entschlossene parlamentarische Mehrheit anlaufen zu müssen. Es ist ein Zeichen von persönlichem Wert, wenn man vor der venetianischen Organisation einer Regierungspartei — deren Aufgabe darin besteht, die Wortbedeutung ihres Parteinamens durch Taten ins Gegenteil zu verkehren — sich so zu behaupten weiß, daß nur die zahlenmäßige Uebermacht als einzige Erklärung für den Sieg dieser Partei übrig bleibt, nicht aber, wie es bei liberalen Parteien sein sollte, die bessere Sache.

Vor der Rede Dr. Hans Otto Roths, dessen Ausführungen so oft durch Einwürfe einer Geistigkeit, die zum Lachen reizt, gestört wurden, dessen Entgegnungen aber den Niveauunterschied zwischen dieser und der seinen fühlbar werden ließen, möge für uns, Deutsche des Landes, nur das Gefühl des Stolzes Platz haben. Im Kampf der Gesinnungen, die hier aufeinanderprallten, sind wir Sieger, — man erkenne das mit Freude aus den Erwiderungen, den Zwischenrufen auf Worte unserer Abgeordneten, denn was da gegen sie laut wurde, war ein sehr bewußtes Wegspringen vor der Wahrheit. Wir sind am schrankenlosesten moralische Sieger vor dem Minister — Angheleşcu heißt er —, der, zum Pädagogen eines Landes bestellt, die Fibel als Waffe gegen die Minderheiten schwingt.

**Deutsches Theater in Rumänien.** Zwei Kundmachungen der verantwortlichen Leiter unseres Theaters liegen mir vor, beide ehrlich und voll Selbsterkenntnis. Die erste wurde von Max Werner Lenz, dem künstlerischen Leiter, verfaßt und spricht als Werbeaufruf zu jenen Schauspielern, die die Idee ihres zur Kunst berufenen Lebens klar und rein in sich tragen. Lenz ruft ihnen zu:

„Das deutsche Theater in Rumänien ist ein Volkstheater. Es hat kulturelle Verpflichtungen, mehr als jedes andere deutsche Theater, da es für deutsche Menschen spielt, die räumlich von allen Kulturzentren Deutschlands getrennt sind und die daher in ihren öffentlichen Einrichtungen, wie Schule und Theater, besonders hohe Anforderungen an alle Beteiligten, dem deutschen Wesen dienenden stellen müssen. Diese Anforderungen werden nicht nur an das künstlerische Niveau des Schauspielers gestellt, sondern ganz besonders an sein menschliches Verhalten. Der Reisebetrieb des Theaters bringt es mit sich, daß wir durch das häufige Wohnen in Privatquartieren in engsten persönlichen Kontakt mit der deutschen Bevölkerung kommen. Dieser Kontakt soll aber nicht nur ein äußerlicher bleiben. Wir sollen in eine enge Verbindung mit der Volksgemeinschaft Siebenbürgens und des Banates kommen. Nicht ästhetische Taten sind es die wir am Theater zu vollbringen haben werden, sondern unsere Aufgabe wird es sein, Leben zu vermitteln. Nicht Komödianten tun uns not, die ihre eigene Menschlichkeit über dem leeren Rollengeplapper verloren haben, nicht eitle Puppen, die den

1) Es sei hier auf die 1. Flugschrift des Allg. sieb.-deutsch. Jugendbundes „Die sächsische Schule" hingewiesen (Verlag Horeth, Schäßburg).

Weg zur Bühne genommen haben, um ihr kleines Nichts auszustellen, um das sich sonst kein Mensch kümmern würde — nein, wir brauchen Schauspieler, die sich den Begriff „Theater" (trotz Kino, Operette, Regiesensation, Zeitungsgeschrei, Starbetrieb und ästhetischer Spielerei) rein erhalten haben, die noch wissen, daß Ergriffenheit und Hingabe nur durch Ergriffene und Hingegebene ausgelöst werden können. Wir engagieren nicht „Schauspieler", ohne nach dem Menschen etwas zu fragen, wir engagieren den ganzen Menschen. Wer in künstlerischen Dingen feilschen will, und nicht bereit ist, sich mit jugendlicher Hingabe zu verschwenden, der bleibe zu Hause und nähre sich redlich. Er weiß nicht im Leisesten, was für eine strenge Forderung das Wort „Kunst" enthält. Wir wollen uns auch nicht von vornherein Künstler nennen und bescheiden sein. Besser wäre es, wir wählten den Titel „Diener" und überließen es dem Geist, dem wir dienen, uns vielleicht einmal mit dem letzten Titel „Künstler" zu adeln. Wenn wir auch die Namenlosen bleiben würden, was schadet das. Wir suchen keinen Namen sondern eine Tat. Ich spreche das mit aller Schärfe aus, um alle die abzuschrecken, die nur Komödianten sind, ohne Bewußtsein ihrer geistigen und kulturellen Verantwortung, die aber auch nie empfinden werden: die Freude, die vollkommene Hingabe an das Dienen im Geiste . . . ."

Die Gesinnung, die sich hier offenbart, findet ihren weitern Ausdruck in der zweiten Kundmachung des Theaters, die sich an das Publikum wendet, wenn sie sagt:

„Organisationsfragen — Kinderkrankheiten, wie sie jedes Unternehmen durchmachen muß, haben der vergangenen Spielzeit manche Schwierigkeiten in den Weg gelegt. . . Das zweite Jahr wird weniger Tasten und Suchen sein, als vielmehr zielbewußtes Arbeiten. Ob das Theater am Ende der zweiten Spielzeit ein Versuch geblieben oder eine Erfüllung geworden ist, das hängt zum großen Teil vom Verhalten der deutschen Volksgemeinschaft in Siebenbürgen und dem Banat ab. . . Eine Sprache, ein Geist, ein Schicksal bindet uns. Ein Theater tüt uns not, an welchem die Kraft des Erlebnisses in der Stunde des Spiels Schauspieler und Zuschauer zu einer gleichfühlenden Einheit werden läßt... Erschüttern der Seelen durch großes Schicksal, Hellhörigmachen für die Stimmen unserer Sehnsucht, aber auch Erheiterung und Erlösung aus alltäglicher Sorge und Gepreßtheit, das ist die Aufgabe des Theaters... Eine Kanzel der Kunst: so fassen wir dieses Theater und unser Wirken darin auf. Wir wollen mit dem Wagemut und dem Uebermut der Glaubensgewißheit zu euch reden und zu der höchsten Menschlichkeit und Göttlichkeit der Kunst überreden. Wir wollen uns nicht schonen, immer noch mehr tun als wir versprechen können, wenn wir nur spüren, daß der Funke hineinspringt in den Zuschauerraum und in der Seele des Zuhörers die reinigende Flamme entfacht!"

Im September beginnt die neue Spielzeit. Die alte hat das Theater als unser Schuldner beschlossen. Neue Kräfte werden vor uns treten. Wünschen wir, daß der Geist, der sich in den zitierten Äußerungen erfassen läßt, Kraft finde, uns, die Zuhörer, zu Beschenkten, zu Schuldnern zu machen.

Zu Schuldnern — nicht an unserer Pflicht, die müssen wir erfüllen, als Gastgeber, als Besucher, aber mehr noch als hingegebene Empfänger einer Welt, die lebendiger ist als die Umgebung, aus der unser Publikum stammt.

Um dieses Publikum geht's. Wir wissen nicht, ob unser Theater schon jetzt erfüllen wird, was es erfüllen soll, ja wir halten es für unmöglich, weil — selbst wenn das Ensemble das beste der Welt wäre — eben das Publikum noch zu wenig Resonanzgefühl aufbringen kann, um die Künstler zur vollsten Entfaltung zu zwingen. Aber was uns an ein Besserwerden glauben läßt, ist die Gesinnung der Theaterleitung,

dieser frische Mut und dieser Ernst in den Kundmachungen; ein Ernst, der weiß, daß der Künstler der Bestimmende sein muß, besonders bei unserm Publikum.

Möge das Publikum das tun, was es tun kann: menschlich dem Schauspieler entgegenkommen, vorurteilsfrei vor sein Schaffen treten, andächtig sein vor der wahren Leistung und voll Bewußtsein dafür, daß Theater ein Mittel der Selbstbehauptung und Selbsterhöhung ist für den Einzelnen und für die Gesamtheit.

**Wachet und filmet!** Das Honterusfest in Kronstadt ist gefilmt worden. Der Film führt die Ausdrucksmittel des Lichtspiels bis zur letzten Konsequenz, zur vollendeten Schwarz-Weißwirkung, zum Spiel von Silhouetten auf grellbesonntem Hintergrund. Die Aufzüge, zu schnell gekurbelt, rasen vorüber, als ginge es — wie ein Bekannter sagte — zum Lammsbrüstlessen und nicht ins Grüne. Voran ging die Stadtkapelle. Kinder, Vereine springen vorüber mit durchgedrückten Knieen, Schnelläufer. Automobile sausen — Sinnbilder des ungeheuren Andrangs zum Feste. Ein Motorrad fährt vor dem staunenden Publikum unentwegt im Kreis herum. Plötzlich sichtbar, beinahe erkennbar tauchen Redner auf aus einer Flut von geschwenkten Hüten. Dann Turner — sie turnen natürlich. Dann einsam das Denkmal, die rechte Hand des Honterus gerichtet auf die alte Schule, in der linken die metallene Schulordnung. Um die Ecke der Kirche eilen wohlbeleibte Männer heran — der Zwischentext verkündet: „Abiturienten des Jahrganges 1894" — sie schütteln sich die Fäuste, alle zehn kräftig und hurtig die Fäuste. Und das ist wahrhaftig gefilmt und vorgeführt worden, als Ausschnitt aus dem Leben und Treiben Kronstadts, so als wollte man sagen: „Sieh, da kommen plötzlich Männer vor das Honterusdenkmal, und wenn sie sich die Hände drücken, sind es alte Schulkameraden, die hier ihr Maturajubiläum feiern, schlicht, aber männlich. Das passiert an jedem Honterusfest. Da ist gar nichts dabei. Wir drücken uns alle einmal vor dem Honterusdenkmal die Hände und werden dabei gefilmt. Das ist nun einmal so bei uns."

Die Kirche wird gezeigt, und da die Bildhöhe sie nicht fassen kann, läuft der Blick an den Mauern hinauf. Der Turm fällt auf den Rücken vor diesem Ausweg der Technik. Das alte und neue Gymnasium beugen gleichfalls die Dächer zurück. Dann gehts über die Zinne in kronstädter Straßen, in denen Statisten mit Seitwärtsblicken ungezwungen promenieren. Und schon sind wir am „Treffpunkt der eleganten Welt" angelangt, beim „Kino Modern". Als Vertreter dieser Welt spaziert der Besitzer heran.

Hier wird das Durcheinander zum Weichselzopf aller Verfilzung: Honterus und Kino, Musik und Matura, Kirche und Motorrad, Religion und Reklame, Reklame und Geschäft. Eine freudige Aussicht eröffnet sich: Im nächsten Jahre werden Sie, Herr Besitzer, den bronzenen Honterus von seinem Sockel heben und vor Ihren Bretterpalast stellen, in seiner Linken statt der Schulordnung das neueste Sensationsprogramm und den rechten Zeigefinger gerichtet auf den lichterglänzenden Eingang zum Treffpunkt der eleganten Welt.

**Der Nibelungenfilm.** Für mich wird die Frage, ob ein Film Kunstwerk sein könne, durch die Tatsache entschieden, daß es Kinostücke gibt, die an mich gerührt und eine Erschütterung in mir erzeugt haben, die anderen Kunsteindrücken entspricht. Filme wie „Anna Boleyn", wie „Tragödie der Liebe", beide schauspielerisch getragen von Emil Jannings, sind Vorläufer einer noch nicht allgemein erreichten Lichtspielkunst.

Durch die Geschäftstüchtigkeit der siebenbürgischen Kinobesitzer ist es möglich geworden, auch bei uns große Filme zu sehen. Uns rückt dies aus der provinziellen Abhängigkeit von der Tagesmeinung der Großstädte und führt uns zur Frage, ob wir ein Publikum besitzen, das in der Flut des Gespielten das Gute — und das ist beim Film außerordentlich selten — erkennen kann.

Als bedeutendster Film der letzten Zeit wird der Nibelungenfilm angepriesen. Eine Grundfrage springt hier auf: Ist es möglich, Literatur auf die Leinwand zu bringen? Das Lichtspiel, noch zu jung, gestattet uns nicht, schon heute eine Antwort zu geben. Es bleibt bloß festzustellen, daß die Lösung, die hier gesucht wurde, verfehlt ist. Der Gegensatz zwischen den auf Handlung beruhenden Ausdrucksmitteln des Filmes und der seelischen, unsichtbaren, wenn auch episch bewegten Ausdruckskraft des Nibelungenliedes zerreißt die Einheitlichkeit der Regieführung, zwingt einerseits zur Betonung der Schlachtenbilder, der Geschehnisse, und taucht die zarten Szenen in eine sentimentale Backfischsüße. Es offenbart sich ferner, daß der Regisseur Fritz Lang die Gestalten der Nibelungen nicht gleichmäßig auffaßt, er schwankt zwischen dem Liede und dem, was das Volk von dessen Helden träumt; im Liede sind — was immer vergessen wird — Menschen mit starken Trieben, keiner sittlich rein, alle mit guten und bösen Eigenschaften, eben Menschen, geformt von einem ganz großen Dichter; das Volk aber, sieht die Lichtgestalt Siegfried, die treue Kriemhild, den finsteren Hagen, den singenden Volker usw. Eine dieser beiden Auffassungen war umzusetzen, die erste dichterische, menschlich wahre hätte das reifere Bild gegeben, eine Welt; die zweite das Zugstück. Und von dieser zweiten wird Fritz Lang geleitet — nicht immer; es gibt Szenen voll Leben, wenn sie auch durch die Mittel des Films bestimmt werden (Kampfbilder, Ritte, die Hunnen), aber die Gestalten sind einseitig, der Siegfried aus dem Plakat einer Bonbonfabrik geschnitten, der Gunther ein Schwächling, Hagen ein sinnloser Totschläger, Brunhilde eine Modejüdin aus Berlin W, Volker ein winselnder Lautenspieler, Kriemhild, auch als schauspielerische Leistung miserabel, keine Frau, sondern zuerst ein Püppchen, später eine starre Bildsäule, ohne Leidenschaft.

Diese Figuren sind auf die banalste Formel gebracht. Ihrer Einseitigkeit kommen Regieeinfälle entgegen, die geradezu aufreizend sind durch Lächerlichkeit: der Baum, der so stark blüht, daß man die Papierblüten rascheln hört, die Waldstämme, die so glatt und hoch sind, daß sie nur aus Pappe sein können, die tanzenden Kinder inmitten der Heide; in diesen Einfällen verrät sich die intellektuelle Phantasie, die das Große der Ereignisse in der Landschaft irgendwie symbolisieren zu müssen glaubt — deshalb sind auch die Wälder stets abenteuerlich wild und düster. Eine solche Phantasie versagt sehr oft auch an den Szenen, die schon im Lied filmisch verwertbar daliegen; so wird die sehr leicht darzustellende Episode vergessen, wo Gunther von Brunhild im Schlafzimmer an den Nagel gehängt wird, vergessen die Donauweibchen und vieles andere. Das im Film Geschaffene verliert durch diese Phantasie seine Glaubwürdigkeit.

Die schauspielerischen Leistungen sind mit wenigen Ausnahmen schwach. Weshalb ist kein großer Schauspieler für diesen Film gewonnen worden? Was da mitspielt, ist steif, ist Puppe, kein Mensch. Gut ist das äußerlich Bewegte, gut die Photographie. Das, worauf es ankommt, das Menschliche, ist ungestaltet, verschwemmt von der Absichtlichkeit, mit der Geschehen und Helden volksverständlich gemacht worden sind.

Heinrich Zillich.

# Mitteilungen der Schriftleitung

Wir freuen uns, in diesem Hefte (Seite 161) ein Gedicht von Richard Billinger, dem bedeutenden österreichischen Dichter, veröffentlichen zu können.

Druckfehlerberichtigung: 3. Heft, Seite 91, Zeile 2, statt „der nasse Schnee" lies „der weiße Schnee"; auf derselben Seite, letzte Zeile des gleichen Gedichtes, statt

„entgegengezeichnet" „eingezeichnet". 4. Heft: Seite 155, Zeile 32, statt „der freundlichen Zweiheit" „der feindlichen Zweiheit"; Seite 156, erste Zeile der dort zitierten Strophe, statt „schießt wieder der Gedanke" „schießt nieder der Gedanke".

*

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle: An jedem Sonnabend der Monate Juli und August von 6—7 Uhr findet in der schwarzen Kirche zu Kronstadt unter der Leitung von Musikdirektor Viktor Bickerich eine geistliche Abendmusik statt.

Sommerausstellung für Kunst und Kunstgewerbe: Der Kunstsalon unseres Verlages stellt für kurze Zeit neben ausgewählten Bildern heimischer und ausländischer Künstler auch kunstgewerbliche Arbeiten aus wie Stickerei, Porzelane, Glas, Gold- und Silberschmuck, Teppiche.

Unser Mitarbeiter, Kunsthistoriker Dr. Hans Wühr, der das Brukenthalische Museum in Hermannstadt neu geordnet hat, wird vor seiner Abreise nach Deutschland eine Reihe von zusammenhängenden Vorträgen in Kronstadt halten u. zw. über die folgenden Themen: 1. Ueber das Betrachten von Kunstwerken (zwei Vorträge mit Lichtbildern); 2. Der Expressionismus; 3. Die Kunst des Kindes (mit Anschauungsmaterial); 4. Rembrandt (zwei Vorträge mit Lichtbildern); 5. Dürer (zwei Vorträge mit Lichtbildern); 6. Die Gemäldesammlung des Brukenthalischen Museums (mit Lichtbildern). Die Vorlesungen finden im Anfang September statt.

*

Preisausschreiben für den Entwurf eines Plakates.

Text:

Klingsor-Weihnachtsausstellung

Kunst und Kunstgewerbe unserer Heimat

Im Entwurf ist ein Raum frei zu lassen für die von uns durch Druck einzufügende Angabe von Zeit und Ort der Veranstaltung (z. B. 10.—25. Dezember im Rathaussaale). Das Klingsor-Signet (siehe Umschlagseite) soll, wenn möglich, benützt werden. Format des Plakates 47×63 in farbiger oder schwarz-weißer Ausführung.

Die druckfertigen Entwürfe sind mit einem Kennwort versehen und mit einem verschlossenen Briefumschlag, welcher den Namen des Künstlers zu enthalten hat und auf dem nur das Kennwort angeschrieben sein soll, bei unserer Geschäftsstelle bis 15. September einzureichen.

Preis: 3000 Lei.

Der preisgekrönte Entwurf geht in das Eigentum unseres Verlages über. Die Preisrichter sind: Hans Eder, Fritz Kimm, Gust Ongyerth, Dr. Hans Wühr, Dr. Heinrich Zillich.

Wir behalten uns vor, eingereichte Entwürfe, unabhängig vom Wettbewerb, anzukaufen.

Zur Bewerbung sind alle heimischen Künstler (und Dilettanten), sofern sie Abonnenten des Klingsor sind, zugelassen.

*

Wir suchen einen jungen Mitarbeiter für den Außendienst.

Alle in unserer Zeitschrift besprochenen Bücher können durch unsere Geschäftsstelle bezogen werden.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt bei Reissenberger & Co., Mediasch

# Klingsor

Siebenbürgische Zeitschrift

1. Jahr | September 1924 | Heft 6

## Geburt

Erzählung von Gerhart Pohl

Otranto ist tot. Irgendwie erloschen. Viele behaupten, ich hätte ihn ermordet. Aber heißt es Mord, einen zerfallenden Gewebeballen beiseite zu schieben, wenn er die eigene Straße zu sperren beginnt?

Otranto war sehr gut: Er bekam meine Steuerung in die Hand und jagte mich durch alle Böen, bis die Planken zu zerbröckeln begannen und die Segel überstrafft gegen die Rahen krachten. Da mußte ich ihm in die Speichen greifen.

Ich weiß nicht, warum ich mich getrieben fühle, diesen Zusammenstoß aufzuzeichnen. Vielleicht um endlich den Schutt abzubauen, den sein Durchleben auftürmte. Oder ist es nur Selbstquälerei, die schmerzhafte Süße aller Stationen in der Erinnerung noch einmal und immer wieder zu durchwandern?

Dieses Erlebnis, das mich die Zickzackkurven eines Normallebens in einem Jahr durchrasen ließ, fing sehr banal an:

Im Sommer floh ich einmal aus München, ermüdet durch anstrengende Arbeit, des Gesellschaftslebens überdrüssig. Ich fuhr ohne Begleitung in die Berge. Warum auch nicht? Ich pflegte das öfters zu tun. Ihm aber wurde es Grund, mich anzusprechen, mir innerhalb weniger Minuten klarzumachen, ich dürfe ihn begleiten und mir dann unvermittelt und sehr abgewandt eine Weltanschauung zu entwickeln, die mich damals eigentümlich berührte. Zuerst war ich sehr verstimmt über seine Art, mich anzufassen und wieder beiseite zu schieben. Ich verglich mich mit einem mageren Blumenarrangement, das eine Bürgersfrau von Zimmer zu Zimmer schleppt, je nachdem welche Gäste kommen, opponierte heftig, sprang in die Dratverhaue seiner Behauptungen und wurde durch stärkere Salven zurückgeschlagen. Auf einmal war ich still. Ich weiß nicht, ob das Schweigen der Paßstraße meine Kehle umschnürt hielt oder das Dunkel, das von den Bergen tropfte, meinen Mund ausgefüllt hatte. Die verschleierten Glockentöne seiner Stimme vermischten sich mit Käuzchenrufen

und dem eintönigen Klappern der Bergschuhe. Diese Stunde ist so unverlöschbar in mich geprägt, daß ich noch Otrantos Augen durch das Dunkel brennen sehe und seine Worte in meinen Ohren nachklingen fühle.

„Wir sind alle stinkende Leichen, die kommismäßig Bewegungen ausführen. Diese Zeit verwandelt Leben in Aas."

Mein: „Warum so in diesem Walde, unter einem Himmel, dessen Bläue Jahrtausende von Qual vergessen macht?" war das Stichwort für einen Redeschwall, der mir damals — meine Feder stockt: ja! — ekelhaft war und mich doch in Unruhe brachte.

„Bläue? Ja. Aber unerreichbar. Was nützt ein schweigender Wald, wenn überall Unterminierungen geschaffen wurden. Eines Tages fliegen sie hoch. Dann war auch dieser Wald eine Phantasmagorie. Die Bläue zerklirrt. Es bleiben die Qualen. Aber dann sind auch die zu Ende. Der Rest?: Leichenhügel, von den Leichen selbst geschaufelt in christlicher Nächstenliebe."

Seine Worte warfen die Tore auf zu einer Welt, von der ich nichts gewußt hatte. Irgend etwas rebellierte in mir:

„Verzerrung, Groteske."

Ich wagte es nicht auszusprechen. Furcht befiel mich vor Opposition. Ich hatte das Gefühl, ich müßte mich in seinen Arm hängen. Da wurde mir klar, daß ich nur ein Statist sei bei diesem Zusammenschreiten, beliebig ergänzbar. Ich redete mir erstaunte Freude ein, einen Mann kennen gelernt zu haben, der mich nicht nur als Weib nahm.

„Als Ware. Etwas. Etwas? Null."

Ich fühlte mich sehr verletzt. Von dieser Minute war locker in mir, was nach Befestigung rief nnd doch nur durch ihn befestigt werden konnte.

In der Baude angekommen, aßen wir schweigend Abendbrot. Er nahm eine Zigarette von mir, mit einer Geste der Selbstverständlichkeit, die keinen Widerspruch duldete, und kurzem Dank.

Als das Zimmermädchen fragte, ob wir ein oder zwei Zimmer wünschten, sah ich eine Klippe aufspringen. Ich stand, hochgerissen, angstüberrötet. Er aber antwortete, sachlich und scheinbar uninteressiert, wie auf die Frage eines Schutzbeamten: „Bitte zwei Zimmer." Ich sank befreit zusammen. Beim Schlafengehen vergaß er mir die Hand zu geben. Da fühlte ich mich mit Spülwasser übergossen.

Am nächsten Morgen marschierten wir, als sei das Selbstverständlichkeit, zusammen weiter. Eine steile Kurvenstraße. Über schmale Grate. Immer steiler hinauf. Er wollte mir ein paarmal die Hand reichen. Ich dankte entschieden. Da kletterte er allein weiter, schweigend, ohne sich

noch um mich zu kümmern. Ich hatte immer von einem Manne geträumt, der bei mir ist, seinen Pfad geht und mich allein schreiten läßt. Nur von Zeit zu Zeit ein Lichtsignal und der Kontakt war hergestellt.

Nun aus dem Dunkel wirrer Traumgestalten eine Plastik sich löste, fühlte ich Haß. Ja, damals schon. Ich machte Besitzansprüche und war bereit, mich zu opfern. (Opfern, flüsterte ich mir zu, ohne zu wissen, wie unrein diese Selbstlüge war.) Unsicher fühlte ich, daß auch er nicht mehr ganz gleichgültig mir gegenüberstand. Seine Beherrschung aber war mir unbegreiflich. Denn er tat nur, worum ich ihn bat. Das mit freudiger Bereitwilligkeit, aber erst, wenn ich den Auftakt gewinkt hatte.

Eine Senkung des Sattels und große Müdigkeit luden zur Ruhe ein. Nebel überspülte uns. Die Tiefe war gefüllt mit grauen Sackballen, die hochgeschichtet Sonne und Himmel verdeckten. Die endlose Weite über und unter uns war zusammengeschmolzen zu einer graugetünchten Dachkammer, in der wir nebeneinanderhockten.

Feuchte Nixenschleier überwehten uns. Tropfen zersprühten fein. Eiswind durchsprühte die Luft, scharf über unseren Köpfen. Das gab dem Rastplatz die Geschlossenheit eines Raumes. Wärme durchfloß uns. Uns? Mir war sehr heiß.

„Wenn ich ein Kind bekäme, ich ginge in die Einsamkeit und zöge es groß."

„Hüten sie sich vor einer Genoveva-Romantik. Das Außen schafft Reibungen, an denen man um so leichter zerbricht, je weniger man sie in Rechnung gestellt hat. Lassen sie vorläufig solche Späße!"

Sein Sarkasmus knallte um meine Ohren. Der wohlmeinend-pädagogische Ton bohrte Löcher in die Trommelfelle. Die Sachlichkeit in einer Debatte, die von mir provozierend-unsachlich geführt wurde, zerschlug mich. Ich hätte ihn am liebsten in die Nebelballen gestoßen und grausamen Jubel gefühlt, ihn versinken zu sehen. Es tut mir sehr wehe, das alles aufzeichnen zu müssen.

Ich weiß nicht, wie es weiterging. Hier ist die einzige Stelle, die im Dunkel des Vergessens liegt. Wo nichts aufglühen will, wie sehr ich auch den Strom meiner Erinnerung verstärke. Jedenfalls fühlte ich plötzlich seinen Arm. Eine Riesenwelle stürzte über mich. Mein Blut war eine Stromschnelle, in der das Kanu meiner Theorien steuerlos trieb. Regenbogen blühten auf und schufen in ihren Brechungen tausend Himmel, die, von phantastischen Lichtern und berückenden Düften überschwemmt, Kuppel auf Kuppel türmten.

Als ich erwachte, sah ich seine Augen. Ihr Leuchten von innen zwang mich, die meinen zu schließen.

Ich hatte meiner Mutter versprochen, am Abend heimzukommen.

Als wir die Straße zum Bahnhof schritten, siebte feiner Regen. Meine Füße tasteten unsicher. Der See leuchtete mattbleiern. Dunkle Bergmassen drohten. Schneefelder erhöhten ihre drohende Haltung noch.

Ich zog die schwere Luft schnell und stoßweise ein. Sein Blick lag über dem See und in der Pupille die bleierne Fläche. In mir die Schwere stieg barometerhaft. Ich konnte die Knie nicht mehr beugen.

„Wenn er mich jetzt anrührt, breche ich zusammen."

Ich griff nach seinem Arm. Er strich über meine Hand.

„Ich kann jetzt nicht in die Stadt zurück. Die Steine würden über mich stürzen. Bleibe bei mir!"

„Ich habe meiner Mutter . . ."

Er fuhr zurück. Seine Züge versteinten. Aus zusammengepreßten Lippen:

„Sentimentalität."

„Immer noch besser als Roheit."

„Wenn Sie die Mechanik des Lebens kennten, hätten Sie diese banale Antwort unterdrückt."

Ein Lächeln überwehte sein Gesicht —

„Roheit und Sentimentalität sind Geschwister."

Ich zog meinen Arm zurück.

„Sie sind noch sehr jung."

„Alter ist kein Vorzug."

„Ihr Pathos wäre einer besseren Sache würdig: Jugend ist keine Entschuldigung."

Ich sah auf die Schnittfläche des Sees mit dem Ufer. Mir war, als ob der Spiegel sich höbe, die Böschung überschreite und auf mich zuwachse. Eine leise Senkung, und näher stand der messerscharfe Saum. Ich wurde unruhig, da ich mich verlassen fühlte. Er faßte meinen Arm.

„Du bist in Vorurteile verstrickt. Ich liebe dich. Du weißt noch nicht, was es bedeutet."

Ich starrte in das Dämmer. Eine lange Reihe schmächtiger Frauen löste sich ab. Jede klopfte schüchtern an ein Tor und trat beiseite, schmerzhaft lächelnd, da es verschlossen blieb. Als ich mich diesem Tore näherte, sprang es selbsttätig auf.

„Wir kennen uns noch zu wenig."

„Ich kenne dich. Du wirst mich kennenlernen."

Ich hörte aus jedem Satz nur dieses: „Ich liebe dich" und wurde wankend. Da sah ich das schmale Gesicht meiner Mutter über ein Buch gebeugt und wußte, daß sie auf mich wartete.

„Meine Mutter ist eine alte Frau. Ich habe sie sehr lieb."

„Telegraphiere! Rufe sie an! Aber bleibe bei mir!"

„Wenn du mich wirklich liebst, kannst du eine Woche warten."

„Fahre zu deiner Mutter. Ich bleibe hier."

Er drehte sich weg. Die scharfe Falte um den Mund schnitt in mein Herz.

„Blicke nicht so! Ich bleibe bei dir!" —

Das Abendbrot verlief ohne Gespräch. Ich war zerschlagen, bedauerte abwechselnd meine Mutter und mich. Ich glaubte, auf einem uferlosen See zu treiben. Meine Arme erlahmten. Da schoß eine Klippe auf. Ich griff zu und war gerettet. Die Klippe trug seine Züge.

Das uns zugewiesene Zimmer war ein schmaler Spalt mit vier Bettgestellen. Eine Fensterscheibe war zerbrochen und mit Pergament-Papier verklebt. Mich fröstelte. Ich begann das Haar zu lösen. Da löschte er das Licht. Ich empfand Dankbarkeit. Wie er am Fenster lehnte, die Zigarette zwischen den langen Fingern, und in den Regen sah, war er mein Schicksal geworden. Ich hatte bis jetzt das Gefühl gehabt, ich würfe mich weg, und darüber quälende Freude empfunden. Jetzt kam ich mir erhöht vor durch ihn. Das schmerzte noch mehr. Ich schlüpfte unter die Decke. Tränen überrieselten mein Gesicht. Ekel füllte meine Kehle, Erzählungen und Traumbilder meine Phantasie. Er setzte sich auf die Bettkante und strich über mein Haar.

„Ich weiß: Es ist schwer. Aber ich liebe dich. Daher mußte ich dich zwingen."

Am Morgen erwachte ich in seinem Arm. Ich bebte von der wohligen Wärme. Ein grader Pfad lag die Zukunft gebreitet. Meine Füße schritten sicher und unbeirrbar. Das Treiben und Getriebenwerden war zu Ende.

Als ich in seine Züge sah, ruhend und stark, getragen von der Melodie einer unanfechtbaren Überlegenheit, in den Falten versteckt, aber unverkennbar jene harte Ironie, die mich zu Boden geschlagen hatte, fühlte ich das Glück der Geborgenheit. Zugleich aber den Haß der Geschlagenen. Denn damals wußte ich noch nicht, daß Hingabe keine Niederlage bedeuten muß, und daß die schwere Aufgabe der Frau darin besteht, ihr Wesen auch in der Liebe zu behaupten.

In den nächsten Wochen trafen wir wenig zusammen. Ich war damit zufrieden. Wunden brannten. Die Welt hatte Gesicht bekommen. Ich lief durch die Anlagen, sah das Spiel der Kinder mit Anteil, fühlte das Glück der kleinen Ladnerin im Arm ihres Kavaliers und den Schmerz

der resignierten alten Mädchen auf den Bänken, die sich überlaut unterhielten, wenn ein Pärchen vorüberschritt.

Einmal traf ich Otranto im Park.

„Du siehst sehr erfüllt aus. Noch ein Paar Wochen, und die Welt ist neu erwacht in dir."

Ich fühlte mich wieder als Marionette seiner Regie. Was ich mit großer Arbeit entschuldigt hatte, war Absicht gewesen: Er wollte mich nicht treffen. Abends weinte ich.

In dieser Zeit bekam meine Schwester ihr erstes Kind. Sie hatte Vertrauen zu mir. Ich trug es mit ihr. Manchmal befiel meine Schwester plötzliche Angst. Da kam sie zu mir gelaufen. Ich merkte das immer schon einige Zeit vorher, denn auch Angst stieg hoch in mir.

In einer Aprilnacht erweckte mich ein rasender Schmerz. Ich hatte so aufgeschrien, daß meine Mutter im Nebenzimmer erwachte, zu mir gelaufen kam.

„Hilde hat eben das Kind geboren. Ich fühlte den Schmerz."

Meine Mutter legte die Hand auf meine Stirne.

„Es hat noch mindestens vierzehn Tage Zeit. Du hast sehr schwer geträumt. Schlafe ruhig weiter!"

Am Morgen kam das Mädchen von Hilde, wir sollten hinüberkommen, das Kind sei heute Nacht geboren.

Seit ich jenen Schmerz gespürt hatte, rätselhaft — süß bei aller Heftigkeit, wünschte ich Mutter zu werden. Mein Blut spielte die sanfte, wehmutsvolle Melodie, die mich zu meiner Mutter zog, die jetzt auch aus dem Gesicht meiner Schwester klang.

Otranto fuhr mit Koffern, voll von Büchern, in die Alpen. Er hatte ein kleines Landhaus gemietet, um dort den Sommer zu verleben. Im Juli sollte ich nachfahren. Ende Mai schon packte mich die Sehnsucht. Ich lief durch den Englischen Garten. Das behagliche Schwatzen der Leute auf den Bänken ließ Verzweiflung hochschießen. Meine Schwester sprach nur noch von: „Bubi", ihr Mann von: „Risiko. Baisse. Dollar." Leer lief das Rad des Tages. Kein Buch kam in meine Hand, kein Gedanke in meinen Kopf. Immer nur dieses Gefühl der Verlassenheit und Sehnsucht. Ekel packte mich vor der Hohlheit meines Lebens, der sich so verdichtete, daß ich zu fliehen beschloß. Meine Mutter weinte, als ich abfuhr.

„Ich komme in acht Wochen zurück."

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Augen suchten meine Gestalt zu umspannen. Ich verstand noch nicht, was dieses Abschiednehmen zu bedeuten hatte.

Otranto erwartete mich am Bahnhof. Sonne überfloß sein gebräuntes Gesicht. Er reichte mir kurz und fest die Hand. Ich dachte, er würde auf mich zustürzen, um mir zu danken. Denn er mußte mein vorzeitiges Kommen für ein Opfer halten, da ich ihm nichts von meiner Hilflosigkeit geschrieben hatte. Ich war enttäuscht. Später sah ich ein, daß er wieder einmal den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Denn es gibt keine Opfer um unseres Blutes willen.

Die Tage waren Wasser und Wiesen, umwölbt von Bläue, umrahmt von schneeschimmrigen Gebirgsmassen. Wir badeten oder liefen in die Berge. Nachmittags und abends arbeitete Otranto. Da war ich allein und las. Die meisten seiner Bücher erschienen mir spitzfindig und langweilten mich. Schließlich kam ich auf Dostojewsky. Er wurde ein Dämon, der mein Leben in die Hand bekam. Ich kannte nur noch seine Welt. Alpen, Wiesen und See füllten sich mit seinen Gestalten. Ich eiferte mit dem jüngsten Karamasow. Sah die Welt durch die Augen des Pater Sosima. Fühlte das Blut der Vernichtung meinen Körper durchrieseln, wenn ich an Nastadsna Phillipowna dachte.

Otranto lächelte, wenn er meine erregten Debatten hörte.

„Dostojewsky ist groß. Lies Flaubert, und du wirst erkennen, daß auch Größe ein relativer Begriff ist. Überwuchert die Welt des Franzosen deine Phantasie, greife zu Hamsun. Es gibt nichts so Großes, daß man vor ihm sein Ich aufgeben dürfte. Frauen neigen dazu, vor Göttern zu knien und sich selbst aufopferungsvoll auf den diversen Altärchen darzubringen. In der Liebe. In Bezirken des Geistigen. Frauen sind immer abhängig."

„Und du bist spitzfindig, intellektuell! Was nützen deine Bücher voller Probleme? Es liest sie doch niemand. Wem hilft deine alles nivellierende geistige Arroganz?"

„Warum wirst du persönlich? Ich sprach prinzipiell. Auch in dieser Diskussion zeigt sich Mann und Frau. Da hilft schon kein Aufbäumen. Die Natur spricht."

Sein Lächeln ließ meine Fingerspitzen beben und mein Herz gefrieren.

„Weißt du noch, als ich dich kennen lernte, theoretisiertest du: Sich durchsetzen! Behaupten! Kommt irgendein Dostojewsky, wirfst du dich weg."

„Ich warf mich wohl auch an irgendeinen Otranto weg?"

Er zuckte die Achseln und ging in sein Zimmer.

Ich lief hinaus, rannte über frischgemähte Wiesen und warf mich weinend in einen Grashaufen. Ich kam mir beschmutzt vor und sann

auf Reinigung. Da fühlte ich wieder den Schmerz jener Nacht, als das Kind meiner Schwester geboren wurde. Ich wollte ein Kind von ihm, um ihn zu überwinden. Denn ich fühlte, daß dieser Besitz mir eine Überlegenheit gab. Er konnte nur die tote Welt der Idee formen, ich aber dann die lebendige eines Menschen.

Ein paar Tage trug ich diesen Gedanken, vorsichtig, mit dem Gefühl einer Vorschwangerschaft. Ich bedachte alle Möglichkeiten, ehe ich zu ihm ging.

Wir lagen im Bett. Der feine Duft unserer Körper vermischte sich. Die See schlug gegen die Wand des Hauses. Die dunkle Bläue des Nachthimmels tropfte durch das Fenster in sein Gesicht. Er fing die Tropfen mit den Augen und warf sie der Nacht zurück. Lange beobachtete ich ihn.

„Otranto! Ich will Mutter werden."

„Laß das, Liebe! Wir sind noch zu jung. Es wäre rücksichtslos gegen das Wesen, das durch uns Leben erhielte, und schüfe Bindungen, die wir bereuen könnten."

„Wir haben genügend Geld."

„So etwas wird nicht durch Materie entschieden."

„Du reitest auf Prinzipien. Mein Blut schreit nach Gestaltung. Gib mir deinen Samen!"

Er griff nach meiner Hand, starrte weiter in den Himmel, streichelte abgewandt mein Haar. Dann hob er langsam seine Lippen und küßte mich. Flüstern:

„Ich darf es nicht tun" drang an mein Ohr, sanft, aber zerstückelnd.

Jeden Morgen rollte die Sonne aus der Spitze des Sees, warf ihre roten Büschel über die grün-gläserne Fläche, daß sie leise zu tanzen begann, sprang ruckweise und mit rasender Rotation empor, bis sie voll am Himmel hing. Dann stieg sie auf, um wieder zu fallen, und überspielte die Schneegipfel mit rosa Licht. Ich lief durch die Wiesen und Felder, ruderte, kletterte. Immer getrieben. Leicht betäubt, als ob ein sanfter Schlag meine Stirn getroffen hätte.

Otranto war gut zu mir. Ich fühlte beglückende Spannkraft, solange er auf mir lag. Ich hoffte, er würde die Besinnung verlieren. Aber immer war ich enttäuscht. Und wieder sah ich die Sonne auftauchen und verfolgte ihre Kurve im Spiegel des Sees, mit dem sicheren Gefühl, bald werden die letzten Strahlen sich verzweifelt an den Schneegipfeln blutig reißen und der sanfteren Nacht Platz machen müssen. Doch die Sonne triumphierte wenige Stunden später, ohne daß mein Wünschen Erfüllung war.

Schließlich neigte mein Urlaub dem Ende zu. Noch eine Nacht, und ich mußte in die Stadt zurück. Ich hatte ein Ziel, um das ich kämpfte, ganz bewußt und doch nur den Instinkten folgend. Ich küßte ihn mit der Wildheit aufgepeitschter Sinne und erschloß die letzte Tiefe meines Körpers seinen Wünschen. Die Fontäne seines Blutes überspülte mich. Schon fühlte ich den Triumph des Sieges, da merkte ich, daß auch diesem Sturmlauf das Schaltwerk seiner Selbstbeherrschung standgehalten hatte. Ich erschlaffte bei der Erkenntnis, daß Otrantos Wille so stark und elastisch genug war, auch den wildesten und versteckteſten Ausbruch des Gefühls zu bändigen. Geschlagen, erniedrigte ich mich bis zur Bettelei. Noch einmal führte ich alle Gründe an, nahm die Verantwortung allein auf mich, suchte ihm zu erklären, daß eine Frau die Welt nur durch ihr Kind zu gestalten vermöchte. Die Falte stand steinern in seinem Gesicht.

„Du hast Recht. Nur sind wir zu jung. Vielleicht später. Oder willst du uns zusammenketten? Solange unsere Liebe so stark ist, brauchen wir diese Bindung nicht."

Weinend packte ich meine Koffer. Von Ekel geschüttelt und zermürbt kam ich nach München zurück . . .

Später erhielt ich einen Brief von Otranto: Er ginge nach Berlin und bitte mich, mitzukommen. Nach München käme er nicht zurück, da die dortige Atmosphäre geistlosen Rowdytums ihn zu ersticken drohe. Ich fand seinen Grund nicht stichhaltig, wollte mich auch von meiner Vaterstadt und den Alpen nicht trennen.

Unter Otrantos Umarmung zerbrachen meine Vorsätze. Der Strom seiner Persönlichkeit schwemmte mich willenlos mit. Ich empfand die Kläglichkeit meiner Haltung und versuchte sie zu ironisieren. Selbst dazu war ich zu schwach geworden.

Berlin war eine einzige Qual: Ratternde Untergrundzüge zerrissen meine Nerven. Die Steinwüste verschüttete die Quellen meiner Liebe. Unübersichtliche Menschenmassen zerrieben mich. Was Otranto Atmosphäre nannte, war für mich Stickluft. Das Tempo begeisterte ihn und kam mir unnatürlich vor. Otranto sprach von: Farbe. Ich sah nur Grau. Und doch:

Berlin war das Humusbeet, in dem meine Widerstandskraft von neuem Keime schlagen konnte, Otrantos Nichtverstehen der Frühlingsregen, der sie erstarken ließ. Täglich fuhr ich zum Dienst und wieder zurück. Das ist die einzige Erinnerung an meine Arbeit: rücksichtslos stoßende Menschen, das Stampfen der Motoren, ein Kommandoruf, und sausend flog der Zug in das Dunkel.

Ich wollte fliehen. Doch die Hilflosigkeit übersteigerter Liebe hielt mich umklammert. Otranto war ganz in seine Arbeit verwoben. Er merkte nicht, wie diese Stadt mich zerrieben hatte. Auch er wurde müde und reizbar.

„Wir wollen fliehen! In die Alpen zurück! Wir gehören in die Natur."

Er lächelte sein Lächeln und schüttelte den Kopf. Sein Achselzucken gab mir Verachtung zu verstehen.

Als ich bei ihm schlief und die brennenden Augen Nacht um Nacht gegen die Decke gekeilt sah, überkam mich Ekel vor ihm. Noch einmal bat ich, bettelte, mit mir zu gehen. Meine Bitten zerschellte der Marmor seines Blicks.

In mir war etwas aufgestanden. Ein dumpfes Drängen schob mich ziellos durch die Straßen. Ich zerschlürfte den Schnee mit den Füßen und hatte das Gefühl, unter ihm höben sich langsam Krokus und Märzbecher.

In einer Buchhandlung am Kurfürstendamm sah ich die bunte Umschlagzeichnung eines Abenteurerromans: „Tarzan". Ein kleiner, sehniger Mensch kämpfte waffenlos, aber mit scheinbar unerschütterlichem Lebenswillen gegen einen riesigen Urwaldaffen und schien die Oberhand zu gewinnen. Dieses Bild, sicher ohne künstlerischen Wert, wurde für mich erschütterndes Erlebnis. Wochenlang verfolgte es mich. Als es zu verblassen begann, fühlte ich mich getrieben, das Buch zu erwerben. Nur um immer das Bild vor Augen zu haben. Gelesen habe ich den Roman bis heute noch nicht.

Wie es dann gekommen ist, weiß ich nicht mehr. Ich könnte es auch nicht sagen, wenn ich es beeiden sollte und wollte.

Ich muß alles sehr gut vorbereitet haben. Jedenfalls fand ich, als ich eines Morgens seine Wohnung verließ, Paß und Fahrkarte in der Tasche, einen Koffer auf der Bahn.

* * *

Frühling im Engadin. Schneeüberstülpte Alpen wie in unserer Sommereinsamkeit. Zarte Luft umfließt mich wie der Hauch von Mandelblüten. Der Himmel über mir spiegelt seine intensive Bläue in den Wellen des Flußes. Strahlen der Sonne verirren sich in dem Chaos der Blüten, trunkene Schmetterlinge in meinem Haar.

Ich liege auf einer Wiese am Hang und fühle das hämmernde Blut in den Adern. Noch einmal durchfliegen meine Gedanken das letzte Jahr. Ich suche nach einem Sinn und finde, daß es gefüllt war

mit einem großen Erlebnis. Also nicht unnütz verbracht. Ich streiche dem Otranto meiner Erinnerung über das Haar mit dem Gefühl liebevoller Überlegenheit, wie eine Mutter ihrem Kinde.

Dann fühlte ich das Beben, das zu tiefst durch den wiedererwachten Körper der Natur geht und rhythmisch in mein Blut hinüberschwingt.

Von Ferne zieht in einer fliegenden Wolke ein neues Erlebnis auf. Ich werde ihm nicht aus dem Wege gehen, selbst wenn es mir neue Wunden schlägt. Kämpfen werde ich auch mit ihm und mit allem, was meine Straße sperren will, waffenlos, aus der Kraft eines unerschütterlichen Willens zum Leben, wie der kleine, sehnige Mensch gegen Tarzan, den Urwaldaffen.

Denn ich fühle mich stärker als mein Schicksal.

# Der dionysische Mensch

## Betrachtung zur Lebensanschauung der Gegenwart

Von Alfred Pomarius

Jede Zeit hat ihren besonderen Pulsschlag für den Rhythmus des menschlichen Lebens. Ihr theoretisches und praktisches Wissen und Tun, ihre politischen Konstellationen und gesellschaftlichen Schichtungen, ihre religiösen und künstlerischen Ideale bilden die großen, äußeren Grenzlinien, zwischen denen der Kreislauf des Lebens abläuft, und die Synthese all dieser Zeitmomente unter dem Gesichtspunkt des wirklichen Lebens nennt man dann den Renaissancemenschen, den Menschen des Barock, oder des Rokoko, den Gegenwartsmenschen u. s. w. Es sind Untertypen eines übergeordneten Kulturtypus, die sich dem Betrachter der Zeitepochen einer Kultur ergeben als ideelle Schemate der Menschen dieser Epochen, die er vielleicht nur in einzelnen Individuen, wenn er Glück hat, in ganzen Individuengruppen oder Generationen verwirklicht findet.

Sie sind der Ausdruck dessen, daß eine gemeinsame Lebensstimmung durch die geistigen und materiellen Tatsächlichkeiten einer Zeit geht, die jedenfalls ihre Urwurzel in dem geistigen Grundschatz des Kulturkreises hat, dem sie angehört, deren Eigentümlichkeit aber wieder durch eine besondere Mischung der Elemente sich muß erklären lassen, in die jener Grundschatz sich auflösen läßt.

Die Lebensstimmung einer Zeit kann eine in sich zerrissene oder eine harmonische sein, mit allen zwischen diesen Extremen denkbaren Zwischenstufen. „Harmonische Lebensstimmung" soll dabei nicht Selbstzufrieden-

heit, Sattheit heißen, sondern bedeutet „eine gemeinsame Lebens- und Weltanschauung, gemeinsame Ideale und ein gemeinsames geistiges Arbeitsprogramm haben." — Harmonisch in diesem Sinne war das Mittelalter, in geringerem Grade auch die Zeit des Barock und Rokoko, in sich zerrissen war die Renaissancezeit und ist — das 19. Jahrhundert und die Gegenwart.

Wir abendländischen Menschen von heute fühlen es, daß wir kein abgeschlossener Typus sind, daß etwas Unfertiges in Form gegenseitig sich bekämpfender Gedankenkräfte im modernen Geist nach einem Ausgleich strebt. Am weitesten fortgeschritten ist die Typisierung des Abendländers wohl in Nordamerika und doch ist der mechanistische Arbeitsromantizismus („romantisch" in einem erst unten näher zu erklärenden Sinne verstanden) Amerikas nur die höhere Potenz einer in Europa begonnenen einseitigen Entwickelungsrichtung, die nicht alles in sich fassen kann, was im geistigen Schoß der Gegenwart nach Ausdruck ringt. Noch fehlt der Summe der erreichten Kulturmomente die, sie zu einer lebendigen erlebbaren Einheit verbindende, gemeinsame Lebensstimmung, jedoch schließt schon die Erkenntnis einer Einseitigkeit oder Disharmonie die Einsicht ein, daß sich die Richtung angeben läßt, in der diese Disharmonie sich auflösen ließe. Und tatsächlich läßt sich aus den Richtungen der im modernen Leben wirksamen Geisteskräfte der Weg angeben, der sie zu einem harmonischen Ausgleich führen könnte, wenn auch nur als ein ideell für den Betrachter gegebenes Prinzip der Synthese, von dem es ungewiß bleibt, ob die Entwicklung es erreichen wird, oder nicht.

Sucht man nun nach einer inhaltlich näheren Bestimmung der Geisteslage der Gegenwart, als sie das Wort „disharmonisch" geben kann, so findet man sie in der ungeheuren Weite, die der intellektuelle-theoretische Horizont des abstrakten Wissens und damit die Verstandesherrschaft über die Welt erlangt hat, der eine nicht gleich große Weite des innerlichen gefühlsmäßigen Welterlebens gegenübersteht.

Daß dies als disharmonisch empfunden wird, deutet darauf hin, daß in der abendländischen Kulturseele*) ein bedeutsamer Zusammenhang zwischen dem besteht, was man Weltempfindung nennen kann, d. h. der äußerlich in Sinnen und Reflexionen erlebten Welt, und einem entsprechenden inneren Weltgefühl; ein Zusammenhang, der darin gipfelt, daß zur Abgeschlossenheit einer abendländischen Zeitepoche die Erreichung derselben Stufe beider Seiten des Geisteslebens zu gehören scheint. Da endlich

*) Daß hier Spenglerische Prinzipien in die Darstellung einfließen, ist wohl ziemlich selbstverständlich, da eine historisch eingestellte philosophische Betrachtung, wie auch die vorliegende, der Spenglerischen Kulturphilosophie und ihrer Methoden schwer entraten kann, wenn sie ihr auch nicht in alle ihre Ergebnisse folgt.

Weltgefühl nichts anders ist, als das Wesen der Religion, so kommt darin ein besonderer Zug abendländischer Religiosität zu Tage, daß es ihr nämlich bestimmt ist, in ihrer Gefühlsskala Wandlungen zu erleben, die in dem intellektuellen Verhältnis des Menschen zur Welt und Natur ihren Anstoß finden (wie auch die Reformation aus der intellektuellen Luft des Humanismus, der Renaissance, mit einem Wort der Neuzeit, hervorgegangen ist). Deshalb beschäftigt den Abendländer das allgemeine religiöse Erlebnis, das in der Frage nach dem Sinn und Wert des individuellen menschlichen Lebens liegt, immer gleichzeitig als ein Suchen nach kosmischen Werten und kosmischen Schicksalen im Individuum (Lehre von der Sünde, die ewigen Höllenstrafen, persönlicher Gott, individuelle Unsterblichkeit, Freiheit des Willens und Allmacht Gottes u. s. w.).

Aus all diesem wird verständlich, daß die Gegenwart ihre innere Zerrissenheit einerseits als ein religiöses Suchen empfindet, und daß sich ihr geistiges Ringen andererseits um das Problem der Sinngebung des menschlichen Lebens sammelt.

Um es noch einmal schärfstens zu formulieren: das Problem ist die religiöse Eroberung des in gigantischer Form in die Höhen und Weiten der Welt greifenden Verstandeslebens unserer Tage, oder: die moderne Wissenschaft und Maschine als Wegweiser einer neuen Religionsform.

Bietet nun das menschliche Leben Wege und Möglichkeiten dieses zu erreichen? Man kann sowohl vom allgemein metaphysischen Standpunkt, als auch aus der historischen Betrachtungsweise heraus diese Frage verneinen. Man geht dabei von der metaphysischen Wahrheit aus, daß Intellekt und Reflexion nur sekundäre, abgeleitete Erscheinungen des Weltwesens seien, gewissermaßen tote Geleise des Lebens, dessen echte und ursprüngliche Quellen im Intuitiven, im Instinktiven und Naiv-Genialischen liegen. Menschen und Zeiten, die nur das erstere haben, sind innerlich arm; und zur inneren Welttiefe kann kein Sehnen und Streben hinführen, man kann sie nicht *erwerben*, man muß sie *haben*.

Im individuellen Einzelleben besitzt sie z. B. der Künstler; sein Genie ruht auf Intuition und Instinkt, d. h. auf einer aus dem Unbewußten kommenden Naturkraft, und das produktive Kunstschaffen, in dem sie sich auslebt, ist dem Nichtkünstler verschlossen, weil ihm hierfür nur Verstand und Reflexion zur Verfügung stehen. Es liegt in diesen Thesen mehr als nur *ein* Körnchen Wahrheit aber es liegt auch die Gefahr der Einseitigkeit in ihnen. Denn die Reflexion ist es, die den Menschen zum Menschen macht; im Intuitiven, Instinktiven, Unbewußten ist er Natur, Leben, Urwesen, zum *Menschen* wird er in der Reflexion, im Selbstbewußtsein. In Wirklichkeit sind die Beziehungen zwischen

Bewußtem und Unbewußtem im Menschen sehr verwickelt. Auch die Kraft des Künstlers stammt nicht aus der Reflexion, aber gerade beim reifen Künstler geht oft der Intuition die Reflexion parallel, ist Reflexion nicht der Feind, sondern Vollender des künstlerischen Schaffens. So wird die reifste Kunst oft zu einer wunderbaren Harmonie zwischen Reflexion und Intuition, indem sich dem Künstler beim Schöpfen aus den Tiefen seiner Seele, Schöpfen und Geschöpftes in ein mit den Mitteln des Intellektes geformtes Bewußtsein verwandeln. (Am bedeutendsten ist dies im individuellen und überindividuellen Geistesleben in der Philosophie verwirklicht, in der daher die Grenzen zwischen Wissenschaft und Kunst ineinander fließen, und es liegt ein bedeutsames Bekenntnis darin, daß die Menschheit Philosophie an die erste Stelle im Range ihrer geistigen Betätigungen gerückt hat.) Dabei soll freilich die verhängnisvolle Rolle, die die Reflexion im Künstlerleben spielen *kann*, nicht geleugnet werden. Gerade beim reifenden Künstler gibt es Zeiten, wo das rein Intellektuelle die Kräfte des Genies zu überwuchern droht, Zeiten inneren Unausgeglichenseins, an denen mancher Künstler endgültig zerbricht, in deren Kämpfen aber bei anderen sich erst die ganze Kraft des Künstlertums entfaltet.

Ich möchte nun dieses auf den jetzigen Zustand unserer ganzen Kultur übertragen und sagen, unsere Zeit ist wie ein Künstler in der Periode innerer Zerissenheit, wo die Begriffsmaschine des Intellektes die Grenzen innerer Schauensfähigkeit überflügelt. Solche Analogien dürfen natürlich nicht zu weit getrieben werden. Die vorliegende sollte bloß an einem besonders lebendigen Beispiel dartun, daß die nicht historische Betrachtungsweise der Kulturphilosophie nicht ohne weiteres aus dem Überwiegen des Intellektualismus auf ein endgültiges Verlorensein der Kraft zur Verinnerlichung schließen dürfe.

Die historische Betrachtung hat dies bekanntlich in der höchsten Blüte, die sie getrieben hat, in der Philosophie Spenglers, in geradezu apodiktischer Form getan.

Spengler unterwirft alle Menschheitskulturen einem strengen Entwicklungsgesetz, das sie als organische Individuen höheren Grades blühen, welken und vergehen läßt, mit derselben Naturnotwendigkeit, wie die Blumen auf dem Felde. Sie haben ihre Jugendzeit und ihr Mannesalter, in die ihr großes schöpferisches Kulturleben fällt, und ihre Altersperiode, wo die schöpferischen Kräfte versiegen und nur noch der Intellekt klassifizierend, ordnend das reflexiv nacherleben kann, was die jugendliche Kulturseele als Frucht ihres intuitiven Innenlebens hinterlassen hat. Es ist klar, wo in diesem Schema der Platz für die Gegenwart ist: wir sind

über die Zeit des künstlerischen und religiösen Schaffens und Erlebens hinüber und sollen in das Greisenalter des Kulturorganismus eintreten, als dessen Vorboten wir das Emporwuchern einer rein verstandesmäßigen Weltbetrachtung erleben, die sich in vorwiegend reflexivem Tun und Erleben erschöpft: Wissenschaft, Technik, Mechanismus.

Der unsterbliche Gedanke in dieser Konzeption ist der der Kulturseele, d. i. einer geistigen Grundrichtung, die sich in jeder Kultur auslebt, aus der heraus sich alle Kulturäußerungen als zusammengehörig verstehen lassen und zu einer organischen Einheit sich zusammenschließen. Im übrigen ist aber das Schema, in das dieser Gedanke gepreßt ist, zu starr; starrer und enger als die Erfahrung über den Reichtum organischer Lebensmöglichkeiten, in den es eingefügt wird, es rechtfertigen kann. Jugend, Mannesalter, Greisentum als zeitliche Erscheinungsform des organischen Einzelindividuums genügen z. B. nicht, um die Erscheinungsformen der großen überindividuellen Einheiten des organischen, wie die großen Tier- und Pflanzenbestände, zu beschreiben; deren Leben spielt sich im Allgemeinen in verwickelteren Zusammenhängen ab. Dasselbe muß man vorsichtiger Weise auch von der Entwicklung der Menschheitskulturen voraussetzen, die ja auch geistige Einheiten höheren Grades darstellen, auf die die Anwendung von Analogien aus dem Leben der Einzelseele begrenzt ist. Und es bietet keine apodiktische Sicherheit, den Kulturtod des Abendlandes vorauszusagen, weil es eine Epoche erreicht hat, die anderwärts die Erstarrung des schöpferischen Kulturlebens bedeutete. Warum sollte es nicht eine Kulturseele geben, die mehrere Blüten aus demselben Stamm treibt, in der Weise, daß die Veräußerlichung des seelischen Innenlebens in die Welt des Verstandes und des Intellektes zu einer neuen Verinnerlichung zurückführt?

Unter diesem Gesichtspunkt verwandelt sich Spenglers kategorisch negative Beurteilung der gegenwärtigen Kulturlage in eine bloß hypothetisch negative und läßt die Möglichkeiten eines positiven Ausblicks weiter bestehen.

Es ist eigentümlich, daß man beim Suchen nach greifbareren Wegen, die sich für eine positive Lösung der heutigen Geisteskrise eröffnen könnten, auf die Gedankenwelt eines Philosophen zurückgreifen muß, aus dem auch die verneinenden Beurteiler dieser Krise so viele Anregung geschöpft haben: es ist Friedrich Nietzsche.

Der Grund dazu liegt darin, daß Nietzsches leidenschaftliche Ablehnung der abendländischen Kulturentwicklung in ihrem innersten Wesen nicht einer negativen Absicht entsprang, als welche sie sich so gerne zur Schau trug, sondern die überlebensgroße Kontrastentwicklung einer ins Positive drängenden Gefühlsrichtung war, die sich bei näherem Zusehen

als das Suchen nach einem neuen Menschenideal und derjenigen Lebensstimmung darstellt, aus der heraus jenes Ideal sich verwirklichen könnte.

Hier ist es, wo Nietzsche zum Wegeweiser der Gegenwart werden kann, indem das Ideal, das in mehr intuitiv gefühlter, als klar bewußter Form die immanent treibende Kraft seines philosophischen Schaffens war, in die Entwicklungsrichtung fällt, in der der Weg zur Harmonisierung der Geisteskrise der Gegenwart liegen könnte und deren Keime in der heutigen Kulturlage wirklich aufgezeigt werden können.

Ich möchte dieses Ideal das Dionysische nennen, ein Ausdruck, der dem Erstlingswerk Nietzsches „Die Geburt der Tragödie" entstammt, wo er zwar in ganz enger Bedeutung nur eine Lebensstimmung in der Sphäre klassischen Kunstlebens bezeichnet, in dieser Schilderung aber doch schon das Lebendigwerden jenes großen Idealeſ einleitet, das den Horizont von Nietzsches Gedankenwelt beherrscht. Gemeint ist damit die über die herkömmliche Scheidung in Optimismus und Pessimismus sich erhebende, diese Gegensätze überwindende Lebensstimmung eines höheren Tatmenschentums. Nicht roher Kraftenthusiasmus, wie man ihn so oft Nietzsche vorwirft, sondern die Vereinigung starker erdgeborener Lebenskraft und Lebensfreude mit einer weit über den heutigen Durchschnitt sich erhebenden Höhe und Freiheit geistigen Lebens und geistiger Verinnerlichung.

Die große ideelle Rückstoßkraft, die dies Ideal in Nietzsches Geist entfaltete, geht aus der Kampfstellung hervor, in der er sich gegen alle kulturellen Mächte befindet, die gegen dieses Ideal zu sprechen scheinen. Dies Gegnerische ist ihm alles Lebensschwache und Lebensfeindliche, alle Ideale und Kulturerscheinungen, die nach Lebens- und Weltflucht drängen, oder in denen das, was sich als Kraft gebärdet, heimliche Lebensschwächlichkeit ist. Das nennt er Nihilismus, in seinen abgeschwächteren Formen Romantik. Romantisch ist ihm alle Lebensstimmung, die in eine, die Möglichkeiten des irdischen Lebens übersteigende Sehnsucht ausmündet und sich Ideale setzt, die die Grenzen alles Menschlichen überfliegen; romantisch ist ihm aber auch die Herrschaft einseitiger Ideale über den Geist, die den Reichtum des Lebendigen nicht auszuschöpfen vermögen. Er verwirft nicht die Kulturäußerungen als solche, nicht Religion, Kunst, Wissenschaft als solche, sondern nihilistische (romantische) Religion, Kunst ꝛc. Was ihm vorschwebt ist dionysische Religion, Kunst, Wissenschaft u. s. w. So stellt sich Nietzsches Philosophie dar als das Suchen nach dem dionysischen Menschen, eine Formel, die abweichend von der herkömmlichen Einteilung in drei Perioden, sein Schaffen einem einheitlichen Gesichtspunkt unterstellt und gleichzeitig

zum Schlüssel für die Auflösung der vielen scheinbaren Widersprüche wird, die seine Schriften durchziehen. Im Sinne dieser Formel ergibt sich dann der negative Ausdruck seiner Gedankenwelt in Form der umfassenden Kulturkritik, als Folge seiner Stellung zum Christentum, seiner Überzeugung, daß das Christentum im Kerne seiner Ideale nihilistisch und damit die ganze europäische Kultur als eine wesentlich christliche im Dienste lebensfremder Mächte sei. So hat er seine Aufgabe darin gefunden, in allen Gebieten der Kunst, des Denkens, des wirklichen Lebens die nihilistischen bezw. romantischen Elemente aufzuspüren, um sie an dem Kriterium des in ihm wirksamen dionysischen Ideales zu messen. Positiveren Aufschluß über dieses Ideal gibt vor allem eines seiner Bücher, wo das Bild des dionysischen Menschen sich in klareren Umrissen ans Licht zu ringen beginnt, wenn es auch noch in einer eigentümlich persönlichen Gefühlssphäre des Philosophen befangen bleibt: im Zarathustra.

Zarathustra besitzt die schon oben erwähnte, für das Dionysische entscheidend charakteristische Lebensstimmung einer Vereinigung höchster Geisteskultur und reinster geistiger Abgeklärtheit mit einer unwiderstehlichen naturgewaltigen Lebensbejahung. Es war eine Vereinigung, wie sie Nietzsche am europäischen Kulturdurchschnitt tatsächlich nicht beobachten konnte. Wo er dort geistige Hochzucht antraf, verband sie sich meistens mit einer Degeneration des Lebenswillens, und wo dieser ungeschwächt wirksam war, verflachte das Geistesleben. So stellt sich Zarathustra als die Synthese zweier auseinanderfallender Lebensmomente der Gegenwart in einem umfassenderen Menschentypus dar.

Aus dem einen dieser Lebensmomente wächst der Hochflug von Zarathustras Gedankenwelt, das mit wunderbarer Gerechtigkeit über allen Dingen Schweben, das Spielen eines kristallhellen Geistes mit den Einzeldingen und Problemen der Welt und des Menschenlebens. Aus dem anderen Momente geht das hervor, was man Zarathustras Diesseitskultur nennen kann: das liebevolle, lustvolle Versenken in alle Dinge dieser Erde und dieses Lebens als ein tiefes Erleben der Geheimnisse alles Daseins auch in den kleinsten Wesenheiten des Weltlaufes und Lebensschicksals, das „Seid umschlungen Millionen" eines Geistes, der heißestes Lebensfeuer und kühlstes Eis der Erkenntnis ist.

In der Zarathustragestalt hat Nietzsche nur ganz allgemeine, wenn auch grundlegende Züge einer dionysischen Wendung der Gegenwart gezeichnet, weshalb auch diese Gestalt in ihrer Einsiedler- und Prophetenglorie ganz in den Fernen dichterischen Schauens entrückt bleibt. Beachtet man daneben noch das unklare Ringen des Philosophen mit dem Gedanken des Übermenschen, so wird es offenbar, daß Nietzsche mit dem dionysischen Ideal nie ganz ins Reine gekommen ist.

Ihm sind die näheren Zusammenhänge des Dionysischen mit dem abendländischen Kulturwesen verborgen geblieben. Für ihn war es das ganz Neue, die Umwertung aller Werte, die Überwindung des Menschen. Erst der Spenglerische Gedanke von der organischen Einheit des Kulturlebens läßt nach dem verknüpfenden Bande zwischen dem Gestern, dem Heute und dem Morgen suchen.

Und da stellt sich denn die Sachlage ungefähr folgendermaßen dar:

Das Dionysische ist eine Teilerscheinung der abendländischen oder faustischen (Spengler) Kulturseele; es ist die eine der beiden Lebensstimmungen, in denen das Unendlichkeitserleben, worin Spengler das Wesen dieser Kulturseele setzt, sich gefühlsmäßig äußert. Man kann Nietzsche und Spengler vereinigend sagen, daß das Erlebnis des Unendlichen ist: einmal das Streben nach einem unendlichen Objekt (romantisches Urerlebnis, das offen oder in seiner Tendenz den Nihilismus in sich schließt, als die Verneinung des Lebens, weil es der Erlangung eines solchen Objektes unüberwindliche Schranken setzt), und dann das Erleben der Erfüllung des Unendlichen im Streben allein (dionysisches Urerlebnis, das die Lebensbejahung in sich schließt, weil das Leben dieses Erlebnis immer wieder geboren werden läßt).

Die Lebensstimmung des faustischen Menschen ruht also gleichzeitig im Romantischen und im Dionysischen. Wir alle sind sowohl romantisch als dionysisch, sind in manchen Augenblicken des Lebens das Eine mehr als das Andere.

So wird der Abendländer nie im absoluten Sinne romantisch oder dionysisch sein, aber es kann die eine dieser Lebensstimmungen über die andere das bestimmunggebende Übergewicht erlangen und dann kann man vom romantischen oder dionysischen Menschen sprechen (der Typus des romantischen Menschen ist etwa Hölderlin, der des dionysischen Goethe).

So erfüllt sich denn das Schicksal von Nietzsches Gedankenwelt darin, daß es das von ihm gesuchte Ideal schon gab, daß es schon oft im Kulturkreis des Abendlandes verwirklicht war, wenn auch nur in einzelnen Individuen. Was er richtig erkannt hatte, war der romantische Schleier, den die faustische Seele auf all ihre bisherigen Kulturerscheinungen geworfen hatte, aber daß diese romantische Seite in einer eigenartigen Mischung mit der dionysischen sich befand, hat er zwar andeutungsweise empfunden, aber nie klar erkannt. Und doch lebt auch dort, wo die romantische Athmosphäre am dichtesten ist, gewißermaßen unterirdisch das Dionysische weiter, flackert in jedem einzelnen Individuum des faustischen Kulturganzen, bricht oft wie in starken Blitzen in den großen Persönlichkeiten hervor, die diese Kultur in ihrem Gange führen.

Wenn man nun ein gewisses Recht Nietzsches anerkennt, unsere Kultur romantisch oder nihilistisch zu nennen, so erhebt sich sofort die Frage, woher dies Überwiegen des Romantischen über das Dionysische herrührt, wenn beide nebengeordnete Elemente der faustischen Seele sein sollen? Diese Frage führt gleichzeitig in den Kern der Betrachtung über die heutige Kulturlage zurück. Die Lösung kann folgendermaßen gesucht werden: das Dionysische ist die durch das hellste Bewußtsein erleuchtete lebendige Seelenkraft des faustischen Menschentums, das mit dem Wissen seiner selbst im Sinne des intellektuellen Lebens gesehene Seelenwesen. Ein Seelenzustand, zu dessen Veranschaulichung schon einmal die Analogie mancher reifen schaffenden Künstlernaturen herangezogen worden ist: Harmonie von Intellekt und Intuition. Das Dionysische ist also nicht in Form einer kausalen, aber einer notwendig begleitenden Bedingung gebunden an eine hohe Entwickelung des Intellektes. Nennt man einen solchen Zustand den des Wachseins der Seele, so ist der Ort des Dionysischen die wache Seele, derjenige des Romantischen die nichtwache, noch suchende, befangene Seele.

Auf das Problem der faustischen Kulturseele übertragen heißt das, daß dort wo diese im mehr oder weniger bewußtlosem Wirken der in ihr tätigen Geisteskräfte lebt, sie vorwiegend romantisch empfinden würde, und daß ein Überwiegen des Dionysischen dann stattfinden könnte, wenn sie zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht, d. h. auf die Bahn selbständiger intellektueller Entwickelung gelangt ist. Den Beginn dieser Entwickelung kann man in das 16. Jahrhundert setzen. Sie hat gleich mit großer Kraft eingesetzt, ohne aber in den ersten Jahrhunderten ihre volle Auswirkung im Innenleben der Kulturseele zu erreichen. Diese fand vielmehr erst im 19. Jahrhundert statt, wo plötzlich das intellektuelle Moment, ungeheuer in die Breite wirkend, fast den ganzen kulturellen Lebensraum erfüllte und damit jene Geisteslage herbeiführte, die wir heute als eine Disharmonie der Seelenkräfte empfinden. Es ist das Wachwerden der Kulturseele, begleitet von einer Veräußerlichung bisheriger innerer Werte in reflexives Gedankenmaterial.

Was aus dieser Lage heraus und zum Ausgleich der so entstandenen seelischen Leere hinführen kann, ist die dionysische Lebensstimmung; sie ist die von der Kulturlage der Gegenwart geforderte, aber auch schon in vielen Zeichen der Zeit vorgebildete Umformung des abendländischen Menschentums; und der Gegenwarts- und Zukunftsmensch, der nicht entartet, wird ein dionysischer Mensch sein müssen. (Dieses auch hier nicht absolut, sondern als ein Überwiegen des Dionysischen in der Seele der Gesamtheit und der Individuen verstanden).

(Schluß folgt)

## Pause im Gespräch

Von Hans Speier

Nur aus der Furcht schien unser Wort ersonnen
nur aus Geheimnis, das im Blute fleht:
„Wenn man mich löset bin ich schon zerronnen,

wenn man mich faßt, bin ich verweht,
o — lasset mich so spielerisch umsponnen
wie ihr es beide wunderlich versteht.

Ihr spürt es ja: die Tiefe dieser Nacht
das ist die Zeit, in der ich jäh entbrenne,
denn eure Qual ist's, die mich so entfacht.

Fühlt ihr es nicht als ob ein Sturm begänne
nun — da ihr plötzlich wie im Rausche lacht?"

## Der Zigeuner und das türkische Pferd

oder

## Der Zigeuner, der ein Pferd ausbrütet

Siebenbürgisches Volksmärchen, nacherzählt von Johann Plattner

Ein Zigeuner hatte 100 Kinder. „Kommt," sagte er beim Abendessen, „gehen wir morgen in den Wald und bringen wir uns 101 Fuhren Holz, dann haben wir Holz für den ganzen Winter." Er meinte unter Fuhr, großsprecherisch, wie die Zigeuner sind, die Bürden, die er und die 100 Kinder auf dem Rücken zu tragen pflegten.

Sie gingen auch am nächsten Morgen zu Walde und fanden in einem Graben ein elend aussehendes Fohlen, das jemand fortgejagt, um es nicht umsonst zu füttern. „Seht nur her," rief der Alte, „welch ein Roß! Das wollen wir fangen und auch mit Holz beladen!"

Sie umringten und fingen das Fohlen. Als sie es aber mit sich fortleiten wollten, war es störrisch und wollte nicht von der Stelle.

Da sagte der Alte: „Wißt ihr was? Es will nicht gehen, weil es keine Last hat. Jetzt ziehen wir ein jeder die Unterhose aus" — eine Oberhose hatten sie als echte Zigeuner überhaupt nicht — „und beladen es damit; dann sieht es, daß es eine Last hat und der Mutwille vergeht ihm!"

Der Alte zog die Unterhose rasch aus und hing sie auf das Fohlen; 99 Kinder folgten seinem Beispiel. Der Jüngste aber, der puiu mami — Schoßkind — wollte die Hose nicht ausziehen; er friere, meinte er weinerlich. „Lasset ihn!" sagte der Alte, als die andern über ihn herfallen wollten.

Sie trieben nun das so beschwerte Fohlen an und alle folgten ihm mit lautem Freudengeschrei.

Kaum hatte es aber einige Schritte gemacht, so warf es die hintern Füße jäh in die Höhe und alle Unterhosen glitten ab. Während sie über diese herfielen, machte sich das Fohlen auf und davon.

„Seht ihr nun?" rief der Alte verdrießlich, „wie glücklich wären wir gewesen, wenn wir das Roß behalten hätten! Es hätte auch eine Fuhr getragen und wir hätten dann 102 Fuhren heimgebracht! Daran ist aber nur dieser kleine Nichtsnutz schuld!"

Alle fielen nun über den armen Kleinen her, schlugen ihn und jagten ihn zum Schlusse fort: er solle das Roß holen.

So trennten sie sich denn. Die Hundert gingen tiefer in den Wald nach Holz, der Kleine ging weinend das Fohlen suchen.

Wie sie aber mit den 100 Bürden heimkehrten, fragte die alte Zigeunerin gleich, wo denn der puiu mami geblieben? Denn sie sah immer zuerst nach diesem.

„Was sagst du, Alte?" rief zornig der Zigeuner. — „Du fragst nach dem kleinen Tunichtgut? Siehe, unser Herrgott hatte uns ein Pferd geschickt, weil er aber die Hose nicht ebenfalls ausziehen wollte, war die Last nicht schwer genug; es schlug vor Mutwillen aus und ist uns davon gelaufen; darum haben wir ihn geschickt, es zu suchen." Die Alte fing darauf an zu heulen und zu schelten, heulte und weinte den ganzen Abend, die ganze Nacht. Sie werde nicht aufhören und sie alle verwünschen, wenn sie den Kleinen nicht gleich suchen gingen.

Den andern Morgen machten sich alle auf, den kleinen Lump zu suchen. Sie gingen in den Schelzen — Riedname — hinauf und drangen tief in den Wald hinein. Endlich erblicken sie ihn von weitem, wie er gebückt vor einer kalten Feuerstelle sitzt.

„Seht, seht!" ruft der Alte höhnisch . . „der sitzt ja bequem vor dem Feuer! Es ist ihm zu viel gewesen, nach dem Pferd zu suchen, er huckt lieber am Feuer!"

Wie sie aber hinkommen, umstellen ihn die 99, während der Alte abseits bleibt und lästert.

Aber wie sah der arme Kleine aus! Ganz steif gefroren. Und

die Tränen auf den Wangen gefroren und aus der Nase ist es ihm geflossen bis zur Erde und so festgefroren, daß es aussieht wie eine Flöte.

„Also Flöte bläst er, statt zu suchen?" ereifert sich der nähergetretene Alte und gibt ihm mit der Axt einen Hieb ins Genick, daß die Flöte zerbricht. „Na" — rief der Alte — „um den Lumpen ist's ja nicht schade, aber um die Flöte. Laßt ihn jetzt da, den kleinen Kerl, und kommt, wir wollen alle das Pferd suchen; vielleicht finden wir es alle miteinander!" Sie durchstreiften den Wald bis an sein oberes Ende, wo man es „auf der Höhe" nennt. Das Fohlen aber fanden sie nicht.

Als sie nun ganz oben auf der Höhe anlangten, dort wo man es „bei den Totenhäupten" heißt, an der alten Reichsstraße von Großscheuern nach Stolzenburg, da begegneten sie einem Menschen, der hatte auf dem Wagen lauter Kürbisse. „Was hast du da auf dem Wagen?" fragte der Zigeuner, dessen scharfes Auge gleich gemerkt, daß dort etwas besonderes war. „Na, ich habe hier lauter Eier, türkische Eier" — war die schlaue Antwort.

Der Zigeuner hatte bisher in Ländern gelebt, in denen keine Kürbisse geraten, und glaubte dem Manne aufs Wort.

„Was tut man mit solchen Eiern?" —

„Man setzt sich in der größten Kälte mit nacktem Gesäß darauf, und zwar auf einer Bergspitze, wie diese hier ist, brütet sie und gewinnt in einer kurzen Zeit ein türkisches Pferdchen."

„Und was kostet solch ein Ei?"

„Nur 100 Gulden."

Der Zigeuner findet den Preis sehr annehmbar für — ein türkisches Pferd und kauft gleich ein türkisches Ei. Die Kinder schickt er alle nachhause, damit sie ihn in der Brutarbeit nicht störten, setzt sich mitten auf der Straße, hoch oben vor den Totenhäupten, auf den Kürbis und brütet.

Da kommt nach einer Weile des Weges eine herrschaftliche Kalesche.

„Fort da aus dem Wege!" ruft der stolze Kutscher dem Zigeuner zu.

„Krrr, krrr" macht der Zigeuner, wie er es bei den brütenden Hennen gehört.

„Fort aus dem Wege, Zigeuner!" ruft er heftig zum zweiten Male.

„Krrrrr" . . macht der Zigeuner recht böse.

„O daß dich das kreuzige Himmeldonnerwetter verrückter Zigeuner!" knirscht der Kutscher in höchstem Zorn, „soll ich deinetwegen in dieser Kälte hier auf der Höhe mich blasen lassen?" Hebt die lange Peitsche und verbrennt den Zigeuner damit auf den Nackten.

Wehleidig, wie der Zigeuner ist, springt er mit lautem „Klock-o-klock" auf.

Der Kürbis gerät dabei ins Rollen, „scheppelt" (rollt), zuerst langsam, dann immer hurtiger durch die „Höhengräben" hinab und jagt aus einem der niedrigen Sträucher einen erschreckten Hasen auf.

„Seht mein türkisches Pferdchen!" ruft der Zigeuner erfreut, nimmt die Hose mit der linken Hand rasch zusammen und läuft dem Hasen nach.

Doch, wie viel er auch schmeichelnd ruft: „Motschi nye! Motschi, Motschö" — wie schön er ihm auch pfeift, zuletzt, als der Hase bereits weit ist, durch die Finger der rechten Hand — der Hase rennt immer schneller und verschwindet endlich ganz, dort hinter dem Gorgan oder Wartels-Koppen. „Betrepst" (betropft mit Tränen) und verzweifelt im Herzen klagt der enttäuschte Zigeuner: „Alles ist nun beim Teufel: die 100 Gulden, das türkische Pferdchen und auch unser kleiner puiu mami!" So geht es aber, wenn man, wie der Zigeuner, es zu etwas bringen will, ohne Verstand und ohne viel Arbeit.

## Vom künstlerischen Ausdruck

Von Hermann Konnerth

Es gibt drei dem Wesen nach von einander geschiedene Möglichkeiten des Ausdrucks in der bildenden Kunst, gewissermaßen drei verschiedene Sprachen oder drei große Stile: die Sprache der Linie, die Sprache des Hell-Dunkels und die Sprache der Farbe.

Zwar ist keine dieser Sprachen möglich, ohne daß die Elemente auch der beiden übrigen Sprachen in ihr enthalten wären; denn jeder Augeneindruck, jedes Augenerlebnis hat außer einem Farbcharakter auch einen Helligkeitsgrad und eine Begrenzung (Linien). Aber soll die Sprache wirkliche und intensive Ausdruckskraft besitzen, so muß eine dieser drei Möglichkeiten unbedingt dominieren und die beiden andern müssen sich ihr völlig und dienend unterordnen.

Die Möglichkeit dieser Sprachen und damit die Möglichkeit des künstlerischen Ausdrucks überhaupt beruht auf dem psychologischen Gesetz des Kontrastes. Wir beachten einen Ton nur, wenn vorher Stille war, die Stille als solche nur, wenn vorher Unstille war. Wir erleben Schnelligkeit, wo vorher Langsamkeit war — und umgekehrt. Man kennt heute allgemein das Relativitätsgesetz. Wir messen jedes Erlebnis an andern Erlebnissen — und sie wären keine „Erlebnisse", wäre keine solche Meßmöglichkeit vorhanden. Und wo wir andern Menschen Erlebnismöglich-

keiten verschaffen wollen, — und das ist doch wohl der Fall, wo wir etwas „ausdrücken" wollen, — da müssen wir vor allem (bewußt oder unbewußt, das ist hier ganz gleich) dafür sorgen, daß unser Ausdruck auch wirklich Ausdruck sei, d. h. daß die nötigen Meßmöglichkeiten gegeben werden. Zum mindesten müssen Unterscheidungsmöglichkeiten gegeben werden — Unterschiede. Daß direkte Kontraste, äußerste Gegensätze, äußerste Gegenübersetzungen hierin das Wirkungsvollste leisten, liegt auf der Hand. Wesentlich ist dabei aber und nicht zu vergessen, daß auch dafür gesorgt werden muß, daß die gegebenen äußersten Gegensätze auch wirklich auf einander bezogen werden. Was hülfe es, wenn sie nicht als zusammengehörig erkannt würden und somit auch nicht an einander, sondern vielleicht an andern, andersartigen und im Grunde mit ihnen überhaupt nicht vergleichbaren Elementen des Erlebens gemessen würden. Ein hoher Ton kann nur an einem tiefen Ton gemessen werden, — nicht aber an einer tiefen Farbe. Ein hoher Turm wird in seiner Höhe, in seinem stolzen Steigen eindringlicher erlebt, wenn man ihn zusammen sieht mit niedrigen Hausdächern, die ihrerseits gerne in die Höhe steigen möchten, sich aber in der Ebene ausbreiten, — nicht aber, wenn man ihn statt an der tiefen Horizontalen der Dächer an der Farbe der Wolken messen will.

Äußerste Kontraste sind nur innerhalb des Gebietes gleichartiger Elemente möglich. Unter den Linien findet sich der äußerste Kontrast von horizontal und vertikal, unter den Helligkeitsgraden der äußerste Kontrast von hellstem Licht und tiefstem Dunkel (Weiß und Schwarz) und unter den Farben finden sich sogar drei äußerste Kontrastpaare, die Komplementärfarben: Rot und Grün, Blau und Orange, Gelb und Violett. Aber niemals kann ein Kontrastverhältnis zwischen einer Linie und dem Helligkeitsgrade eines Fleckens oder der Farbe eines Fleckens konstruiert oder als Ausdruck zu einer Wirkung gebracht werden.

Es ist das unfehlbare Kennzeichen des Kunstdilettantismus oder, wenn man will, des „schlechten Malers", wenn er in einem einzigen Bilde beständig von der Linie zum Schattenfleck und vom Schattenfleck zum Farbfleck hin und her irrt, wenn er eine Linie von einem Schattenfleck absetzt und die Wirkung durch einige „schöne" Farbflecken zu heben sucht.

Wohl aber gibt es in der großen Kunst unendlich viele Kombinationen der drei Elemente, doch stets so, daß dann eines der Elemente den eigentlichen Stil des Werkes trägt, und die beiden andern Elemente sich dienend unterordnen. Während der Japaner, der reine Linienkünstler, einen Schatten überhaupt nicht zu kennen scheint, modelliert die itali-

enische Renaissance auch eine im Wesen reine Linienkunst sogar sehr ausgiebig mit Licht und Schatten, aber stets so, daß der lineare Umriß nicht nur nirgends gestört oder unterbrochen wird, sondern vielmehr so, daß dieser Umriß noch klarer hervortritt, indem sich auf der einen Seite von der Linie ab der Schatten, auf der andern Seite von der Linie ab das Licht ausbreitet. Denn ein beleuchteter Körper wird vom Renaissancemeister so vor einen Hintergrund gestellt, daß seine beleuchtete Seite sich von einem beschatteten Teile des Hintergrundes abhebt und die beschattete Seite des Körpers von einem beleuchteten Teil des Hintergrundes. Zwischen Hell und Dunkel in voller Reinheit und Schönheit dahinlaufend triumphiert dann die Linie. Und das selbst bei einem Venezianer wie Tintoretto. Die Linie läuft dann doppelt klar, schön und stolz dahin, ihrem eigentlichsten Kontraste, der Gegenlinie zu, die sie irgendwo scharf überschneiden wird, wenn sie nicht von ihr überschnitten wird.

Und wenn Rembrandt, der eigentlichste Meister des Hell-Dunkels, bei dem aller intensive Ausdruck von den großen zusammengeschlossenen Kontrasten des Lichtes gegen das Dunkel getragen wird, doch auch ganz wundervolle Farben kennt, so dienen sie bei ihm doch stets diesem Kontrast des Lichtes gegen das Dunkel. Sie sind stets nur gemeint als Träger eines Lichtes oder eines Dunkels, eines höchsten Lichtes als leuchtendes Gelb, eines tiefsten Dunkels als tiefes Purpurrot.

Und wenn die spezifische Farbenkunst ihrerseits wieder zur Linie gelangt, so bedeutet diese Linie nicht mehr ein aufbauendes Prinzip, sondern dient nur noch der Farbenkomposition als ordnender, sich selbst unterordnender Grenzwächter. Die Farbflächen, nicht mehr der Gegenstand, werden umgrenzt. Aber nicht mehr die Grenzen geben die ausdrucksschaffenden Kontraste, sondern die Farbflächen als solche selbst in ihrem Farbverhältnis zu einander. Die Linien überschneiden sich nicht mehr, oder doch nicht mehr mit Verantwortung. Und ein Schatten interessiert in solchem Zusammenhang nur noch als „farbiger Schatten."

Es ist merkwürdig, daß der Dilettant und der Laie gerne meinen, höchste Kunst sei nur da, wo alles miteinander vereinigt sei. Tatsache aber ist es, daß die Kunst auf ihren Gipfelpunkten zugleich auch immer den höchsten Grad der Einseitigkeit erreicht hat. Rembrandt's Linien sind als Linien genau so unmöglich wie Raffaels Farben oder auch Raffaels Schatten, sofern man davon eine Hell-Dunkel-Komposition bestreiten wollte.

Nicht auf das Viele oder die Allseitigkeit kommt es an, sondern auf die geistige Konzentrationskraft und auf die Intensität des in einer Sprache Ausgesprochenen. Unglaubliche Ausdruckskraft entwickelt die

Welt der Gotik in reiner Liniensprache, wahre Wunderdinge weiß Rembrandt in reiner Hell-Dunkelsprache zu offenbaren und mit den Impressionisten wurde eine Sprache der Farbe geschaffen, die ihr letztes Wort noch lange nicht gesprochen und doch schon zaubervolle Enthüllungen gemacht und das Leben des Ausdrucks um zauberhafte Welten bereichert hat.

Dies aber ist das Wesentliche an den Gegensätzen der Kunst, daß sie sich zu geschlossenem Bilde zusammenfügen, daß es nicht bei dem Gegensatz, der Diskrepanz, dem Widerspruch bleibt, sondern daß sich die Gegenpole zu streng geschlossenen Einheiten zusammenfügen in der schöpferischen Tätigkeit des menschlichen Geistes. Indem sich zwei einander entgegengesetzt laufende Linien treffen, schneiden und vereinigen sie sich zugleich. Sie dokumentieren sich als zusammengehörig. Und die unendliche Möglichkeit der dazwischen liegenden Diagonalen und Kurven, die alle in ihren Richtungen sei es an der nächsten Horizontalen, sei es an der nächsten Vertikalen abgemessen werden, in ihrem Verhältnis dazu empfunden werden, sie alle tun das Ihrige beim Aufbau einer Welt des Ausdrucks. Und zwischen dem äußersten Licht und dem äußersten Dunkel liegt die Fülle der „Mitteltöne" und zwischen den Komplementärfarben die Menge der Farbnüanzen.

Kein interessanteres Schauspiel ist zu beobachten, als wie sich im Bilde Linien die Hände reichen, von einander wegschnellen und einander wieder finden in dramatischem Spiele, oder wie im andern Bilde die einzelnen Flecken sich zusammenfügen zu großen Licht- oder Schattenmassen, die einander zu bekämpfen, zu durchdringen, aufzulösen suchen und in solchem Kampfe doch gerade eine klingende, singende, sagende Welt erzeugen. Eine Welt des reichen Lebens. Oder wie eine einheitliche Welt der Farbe entsteht, die Ausdruck eines reichen menschlichen Erlebens ist, — die ein Blumenstück, die aber auch ein tief durchgeistigtes menschliches Leben in einem Bildnis zu schildern vermag.

Daß aus dem Kontrast von Gelb und Violett wirklich ein Ausdruck herauswächst, daß er wirklich Teil einer geistigen Welt, Teil eines „Bildes" wird, das ist in jedem einzelnen Falle das Verdienst der höchst persönlichen, geistigen Schöpfung des betreffenden Malers, ist seine geistige Tat, in welcher er nicht nur den dargestellten Stoff schildert, sondern auch sein eigenes Leben in einer bleibenden Form zur Gewißheit des Daseins bringt. Ausdruck wird Dasein. Ausdruck ist Gewißheit und Selbstgewißheit des ringenden geistigen Lebens.

Jeder Zeit eignet ihre besondere, eigene Sprache — und es ist immer ein schlimmes Zeichen für eine Zeit, wenn sie sich bemüht, in der Sprache einer ihr fremden vergangenen Zeit zu sprechen und groß zu

tun. Dem Mittelalter eignete die Linie, dem Zeitalter das Barock, dem 17. und 18. Jahrhundert eignete das Licht und der neuen Zeit, die noch lange nicht abgeschlossen vor uns liegt, eignet die Farbe.

Das Mittelalter war — genau wie die Linie — eine Zeit spezifischer Abstraktion und Konstruktion, das 17. Jahrhundert war die Zeit der großen flutenden Massen — genau wie das Licht seinem Wesen nach —, und unsere Tage sind die Zeit der großen Flächen, des echten ehrlichen Bekenntnisses, der klaren Farbe, der Ehrlichkeit des Materials und der Kompliziertheit des Geistes — genau wie die Farbe.

Keine Sprache ist reicher als die der Farbe. So ist es nicht nur ein Zeichen von Unwahrheit, sondern auch völlig unnötig und verschroben, für den Ausdruck seines Seelenlebens die Sprache des Mittelalters hervorzuholen und zu radebrechen. Das gibt nur kuriose Resultate, Krümmungen und vertrackte Kurven, Verzerrungen und Verdrehungen — ein Stöhnen und Ächzen, ein Sichgebärden und Zuhilfe-rufen — —, niemals eine Melodie — und niemals ein großes Bekenntnis. Wo aber das Kunstgewerbe sich der schlichten Schönheit seines einfachen Materials nicht schämt, der Architekt nicht seiner schlichten saubern Putzwand, die zur Trägerin einer ebenso schlichten Farbfläche wird, — da ist wieder die Möglichkeit gegeben, ein offenes Wort zu sprechen. Und dies ist die Grundlage für die große tiefe Wahrheit einer allgemeinen Kultur, eines persönlichen und deshalb auch eines allgemeinen Stils.

Mit der Entdeckung der Farbe als einer Ausdruckssprache ist endlich die Möglichkeit eines neuen Stils gewonnen und damit zugleich auch die Möglichkeit eines neuen Lebens.

## Wissenschaft

Vergangenes ergründen
Zukünftiges zu künden
Die Gegenwart zu finden —
Das All dem Ich verbinden!

Kurt Zarek

# Liebesbriefe Stephan Ludwig Roths

Von Otto Folberth

Der kühnste Geist unseres an begnadeten Streitern nicht übermäßig reichen Völkchens, dessen Seele mitstürmen wird mit allen Stürmenden noch kommender Zeiten, ist uns Jungen, die wir immer seltener das Glück haben, von Mund zu Mund getragener, lebender Erinnerung an St. L. Roth zu begegnen, mit all der Romantik seiner frühen Jahre entrückt worden — durch die St. L. Roth-Forschung.

Was wissen wir vom Wanderer, vom Studenten, vom Liebenden St. L. Roth?

Sein Wanderbuch, das er während seiner halbjährigen Reise zur Universität schreibt, voll geistreicher, oft witziger Erzählungen, scharfer Beobachtungen, ist in unseren St. L. Roth-Büchern zwar nicht unerwähnt, aber fast unverarbeitet geblieben. Die „Akademischen Blätter" haben einmal (1905—6) mit der Veröffentlichung dieses druckfertig gestellten sauberen Manuskriptes begonnen, blieben aber bald damit stecken. Die beste Erzählung daraus, „Die schöne Therese", eine Novelle, die an Eichendorff erinnert, ist noch immer unbekannt.

Das Ringen der Tübingerzeit zwischen allem Kneipen und Fechten, Reiten und Streiten mit der Buchphilosophie und der Dogmatik, mit dem Zeitgeist und mit — Gott, hat uns noch niemand zu einem Bilde gestaltet.

Und der Liebende? — ist uns ganz vorenthalten worden. Niemand weiß heute im Lande, daß der 24-jährige St. L. Roth, als er bei Pestalozzi in Iferten weilte (1819), eine ergreifende Liebesgeschichte erlebte, die uns in einer Anzahl von Briefen überliefert ist. Hätte die St. L. Roth-Forschung von diesem Erlebnis keine Kenntnis gehabt, könnte niemand eine Anklage erheben. Sie hat aber ganz gewiß von der Liebe Roths zur Vorarlbergerin Marie Schmid, einer Schwester des Lehrers der Mathematik und wirtschaftlichen Leiters der Anstalt Pestalozzis, Josef Schmid, gewußt. Die Quellen, die davon erzählen, standen schon 1852 Andreas Gräser[1]) und 1896 Franz Obert[2]) zur Verfügung. Unzählige andere Stellen desselben „Briefbuches[3]), in dem sie sich befinden, werden in ihren Werken angeführt. Graeser druckt sogar den Brief Roths

[1]) Andreas Graeser „Dr. Stephan Ludwig Roth" nach seinem Leben und Wirken. Bei Joh. Gött, Kronstadt.

[2]) Franz Obert „Stephan Ludwig Roth". Sein Leben und seine Schriften, 2 Bde. Bei Carl Gräser, Wien.

[3]) Aufbewahrt in der Bruckenthalbibliothek, Hermannstadt, Handschriftensammlung, Kasten P. 7.

an seine Tübinger Freunde ab, der den Schlüssel des Liebesromanes enthält, streicht davon aber gerade die Stelle, die hierüber Aufschluß gibt. Die Forschung wollte also von dieser Liebesgeschichte nichts wissen! Das mutet sonderbar an. Man empfindet augenblicklich den Widerspruch, der darin besteht, etwas zu erforschen während man ab und zu dabei die Augen schließt.

In den nächsten Wochen sollen die erwähnten „Liebesbriefe Stephan Ludwig Roths" in Form einer Broschüre[1]) zum erstenmal veröffentlicht werden. Roths Briefbuch enthält zwölf Briefe an Marie Schmid, die damals Vorsteherin der Armenanstalt Pestalozzis war. Sie sind während der langen, wieder freiwillig ausgedehnten Reise Roths von Iferten nach Kleinschelken geschrieben und sind für Forschung und Leser im Wesentlichen aus drei Gründen beachtenswert: 1. Als Liebesdokumente. Als solche beleben und ergänzen sie das Bild des jungen St. L. Roth mit einem Zug, der bisher irgendwie an diesem leidenschaftlichen, flackernden Jüngling fehlte. 2. Als Reisebeschreibung. Roth legt weite Strecken, besonders in der Schweiz, zu Fuß zurück, fährt von Ulm bis Wien auf einem Donauschiff, von dort bis nach Hause in der Postchaise. Von überall, wo er längeren Aufenthalt nimmt, schreibt er Briefe an seine Geliebte, die schon seine Braut ist, und berichtet ihr über Weg und Ereignisse während der Fahrt. 3. Enthalten die Briefe einige Aufklärungen über die intimen Verhältnisse in der Umgebung Pestalozzis. Ein nervöser Zeitgeist hatte die zarten Fäden, an denen dieser echte Romantiker ohne Organisationskraft seine Anstalt leitete, durcheinander gewirbelt, Verleumdung und Intrige nagten von innen und außen an dem Bestand des berühmtesten Erziehungsinstitutes der Zeit, Parteispaltungen des Lehrkörpers waren im Kreise der zahlreichen von Pestalozzi angezogenen Halbgenies unausbleiblich. Etwas von dieser schwülen, fiebrigen Luft ist auf fast jedem Blatte hängen geblieben.

Der untenstehende Brief ist der vorletzte in der Reihe, der zweite nach der Ankunft in Siebenbürgen geschriebene. Er gehört nicht zu den schöneren, ist aber außer Zusammenhang am leichtesten zu verstehen. Es braucht nur noch vorausgeschickt zu werden, daß Roth mit Josef Schmid, dem Bruder seiner Geliebten, im Anfang zwar eng befreundet gewesen, so daß sie vorübergehend sogar dasselbe Zimmer im Institut bewohnt haben, daß aber später eine gegenseitige Abneigung ziemlich deutlich hervorgetreten ist. (Josef Schmid war neben Niederer der bedeutendste Mitarbeiter Pestalozzis, seinen Namen hat die pädagogische Literatur

[1]) Kommissionsverlag Hans & Ernst Barth, Mediasch.

aufbewahrt). — Roths Schulplan, von dem unten die Rede ist, bezieht sich auf seine bekannte Anregung, in Kleinschelken, wo der Vater Pfarrer war, auf selbsterworbenem Besitz eine Erziehungsanstalt für Landschullehrer zu gründen. Von der sächsischen Nation bat und erwartete er nur einige tausend Gulden Betriebskapital, die ihm versagt bleiben sollten. Die erste Skizze dieser „Bitte und dieses Vorschlages an die Menschenfreundlichkeit" seines Volkes hatte er während der Heimreise in Wien, immerfort mit Reformgedanken beschäftigt, geschrieben. Sie ist später gedruckt und auch unter die von Obert gesammelten und neuherausgegebenen Schriften aufgenommen worden.

Im folgenden ist der Originaltext des erwähnten Briefes ohne jede Änderung wiedergegeben:

Kleinschelken den 21. Nov. 1820.

L. M.

Wie lebst Du, meine liebe, liebe Marie? Wie geht es Dir noch, was arbeitest Du, was treibst Du? Wie beträgt sich Dein Bruder gegen Dich? Was macht Deine Schwester? Doch ich will nicht alle Fragen hierher setzen, die sich mir aufdrängen. Ich würde sonst nimmer fertig werden. Mich soll es aber vom Grund meiner Seele freuen, wenn Du gesund und soviel es unsere Trennung zuläßt, heiter bist. Ich hoffe Du werdest seit meiner Abreise von Deinem Bruder nicht mehr beunruhigt werden. Der Dorn aus seinem Auge ist ja nicht mehr in seinen Augen. Ich denke und wünsche es noch viel mehr, Du werdest Ruhe haben bis zur Zeit unserer Vereinigung, an der ich hier mit großer Vorsicht arbeiten muß. Auch versehe ich mich zur Liebe Deiner Schwester, daß sie Dir das Herz nie beschwere und Dich immer aufrichte, wenn Dein Herz sich entweder betrübe oder aus Sehnsucht stark erweicht sei. Ich hatte meinen Plan wegen unseren Schulen ausgefertigt, um ihn unserer Nation vorzulegen. Mein Vater aber und meine gute Mutter prophezeien mir alles Unglück und wollen es unmöglich zugeben, daß er gedruckt werde. Ich rechnete dabei auf die zwei möglichen Fälle: 1. entweder ging der Plan durch, so wurde ich an die Spitze eines Seminariums gestellt, wo sich mir und Dir ein gleich schöner Wirkungskreis und ein Eingreifen ins Große ergeben hätte, 2. oder es gelang nicht, so hätte ich den besten Weg an der Hand, aus einem Lande zu gehen, wo man den löbl. Vorschlägen kein Gehör gebe. In diesem Falle dachte ich dann an Wien. Heute oder morgen kann ich da eine Stelle mit 2000 W. W. erhalten wenn ich will. Bis daß ich aber meine alten, an mir mit aller

Liebe hangenden Eltern dazu bewegt haben werde, wird es einen harten Kampf kosten. Fürs erste werde ich mich bemühen dieses Projekt doch drucken zu lassen, um dadurch mein Vaterland über das ins Licht zu setzen, was ihm not tut. Selbst wenn der Vorschlag durchfiele, ist er für dasselbe wichtig. Mittlerweile muß ich von weitem her immer ablenken auf mein einstiges Scheiden von hier. Denn wenn dieser Plan nicht durchgeht, habe ich (oder wir) hier nichts zu erwarten. Durch die Einführung der Jesuiten in Österreich sind unsere Protestanten hier sehr besorgt und bewachen mit Argusaugen jede Angriffe. Durch diesen Plan wäre ich über alles hinüber gesetzt, ohne diesen erläge ich allen Chikanen eifersüchtiger Kollegen, die auch jetzt schon auf meinen hier im Lande habenden Namen scheelsüchtig sind. Noch habe ich meinen Eltern von unserer Verbindung auf Leben und Tod nichts gesagt und werde hiezu eine schickliche Gelegenheit wählen. Schon aber hat man mir von Heurath mit diesem oder jenem Mädchen gesprochen. Hier lobt man mir die Schönheit, dort Reichtum, dort Verbindungen, und ich sage immer nur: das ist eine dumme Kuh, das ist ein falsches Geschöpf, jenes ist eine Kokette etc. So werde ich sie mir alle vom Halse kriegen und käme jetzt gerade eins vom Himmel, so will ich ihm doch was Bestimmtes anhängen, wenn auch nur, ich habe einen Widerwillen dagegen. Von einer anderen Seite will man mich in Hermannstadt anstellen und in Mediasch. Einem Mediascher sagte ich dieser Tage geradezu: wenn sie mich zum Rektor machen wollten, so würde ich an ihr Gymnasium kommen. Dies ist aber so gut wie unmöglich, indem ich hier von unten anfangen muß und etliche Jahre dienen, bis daß ich zu dieser obersten Stelle gelangen kann. So stehe ich, meine geliebte, teure Marie, in einer vollkommenen Blockade. Am meisten schmerzen mich meine Eltern, die etwas davon gehört haben, daß ich wieder ins Ausland zu gehen gesonnen sei. Sie weinten, mein Vater sprach mir von zerronnenen Hoffnungen, meine Mutter von ihrer Stütze im Alter, ein gleiches meine verwitwete Schwester. Dies alles und noch tausenderlei mehr will ich gerne anhören und mitfühlen, wenn nur Du der Preis meines Duldens bist. Und dieser Preis, Du, bist mir ja gewiß. Ich weiß, daß Du mich liebst, ich weiß es gewiß. Wahre Liebe hat einen Panzer an, der den Waffen der Welt unangreifbar ist. Hoffe nur und liebe mich. Die Zeit wird alles herbeiführen. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

Sonst bin ich gesund und habe in diesen Tagen das Nibelungen-

lied beendigt, welches ich in Wien angefangen zu lesen. Es ist ein wahrer Schatz. Noch spiele ich Violin, gehe auf die Jagd und lese Bücher. Ich bin also beschäftigt und habe sonst an nichts Mangel als gerade an dem, was mir auf Erden das Liebste ist, an dem Umgang mit Dir, den der gute Gott auch herbeiführen wird.

An Buchholz*) habe ich geschrieben — garnichts, was im geringsten Bezuge mit Deinem Bruder steht. Sei deswegen, meine Liebe, ganz unbesorgt und Du würdest mich ganz mißkennen, wenn Du auch nur ahnen solltest, daß ich gegen ihn machinierte.

Lebe gesund und wohl, vergiß des Zeichens nicht und behalte mich ebenso tief im Herzen als Du bist in dem Herzen

Deines Dich unaussprechlich liebenden Freundes

St. L. Roth

## Ein Stammbuchblatt von Stephan Ludwig Roth

(Im Besitz der Frau Marianne Ongyerth, Kronstadt)

Das Leben des Einzelnen ist sphärisch geschlossen und vorgeschrieben. So folgt der Mensch seines Schicksals Stern, der nur in den Tiefen seines Innern ruht. Den Weisen und Frommen leuchtet aber der göttliche Strahl der Offenbarung vor.

Tübing. d. 14. Aug. 1818.

Deiner Liebe sich empfehlend schriebs
Dein aufrichtiger Freund
Steph. Ludwig Roth

Symb: Ich bin Dir, was Du mir.

## Neue Bücher und Schriften

**Siegfried Behn, Rhythmus und Ausdruck in deutscher Kunstsprache.** (Mit neun Tafeln und zwanzig Tabellen. 1921. Verlag von Friedrich Cohen, Bonn. 8° 304 Seiten. Broschiert 6, gebunden 7·50 Goldmark.)

Ein Buch über deutschen Redefluß und Betonung wird überall, wo man nicht im Vollbesitze des besten Deutsch zu sein wähnt, freundliche Aufnahme finden. Unerläßliche Bedingung ist freilich, daß der gar nicht einfache Stoff in halbwegs sicherer Begrenzung und faßlicher Gliederung dargeboten wird, damit der Leser nicht nur einen brauchbaren Maßstab zur Beurteilung der eigenen mundartlichen Grundlagen, sondern

* Ein Freund in Iserten.

wenn möglich zugleich auch einen Schlüssel zum Verständnis minder übersichtlicher Darstellungen des Gegenstandes gewinne. Diesen Anforderungen scheint das vorliegende Buch zusammen mit der schon im Jahre 1912 (in Straßburg bei Trübner) erschienenen Untersuchung desselben Verfassers, „Der deutsche Rhythmus und sein eigenes Gesetz", in hohem Maße zu entsprechen. Beide Arbeiten fußen auf der Voraussetzung, daß es nicht nur wertvolle Werke neuhochdeutscher Dichtung, sondern auch eine entwickelte deutsche Kunstsprache gebe. Diese Sprache zu erlernen, hat sich der Verfasser ein halbes Jahr lang der Schule Georg Otto Königs in München unterworfen. Nichts liegt ihm aber ferner, als sich damit zu begnügen, nun etwa auf dem Wege der Selbstbeobachtung die Gesetze deutschen Redeflusses und deutscher Betonung zu erfassen, vielmehr dient ihm die strenge Schulung in deutscher Kunstsprache vor allem dazu, sich von dem Zwange mundartlicher Einstellung nach Möglichkeit unabhängig zu machen: die Kunstlehre vom deutschen Silbenmaß und Ausdruck wird im psychologischen Institut der Universität Bonn mit Hilfe eines Stabes auserlesener Versuchsbeobachter begründet. Man sieht, Behn tut alles, um sich nicht in die Unendlichkeit mundartlicher Abschattungen zu verlieren und doch, auf dem Umweg über seine Versuchsbeobachter, den Zusammenhang mit der lebendigen Sprache festzuhalten. Allerdings gehören seine Helfer als Glieder der Bonner Hochschule den sprachlich höchstgebildeten Kreisen Deutschlands an. Wo sonst aber sollte das gute Deutsch eher vermutet werden? Und dieses Deutsch sucht der Verfasser zu erkennen, sorgfältig bemüht, die erlernte Kunstsprache ebensowenig als die eigene mundartliche Einstellung in die grundlegenden Beobachtungen störend eingreifen zu lassen. Leider erfährt man nicht, welchen Sprachlandschaften seine Versuchsbeobachter ihrer Herkunft nach angehören; Anzeichen rheinischer Betonung, die in Bonn zuerst zu erwarten wären, treten wohl nirgends deutlich zutage.

Aber auch in anderer Hinsicht versteht es der Verfasser, den Gefahren „falscher Unendlichkeit" zu begegnen: er beginnt nicht etwa mit der Betrachtung umfangreicher Kunstwerke, sondern mit der Untersuchung der „deutschen Zeile", und geht in seinen grundlegendenden Versuchen nirgends über den „Satz" hinaus. Zum Schlusse werden die gewonnenen Einsichten allerdings auch auf größere Proben deutscher Kunstsprache angewandt. In der „deutschen Zeile" aber, d. i. in der von einem „Sinngipfel" beherrschten einfachen Wort- oder Silbengruppe, — die weder mit dem (sprachkundlichen) „Satzglied", noch mit dem (lautwissenschaftlichen) „Sprechtakt" verwechselt werden darf, — spielt sich das „tragsame" Grundereignis ab, über dem sich alle höheren Gebilde deutscher Betonung aufbauen: der „Wettstreit der Sinnwertstufen" um die Besetzung der „Betonungsstufen".

Behn geht nämlich von dem Klopstockischen Grundsatz aus, daß die Betonungsstufe aller deutschen Silben im Satze von ihrem Sinnwert abhänge. Aber nur in der „idealen" Zeile, die alle Sinnwertstufen enthält, entsprechen sich „Sinnwert" und „Betonung" unmittelbar; in der wirklichen deutschen Zeile wird die Betonung durch einen Wettstreit der tatsächlich vorhandenen Sinnwertstufen um die Betonungsstufen entschieden, und zwar derart, daß zuerst die Stufe „hochbetont" (⏝), dann die Stufe „unbetont" (⏑), dann die Stufe „mitbetont" (⏓) zur Besetzung gelangen. Zwischen diesen Hauptbetonungsstufen entdeckt Behn noch die Nebenbetonungsstufen „unterhochbetont oder übermitbetont" (⏔) und „untermitbetont oder überunbetont" (⏕); sie werden indes ohne „Wettstreit" besetzt. Diesen fünf Betonungsstufen stehen nach Behn folgende fünf Sinnwertstufen gegenüber:

1. „Hochwertig" (Stammsilben von Begriffswörtern). Ihr entspricht in der vollkommenen Zeile die Stufe „hochbetont" (⏝). 5.

II. „Unterhochwertig oder übermittelwertig“ (Stammsilben des bestimmten Begriffs in Zusammensetzungen). Ihr entspricht die Stufe „unterhochbetont oder übermitbetont“ (⏜). 4.

III. „Mittelwertig“ (Stammsilben von Formwörtern). Ihr entspricht die Stufe „mitbetont“ (⏝). 3.

IV. „Untermittelwertig oder übertiefwertig“ (Formwörter abhängig von Formwörtern). Ihr entspricht die Stufe „untermitbetont oder überunbetont“ (◡). 2.

V. „Tiefwertig“ (Beugende Vor- und Endsilben). Ihr entspricht in der vollkommenen („idealen“) Zeile die Stufe „unbetont“ (◡). 1.

Über dem Wellenspiel der deutschen Zeile, das sich aus dem Wettstreit der wirklich vorhandenen Sinnwertstufen um die drei Hauptbetonungsstufen ergibt, erheben sich nun Betonungen zweiter und dritter Ordnung, die dem Satzverständnis und dem rednerischen bez. dichterischen Ausdruck dienen. Diese „übergreifenden“ „Oberreihen“ bilden den Gegenstand des vorliegenden Buches. Ihnen gelten die im Bonner psychologischen Institut veranstalteten Versuche. Der Verfasser selbst tritt hinter den Urteilen seiner Versuchsbeobachter überall zurück. Sein ist nur die zweckmäßige Fassung der Fragen, die er den Beobachtern vorlegt: so einfach, daß auch der A-B-C-Schütze keine Antwort schuldig bleiben müßte, und so geschickt, daß auch der Professor der Psychologie genötigt wird, gleich einem A-B-C-Schützen zu antworten, nämlich ohne zu erraten, worauf die Frage letzten Endes abzweckt. Sein ist freilich auch die Sorgfalt, mit der die vielen hundert Antworten gebucht, gesichtet, verglichen und dem Leser in übersichtlicher Anordnung zur Überprüfung vorgelegt werden. Hier kann eine solche Überprüfung nun allerdings nicht vorgenommen werden. Ob Siegfried Behn, in seiner Kunstlehre vom deutschen Rhythmus und Ausdruck, Redefluß und Betonung der deutschen Kunstsprache, oder eben nur der Sprache seiner Versuchsbeobachter erfaßt und in ihren Grundzügen bloßgelegt hat, kann zur Zeit nicht in Siebenbürgen entschieden werden. Wohl aber darf der Lernende auch hier untersuchen, ob sich die Ergebnisse Behns als Maßstab zur Beurteilung unserer Siebenbürgischen Eigenart brauchbar erweisen.

Eine solche Untersuchung müßte wohl zunächst das „tragsame“ Grundereignis, den Wettstreit der „Sinnwertstufen“ um die Besetzung der „Betonungsstufen“ und das daraus entspringende Wellenspiel in der „deutschen“ bez. „siebenbürgischen Zeile“ ins Auge fassen. Sie könnte leicht zu dem Ergebnis führen, daß in der siebenbürgischen Zeile nur um eine einzige Betonungsstufe, die Stufe „hochbbetont“ (⏝), gestritten und die im Wettstreit unterliegenden Silben alle auf die Stufe „unbetont“ (◡) oder „nebenbetont“ (⏜ und ◡, wohl zu unterscheiden von „mitbetont“: ⏝) gezwungen und einem von ihrem besondern Sinnwert unabhängigen Wellenspiel überlassen worden. Beherrscht wird dieses Wellenspiel allerdings — und zwar in einem deutscher Kunstsprache unbekannten Grade — vom Zeilengipfel. Während dieser „Sinngipfel“ aber in der „deutschen Zeile“ Behns von einer (ganzen) Silbe getragen wird, kann man vom siebenbürgischen Zeilengipfel nicht ohne weiteres dasselbe aussagen: die im Wettstreit um die Besetzung der Stufe „hochbetont“ siegreiche, weil „höchstwertige“ Silbe, bleibt in Siebenbürgen nicht ganz, sondern zerfällt während ihres Sieges in zwei Stücke, die sich lautwissenschaftlich als zwei neue Silben auffassen lassen, von denen die zweite ebenso kraftvoll niedergedrückt wird, als die erste hochgehoben wurde. Der an „rheinische Betonung“ erinnernde siebenbürgische Tonfall beherrscht nun das Wellenspiel vor und nach dem im Tonfall gespaltenen „Sinngipfel“ derart, daß die Vortonsilben in taktmäßig steigendem Wellengang dem Sinngipfel zueilen und die Nachtonsilben in fallendem Wellengang den Sinngipfel zögernd verlassen. Will man Wellenberg und Wellental (Hebung und

Senkung) vor und nach dem gespaltenen Sinngipfel als Betonungsstufen zählen, so ergeben sich in der vollkommenen siebenbürgische Zeile auch fünf Betonungsstufen, nämlich außer der Stufe „hochbetont" noch Hebung und Senkung vor und Hebung und Senkung nach dem Sinngipfel. Dadurch wird der Vergleich mit der „deutschen Zeile" sehr erleichtert, freilich auch der Einblick in den grundlegenden Unterschied: Zerfällung der Hochtonsilbe und Fehlen der Betonungsstufe „mitbetont" (⌣) in der siebenbürgischen Zeile. Der Unterschied ist so bedeutend, daß die Frage, ob wir es in Siebenbürgen noch mit deutscher Zeilenbildung zu tun haben, wohl aufgeworfen werden darf. Versucht man aber den siebenbürgischen Satz in Zeilen zu zerlegen, so bereiten die siebenbürgischen, zumal die südsiebenbürgischen (Wort-) Auslautgesetze solche Schwierigkeit, daß es fraglich erscheint, ob man in Siebenbürgen überhaupt noch von Zeilenbildung sprechen darf. An diesem Orte kann der Frage nicht weiter nachgegangen werden; es sollte ja nur ein Fingerzeig gegeben werden, welcherlei Anregungen der siebenbürgische Leser von einer Vertiefung in das Behn'sche Buch zu erwarten habe. Daß der Lernende damit zugleich eine Anleitung zum Verständnis andersgearteter Darstellungen desselben Gegenstandes gewinnen mag, kann hier auch nur eben angedeutet werden.

Nun könnte jemand entgegnen, daß solche Vergleichungen und Beobachtungen wohl für den siebenbürgischen Deutschforscher, nicht aber für den deutschen Dichter in Siebenbürgen von Wert sein möchten. Und gewiß muß zugegeben werden, daß das Behn'sche Buch zuerst für den Dichter und dann nur für den Sprachforscher geschrieben wurde, und daß darum auch ein abschließendes Urteil dem Dichter und nicht dem Sprachforscher zusteht. Sollte aber der siebenbürgische Dichter keinen Grund mehr haben, sich den Unterschied zwischen deutscher Kunstsprache und siebenbürgischer Mundart klar zu machen? Es ist wahr, die Kenntnis eines guten Deutsch hat in den beiden letzten Menschenaltern in Siebenbürgen sehr um sich gegriffen, und Leser, die mit ihrer Schulbildung noch in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurzeln, müssen bekennen, daß heute im allgemeinen besser deutsch gesprochen wird als in ihren Jugendtagen. Manches Wort Michael Alberts würde heute eine andere Prägung bekommen, und ein solches Aufbäumen der deutschen Zeile gegen den Zwang siebenbürgischen Tonfalls, wie es in der dentschen Wiedergabe der Gedichte Viktor Käftners zu beobachten ist, dürfte kaum irgendwo mehr zu entdecken sein. Und dennoch spricht der deutsche Kunstrichter noch immer von der „Pflicht, Erzeugnissen sächsischen Schrifttums gegenüber stets auf kleine sprachliche Nachlässigkeiten hinzuweisen, die Ausfluß des Provinzialismus sind." (Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landesk. 46 [1923], 65). Ohne diese ernste Angelegenheit durch eine beiläufige Bemerkung erledigen zu wollen, erlaubt sich der Unterzeichnete die Vermutung auszusprechen, daß der deutsche Kunstrichter viele der von ihm gerügten „Nachlässigkeiten" geduldig hinnehmen würde, wenn ihn nicht der ganze Redefluß fremd anmutete. Dann hätte der siebenbürgische Dichter, der vor dem deutschen Kunstrichter bestehen wollte, nicht Dringenderes zu tun, als sich Redefluß und Betonung guter deutscher Kunstsprache anzueignen, wobei ihm Siegfried Behn ein brauchbarer Wegweiser sein müßte. Eine Vertiefung in die Untersuchungen Behns aber könnte ihm vielleicht auch die Arbeiten Minors und Saraus, die von ungetrübt siebenbürgischer Grundlage aus einfach nicht zu verdauen sind, lehrreich und angenehm machen.

A. Scheiner

# Rundschau

Am 22. August feiert der Maler Friedrich Mieß seinen siebzigjährigen Geburtstag. Die kunstfreundlichen Kreise seiner Vaterstadt Kronstadt veranstalten, ihn zu ehren, eine Feier, der sich ganz Kronstadt, ja das Sachsenland, freudigen Herzens anschließt. Mieß ist der Nestor der siebenbürgisch-sächsischen Maler und repräsentiert naturgemäß eine malerische Richtung, die der modernen Auffassung widerstreitet. Anbetung der Natur, andachtsvolles Sichversenken in ihre Schönheit und bei allem Streben nach Persönlichkeit, inneres Unterliegen vor der Gewalt der äußern Realität bis zur vollständigen Hemmung der Phantasie: früher; äußerste Betonung des innern Erlebnisses und das Streben nach einer Intensität der Darstellung, vor der alle Natur zu bloßem Stoff herabsinkt, zu einem Ausdrucksmittel, das nach Bedarf vereinfacht, umgestaltet, ja vergewaltigt wird, je nach dem künstlerischen Zweck, der verfolgt wird: heute. Zwischen diesen beiden Extremen liegt die ganze moderne Kunstentwickelung und Mieß steht mit seinen Freunden Robert Wellmann und Artur Coulin in nächster Nähe des ersten Poles. Von diesem Standpunkt aus hat er eine stattliche Reihe von Werken geschaffen, die durch die Sicherheit der Zeichnung, das intensive Nachfühlen der Form und das liebevolle Erfassen der natürlichen Licht- und Farbenwirkungen hervorragt. In manchen seiner Jugendwerke hat die plastische Kraft seiner Darstellung eine solche Vollendung erreicht, daß oft mit Recht auf seine innere Verwandschaft mit Leibl hingewiesen wurde. Einige dieser Werke haben auch im Budapester Museum der schönen Künste Aufnahme gefunden und ihr Schöpfer wurde mit der goldenen Medaille ausgezeichnet.

Mieß, der in größter Schlichtheit, mit Ausschaltung alles Kunstverstandes geschaffen hat, ist in dem Bewußtsein seiner Volksgenossen heute etwas zurückgetreten. Es kann jedoch nicht bezweifelt werden, daß die Zeit, die gerecht und vorurteilslos in allen künstlerischen Dingen richtet, viele seiner Bilder an den ihnen gebührenden Platz stellen und seinem starken Können und ehrlichen Wollen die gebührende Anerkennung nicht versagen wird.

Otto Ott

**Kunstausstellung in Hermannstadt.** Über die Sonderausstellung Heinrich Schunn im Dezember des vorigen Jahres schrieb ich einen Bericht für das Sieb.-Deutsch. Tageblatt, der Anlaß gab zu groben Mißverständnissen und unsachlichen Deutungen. Die Mehrzahl unserer Kritiker ist es gewöhnt, jeden unzulänglichen Malversuch mit den höchsten Superlativen der Anerkennung auszustatten, teils aus ehrlicher Begeisterung in Verbindung mit absoluter Ignoranz in diesen Dingen, teils aus dem verderblichen Bedürfnis, einander zu schonen, auf die Person Rücksicht zu nehmen. Die Kritik aber, die solcherart Nahrungsmittelverfälschung betreibt, nimmt sich selbst das Recht und die Möglichkeit, in der verzweigten Entfaltung und dem Wachstum der Kunst ein nützliches Glied zu sein. Sie kann nichts anderes bedeuten als den ärmlichen Versuch, einem engen Kreis einander allzunah Lebender täglich vor Augen zu führen, was für prächtige Kerls sie doch alle wären. Und zwischen den Zeilen fast immer mit verliebtem Augenblinzeln: nicht gerade Genies, nein, aber immerhin Charaktere mit „ehrlichem Wollen". Und dann natürlich die „Maßstäbe". Man dürfe uns hier nicht mit Maßstäben kommen, die nur andernorts Geltung haben. Aber was ist das für eine Verlogenheit! Als ob es in der Kunst verschiedene Maßstäbe gäbe! Als ob ein schlechtes Bild besser würde, wenn man auf die Bescheidenheit des Beschauers hinweist. Als ob an einem guten Bild immer noch ein paar Millionen Leute mitpinseln müßten, um es recht gut zu machen. Und verderblich ist eine solche Kritik der „liebreichen Rücksichten" und verlogenen Lobhudelei, weil sie das Publikum gänzlich abstumpft, seine Resonanzfähigkeit für die

Unendlichkeit der Wertstufen herabdrückt und somit der Kunst selbst schadet, die doch nur im Umkreis empfindlicher Resonanzen sich voll entfalten kann. Die Abteilung heimischer Maler im Brukenthalischen Museum ist nicht dazu angetan, uns auf die heimische Kunst besonders stolz zu machen. Mit Ausnahme des höchstbegabten Fritz Schullerus, dessen junge und liebenswürdige Kunst das höchste verspricht und dessen allzufrüher Tod fast alles verweigert, ist wenig da, was mehr sagt, als was man sich unter Verwandten sagen darf. Jetzt erst — erst seit dem Mittelalter wieder — nachdem die Erschütterungen der letzten Jahre auch unsere Kunst in unterirdischen Kontakt mit dem Schicksalhaften des ganzen heutigen Erlebens versetzt haben, beginnt diese ihre provinzielle Eingeschränktheit und Unzulänglichkeit abzustreifen und — innerlich mit der Heimat tief verwurzelt — doch Maßstäbe für sich zu beanspruchen, die Gültigkeit haben nicht nur in der Atmosphäre heimischer Selbstverliebtheit, sondern in der Kunst schlechtweg.

In der Ausstellung Heinrich Schunn verriet sich ein begabter Künstler, der — zu jung und nicht groß genug, um auch in der Enge und Verlassenheit provinzieller Verhältnisse richtig wachsen zu können — gar bös in einer Sackgasse verlaufen war. Es tappte da einer, der noch nichts konnte und viel versprach, arg im Dunkeln herum; sein Stil war nichts anderes als eine ziemlich burschikose Manier, den Dingen auf den Leib zu rücken und recht viel Lärm dabei zu machen. Aber soviel Irrtum in diesen Bildern sich aussprach, soviel Begabung verbarg sich unausgesprochen dahinter. Und man spürte es: hier war einer, der von seiner Verwirrung wußte und keinen Ausweg fand, dem es nicht auf ein leertönendes Lob ankam, sondern auf die Sache, der es nicht not hatte, geschont werden zu müssen. Was hätte hier eine taube Kritik des Ein-Auge-Zudrückens für Schaden anrichten können: Einen jungen Künstler aus der Ungewißheit seiner Unzulänglichkeiten in den sterilen Aberglauben an vermeintliches Können zurückzudrücken und ihm in betonter Liebenswürdigkeit das Schicksal unserer Zeichenlehrer vorzubereiten, die nebenbei auch selbst Bilder gemalt haben und deren Wert nach dem Flächeninhalt einschätzen. Es wäre schade um Schunn gewesen. Nur zarter, sachlicher Tadel konnte hier nützen. Und — ich habe die Genugtuung, es sagen zu dürfen — er hat genützt.

Es folgen ein paar Ausstellungen, über die es sich kaum zu sprechen verlohnte, wenn sie nicht durch eine unberufene Kritik eine Beurteilung erfahren hätten, die das Publikum irreführt und hineinlegt. Gewiß, es darf jeder Mensch Bilder malen so schlecht wie er nur kann; er tut niemandem damit etwas zuleide, außer denen, die darauf hineinfallen und sie kaufen. Aber es darf auch keine Kritik den übelsten Fusel als echten Wein anpreisen. Der Kronstädter Hermann Morres hat im Frühjahr im Eislaufpavillon eine Ausstellung gemacht, die auch als echter Wein angepriesen wurde. In Wirklichkeit waren es Landschaftsbilder mit einem großen Aufwand an öligem Gelb und Grün, das man „sonnig" nannte. Wie lieblich waren diese „sonnigen" Bilder und rein zuckrig. Wie vergrößerte Ansichtskarten, die die naturschwärmende Tante Lina in einem schönen Plüschalbum sich aufbewahrt. Natürlich, auch Hermann Morres gehört keiner Richtung an; er ist einfach und schlicht und sieht die Sonne untergehn oder auf einen Berg scheinen; und wenn er das malt, dann ist das auch so poetisch und so süß, oh! Er hat die schönsten heroischen Gebärden der Natur gesehn und sie für kitschige Knalleffekte genommen; er hat ihre Reinheit, ihre Heimlichkeiten und leisesten Verzückungen belauschen wollen und doch nur das gut bürgerliche Keuchen der eigenen Gefühlswelt zu hören bekommen. Nein, es ist kein lauterer Gebirgsbach, der fern von allen Strömungen und Richtungen auf eigene Faust hin jubiliert und weint, es ist das abgestandene Wasser sentimentaler Erregtheiten, das den reinsten Himmel nicht wider-

spiegeln kann, ohne ihn mit der eigenen öligen Oberfläche zu kommentieren. Und dazu kommt noch die Unzulänglichkeit des Könnens, das nicht weiter reicht, als es jeder erlernen kann, der sich nur vornimmt, ein Maler zu werden. Da ist ein Kircheninterieur. Bauern und Frauen und Kinder sitzen in den Bänken. Akkurat wie leblos sitzen sie da, wie Wachsfiguren aus einem Trachtenmuseum, kein Strich, kein Hauch von Leben, kein Funke von Geist, alles stumpf und tot. Das einzige Bild in dieser Ausstellung, das erfrischend und wirklich erfreulich gewirkt hat, war eine junge Dame, die Eintrittskarten verkaufte.

Aber man kann Hermann Morres noch überbieten. Henriette Bielz machte bei Drotleff eine kleine Ausstellung und jedes Bild war ein Triumpf der Talentlosigkeit. Ergriffen von soviel Naivität und tapferer Selbsttäuschung, die da zu Oelbildern geworden war, fragte man sich: hat denn die Malerin nie in ihrem Leben ein gutes Bild gesehn? Wie ist es möglich, daß sie nicht die geringste Ahnung von dem Rang ihrer Sachen hat? Warum bleiben diese Sachen nicht zu Hause, wo sie im Haushalt der Torheit immerhin Freude bereiten mögen? Warum aber müssen diese Albernheiten zur öffentlichen Angelegenheit gemacht werden? Vielleicht Existenzfragen? Jedem Schuster verweigert man die Existenzberechtigung als Schuster, wenn er keinen Stiefel machen kann. Aber es würde kein Mensch wagen, ohne davon eine Ahnung zu haben, Stiefel zu fabrizieren und sie zur Schau und zum Kauf auszustellen. Doch Bilder malen, das ist was anderes. Das ist doch Kunst, nicht wahr? Das ist die hohe heilige Kunst, mit der man so Schindluder treiben darf, wie es selbst der armseligste Handwerker mit seinem Handwerk nicht darf.

Aber dies Geschlecht der Pygmäen feiert täglich Triumpfe über noch kleinere Maßstäbe. Es sind noch andere Berühmtheiten da: Dörschlag, Phleps usw. Es gibt in Hermannstadt und anderswo stille wundervolle Häuserwinkel, malerische Durchblicke, reizende Verstecke, köstliche Bauten und Türme. Das kann man alles so gut malen und, weil man selbst nichts an Schönheit zu verschenken hat, sich von der fremden Schönheit beschenken lassen. Aber es gibt Landschaften in Italien, in Holland, überall, die durch ihre Künstler eine Bereicherung erfahren haben, durch sie doppelt königlich und anmutig wurden. Man kann eine Landschaft in Umbrien nicht sehen, ohne überall die holdseeligen Engel des Fra Angelico zu schauen; man kann den ärmlichsten Winkel von Amsterdam erfüllt von biblischen Wundern empfinden, seit ihn Rembrandt mit seinem königlichen Reichtum beschenkt hat. Und überall ist es so, wo irgendeinmal ein Stück Erde von einem wahren Zauberer verzaubert wurde. Aber auch unsere Landschaft in Siebenbürgen hat einen köstlichen Zauber, der selbst den Fremdling zu sich verführt: sie hat die Entzückung und den Reiz jungfräulicher Schönheit. Ein deutscher Maler sagte mir einmal, man sähe es unserer Landschaft geradezu an, daß sie noch nicht gemalt wurde. Doch nicht jeder Ort ist so. Dem Hermannstädter Stadtturm sieht man es geradezu an, wie oft er von Stümpern abgemalt, wie oft er in seiner unschuldigen Schönheit bestohlen wurde.

Die letzte Ausstellung, die hier besprochen werden soll, machte Trude Schullerus mit einigen Aquarellen und Zeichnungen im Malersaal des Brukenthalischen Museums. Es ist guter Dilettantismus, mit viel Geschmack und Kultur, ohne jede Albernheit und Sentimentalität und steht hoch über dem, was Morres, Bielz, Dörschlag, Phleps usw. bieten können. Es ist alles sehr nett und liebenswürdig. Aber nur dann, wenn sie aus diesem „Nett-sein" hinausgelangt in künstlerische Bezirke, in denen es auch Gesichte gibt und nicht nur liebenswürdige, wenn sie einmal mit Bildern kommt, die das Hermannstädter Publikum zum Lachen reizt, dann — — wird es vielleicht mehr sein, als bloß anständiger Dilettantismus.

Hans Wühr.

**Luise Gmeiner in Siebenbürgen.** Bedeutungsvoll beginnt die neue Spielzeit. Luise Gmeiner konzertiert in fast allen nennenswerten Städten der heimischen Kunstpflege.

Durch ihre faszinierende Künstlererscheinung allgemein gekannt und geschätzt, ist sie unveräußerlicher innerer Besitz seit lange. Was ihrer Eigenart überdies noch besondern Nachdruck verleiht, ist, daß ihr Schaffen ein Bekenntnis ist, — groß, ehrlich — und zwingend genug, um richtunggebend vielseitig sich auszuwirken. Von hoher Warte aus erschaut, ruht dieses tief verankert in den Gesetzen einer starken Persönlichkeit.

Um nur einige Schlaglichter auf die Äußerungen namhafter Kritiker zu werfen, sei erwähnt, daß fast beständig wiederkehrend, Luise Gmeiner mit den ersten pianistischen Größen aller Zeiten, wie Sophie Menter, Theresa Careno, die Kleeberg u. a. verglichen wird. Paul Schwers sagt von ihr: Dieses Spiel hat Profil, trägt den Stempel des Persönlichen.

L. G. spielte mit plastischer Energie unendlich weich und verschleiert in ihrem Anschlag. So war sie eine Verkünderin der poetischen Gesetze der Musik.

Hat unsere Künstlerin als Pianistin somit die glänzendsten Besprechungen in den verschiedensten Blättern aufzuweisen, so ist sie in Berlin durch ihre außerordentlichen pädagogischen Fähigkeiten auch als Lehrerin anerkannt.

Als ihr Schüler habe ich während zweier Jahre die mannigfachsten Anregungen musikalisch- wie technischer Art empfangen und wünsche als solcher der Meisterin in ihrer ernsten, verantwortungsvollen Mission einen vollen Erfolg. Egon Siegmund.

**Der Totschweiger** des Klingsor, **Dr.** Fritz Theil, erkennt mich an, indem er nichts von mir wissen will. Es stellte sich nämlich heraus, obgleich er alles, was mit mir im Zusammenhang steht, wegen meines Aufsatzes „Die Entwurzelten" in seiner „Deutschen Tagespost" totzuschweigen erklärt hat, daß er es nur auf das Wort „Klingsor" abgesehen hat. Er veröffentlicht am 19. August ein Schreiben aus Kronstadt, das die Musikveranstaltungen, den Kunst- und Buchladen unserer Geschäftsstelle lobt, wobei er bloß den Namen „Klingsor" streicht, so daß ein Fremder nicht weiß, wer dieses „Kunstunternehmen" ist, bei dem man im „nüchternen Treiben des Alltags ein paar Augen voll Kunst genießen kann."

Wer wird eine Zeitung wegen mangelhafter Berichterstattung schelten, wenn der Hauptschriftleiter Prinzipien wahrt! Ihm kommt es eben auf den Kern an. Er lehnt den Rock ab, das, was darin steckt, nicht. Zwar stecke ich darin, aber öffentlich zeigt dies nur der Name „Klingsor" an, also — weg mit dem Rock! Der Inhalt sei gelobt! Ja aber — ich gehöre zu diesem — also weg mit dem Inhalt. Nein! den lobt er gerade. Wie also? „Klingsor" ist Zillich, weg mit ihm! Die Sache ist gut — Zillich ist auch dabei — weg mit . . . nein, er lebe hoch!

Ich komme nicht mehr mit, ich verstehe nicht. Wo ist die Synthese? Da lobt die Zeitung und sagt nicht, wen sie lobt. Sie teilt eine Auszeichnung aus und läßt während der Dekorationsfeier den Geehrten verschwinden. Nun steht sie da mit dem Orden in der Hand. Wo ist der Ausgezeichnete? Haltet ihn — im Gegenteil, fort mit ihm! Er verdient die Auszeichnung — das mußte man sagen — aber sie ihm auch geben? Bewahre! Prinzipien. — Heinrich Zillich.

**Der sechzigjährige Wedekind.** Die Deutsche Tagespost (Hermannstadt, 27. Juli 1924) teilt in einem Aufsatz über Frank Wedekind mit, daß der Dichter „heute 60 jährig" ist. Das wußten wir nicht; wir hielten seinen Tod für Tatsache. Aber wenn 6 Jahre nach seinem Ableben solches festgestellt wird, bleibt immerhin manches Für und Wider zu erörtern, nicht nur hinsichtlich seines Todes, sondern sogar bezüglich seiner Geburt,

was die Tagespost gleich besorgt und zwar so: „Die Zwiespältigkeit seines Lebens, seine übermäßig erotisch eingestellten Stücke mit ihren nicht geringen (!) Verzerrungen und seine gegenteiligen Aussprüche: ‚Nennt mich nicht unmoralisch, ich bin im Gegenteil Moralist, ich nehme alles bluternst' (Wo sind die gegenteiligen Aussprüche?) sind zum größten Teil aus der Abstammung des Dichters zu erklären. Sein Vater war Frise (Soll heißen Friese), der erste seines Geschlechts, der nicht mehr seßhaft (daher sein Wanderleben) war, seine Mutter Schauspielerin (daher seine Theaterstücke). Der Vater seiner Mutter hatte als ungarischer Mausefallenhändler (daher die Erotik) angefangen (was?), hatte dann eine politische Verschwörung angestiftet und war deshalb eingesperrt worden. (Vermutlich ist der „Marquis von Keith" der Ausdruck dieser im Bewußtsein des Enkels aufgesparten Erlebnisse des Großvaters). Später in völlige Geistesumnachtung verfallen, starb er im Irrenhaus."

Also, jetzt wissen wirs. Ein Friese, nein Frise, wohlgemerkt der erste seines Geschlechts, der nicht mehr seßhaft ist, weiter eine Schauspielerin, ferner ein Großvater, der Händler, nein Mausefallenhändler, ach nein ungarischer Mausefallenhändler, dazu Verschwörer, Sträfling und später wahnsinnig ist — wie können die etwas anderes in die Welt setzen, als eben Frank Wedekind. Das Rezept ist richtig, man probiere es. Die Psychoanalyse liefert es frisch durch die Zeitung. Aus dieser Abstammung können wir Wedekind „zum größten Teil" verstehen samt Lebenszwiespalt, erotischen Stücken und gegenteiligen Aussprüchen. Zum kleineren Teil aber bleibt noch die Frage bestehen, wie er für die Tagespost lebt, wo er doch am 6. März 1918 gestorben ist.

Ich fürchte nur, daß er für die Tagespost immer bloß so gelebt hat, wie eine Kartenmappe, in der säuberlich geordnet die Zettel eines Korrespondenzbüros liegen, vielleicht schon seit 10 Jahren (50-Jahrfeier Wedekinds!) immer wieder benützt, wenn irgend ein berühmter Mann der Berechnung nach ein neues Jahrzehnt zurückgelegt haben müßte. Und so fällt eigentlich ihr Aufsatz der Tagespost gar nicht zur Last, sondern jenem Büro, das seine Kunden wie gewünscht bedient.

Heinrich Zillich

# Mitteilungen der Schriftleitung

Die in diesem Heft veröffentlichte Erzählung „Geburt" von Gerhart Pohl erscheint demnächst in einem Bande Erzählungen „Tagebuch merkwürdiger Verführungen" bei Elena Gottschalk, Berlin W 62.

*

**Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle.** Zwischen dem 8. und 20. September spielt Luise Gmeiner in folgenden Städten: Mühlbach, Hermannstadt, Mediasch, Schäßburg, Kronstadt und Bistritz.

Die Vorträge des Kunsthistorikers Dr. Hans Wühr, deren Themen im Augustheft mitgeteilt wurden, finden erst Ende September in Kronstadt statt.

*

Wir suchen einen jungen Mitarbeiter für den Außendienst.

*

Der ständige Ausstellungsraum unserer Geschäftsstelle steht für Sonderausstellungen (Bilder oder Kunstgewerbe) zur Verfügung. Anmeldungen 2—3 Monate im vorhinein.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt bei Reissenberger & Co., Mediasch

# Klingsor

Siebenbürgische Zeitschrift

1. Jahr | Oktober 1924 | Heft 7


## Herbstgesang an Hellas

Von Theodor Däubler

Umsommert freudvoll, hebt das Griechische Gebirge,
Wie Bronze goldig-grell, sich aus dem Meer empor:
Durch Felsen, über kahle, sonngebräunte Lehnen
Entklettern Ziegen stolzem Mittag, in das Grau
Verborgner Grotten, wo aus Tropfstein Kühlung sickert;
Im Gischt der Klippen kreist die Möve mit Geschrei.
Nun bald, ihr Wesen, darf euch Labung niederwallen,
Beschweben doch, von Asien, große Wolken oft
Den Inselkranz, wo Rosmarin und Thymian duften,
Europa sich mit Inseln hold den Fluten gibt,
Denn bräutlich wird das Land bestürmt, vom Meer geliebt.

Gewaltig soll ein gutes Naß herniederwallen,
Durch edeln Rost des Sommers Bronze göttlich sein:
Im Süden süßer Herbst, mit fürstlichen Gewändern
Umgrüne uns der Berge himmelstürmendes Geschlecht!
Entmenschte Riesen, bleibt den lechzenden Geschöpfen,
In euern Klüften, heilig, um den Quell besorgt!
Beherzter Aufruhr muß durch das verlassne Hellas
Von Gipfel schrill zu Gipfel, wildgewitternd, ziehn:
Gewürzter Wind wird warm, aus kühlen Lorbeerbüschen,
Zu schweißbenetzten Pflügern, über Felder wehn:
Erhaben naht die Herbstkraft, fruchtbar das Geschehn.

Auf Skyros, Lykomedes' breitbesonntem Eiland,
Wo der Altar verschwand und keine Säule ragt,
Entzaubre, aus der Wildnis, zwischen öden Höhen,
Sich sanft des Artemisions Tieren holde Kraft!
Schon warten Hirten — Göttin — gut der Ziegen! Potnia,
Geliebte Heidin, bei den Birnen, blaß wie Zinn,
Daß Pfützen deiner Sichelmulde nimmer weichen,

Als holte uns der Mond die Flut aus dem Geklüft.
Das Land mag laue Nacht, um Silberglanz, betauen,
Ihr Asphodelos tränend schimmern, milder Wind
In Myrten sich vernarren, die schon zärtlich sind!

Die Stalltür läßt der Mensch, nach schweren Ernten, offen:
Wie still aus Traum, verlassen Esel bleich bei Mond,
Den Hof der Mühe, wo ihr Herr nun ruht vom Sommer;
Zufrieden findet jedes Tier allein zum Hort
Des Artemisions, hinter quellenlosen Felsen,
Behutsam folgt das Maultier in gestirnte Nacht.
Auf altem Pfad, durch Salbei, unfindbar den Augen,
Kommt, wenn die Milchstraße erschimmert, auch das Pferd;
Im Mastixstrauch verspäten sich die letzten Wachteln,
Wacholder liebt das Rebhuhn und den Majoran:
Der Göttin haben sich die Kräuter aufgetan.

Ihr Steineichen, gebenedeite Obdachspender
Bei Berggewittern, gebt den leisen Wesen Schutz!
Der Teich steh voll! Dem Mondbild ein geweihter Spiegel,
— Das Artemision — wenn das Meer zerstürmend brüllt:
Im Nebel, sachte Esel, weilt um eure Labung,
Durch Wolken finde spät das letzte Mühtier her!
Der Mensch wird euch der Wildnis, schlichte Seelen, lassen,
Des Heiligtumes Göttin hält bedachtsam Wacht.
Auch Hasen huschen zu der sachten Rudel Wärme;
Ein andres Jahr erst führt euch los, zu Druck und Müh,
Dann nimmt der Herr sein Tier mit erster Sommerfrüh.

Ein königlicher Winter wird Gebirge krönen.
Bei Ares' Steinen, in des Artemisions Bann,
Wo Rosse, in demantnen Nächten, weg vom Weiher,
Mit kühnen Sprüngen, um verjüngten Süden hin
Voll Kühnheit, über Klüfte setzen, müssen frühe
Ermahnungen an Hellas' Heldenart, als Schwang
Zur Adlung durch Europa, Asien nah, erflammen!
Beherzte Jünglinge, vernehmt, aus Sängers Mund,
Vom Tal der Wildnis, Letos keuscher Tochter heilig:
Erdenkt der Jungfrau in der Nacht euern Altar!
Auch Ares wartet dort auf opfermütige Schar.

Artemis,
An deine Keuschheit wandten sich die Sänger
Westlicher Gefilde; ohne Namen, lobte,
Wer von Minne schwärmte, deine silbernde Gestalt:
Jungfrau mit dem Schleier, Königin der Wolken,
Tochter stolzer Ritter, kühn bei Fest und Jagd,
Angesäuselte Verliebter,
Einmal tratest du aus Nebeln;
Bleiche Fürstin über Schäume,
Dichter riefen: Helena!
Fahle Marmorbilder gingen
In Italien mondhaft auf.
Hellas! jubelten die Jünger ahnungsreicher Weiser
Um des Arno frühlingsglückberauschte Ufer.
Delos schwebend zu erschauen,
Spann ein Zauber Silberfäden,
Hold verwob sich Meer den Inseln,
Schön entflog die Welt als Traum.

Menschen, urbekümmert um den Mond,
Blasse Griechen blickten in das Sommerherz von Rom.
Um die goldnen Tiberwellen
Leuchtete ein Lenz im Volk;
Bauern bunteten auf hellen Straßen:
Menschhaft sprach Vertumnus, sprach Pomona
Vom gesegneten und großen Angebinde unsrer Sonne:
Alter duftumwogter Fluren, warmen vogelfrohen Jahr.
Knaben fahndeten nach Göttern:
Leichenbleiche Marmorstümpfe
Mondeten um Mittag auf.
Wo ist Hellas? fragte groß ein Schrei.
Das Gespenst glomm lächelnd fromm vorbei.
Sonne Hellas', bloß der Mond zu deiner Klarheit
Spiegelte sich über Latium. Ölbaumsilbern,
Kalte Nacktheit ferner Götter strahlte traumhaft
Bei Zypressen. Priester murmelten vom Tod.
Buonarroti faßte, mit bestimmten Fingern,
Den barocken Gast in lila Himmeln,
Wälzte die Figuren des Gestirns rundum
Vor dem Staunen seiner Augen auf und fragte:

Sind es Leichen?
Hier gekränkter Stern, in eines Mannes Hand,
Deines Antlitzes Entsorgtheit
Schwand, herabgekrümmt zum Schlummer:
Wie von einem Paar, bei trautem Kusse,
Perlten sacht die blassen Züge.
Unserem Morgen zu, durch Meisters Griff,
Mond, erkannten Buonarrotis Blicke einen Jäger,
Der das Tier der flüggen Seele graus verfolgt.
Wer einst Dionysos, den honiggoldnen,
Mit Apollos Lächeln, auf dem Bauch, den Schenkeln,
Hüften, Lenden, überall im Fleische, zierte,
Zwang den bleichen Schleicher,
Spielgestirn der Sonne Hellas'
Zur Vernehmung ernster Nacht:

Tauer träumt die vollerschlossene Gestalt;
Bückt, im Marmorgrau, zum Herzen
Herrlich sternende Gedanken weicher Sehnsucht
Nach der Schöpfung, die voll Sonne
Still — bei uns Verwimmelten — sich heimlich
Gott entschleiert — schlicht zurück.

Letzter Herbst um Hellas' große Sonne,
Lobe deine Götter, lebe falterbunt empor!
Rote Löwen, glüht auf Giebeln hoher Tempel
Auf die kommenden Gestalten kühn herab!
Hütet eure offnen Säulenhallen
Vor den fahlen Träumen schwacher Schwärmer!
Jünglinge mit stark gewölbtem Nacken,
Gliedern, goldig wie die Bronze heiliger Sonne,
Kehren zu den lächelnden Apollobildern heim.
Die gelenken Knaben, mit den dattelgolden Leibern,
Ringen, bis zur Pracht des Mittags,
Froh in veilchenblauem Sand.
Auf der morgengoldenen Haut der Jungfrau
Stürzt des Meeres Woge, voller Gischtgeblink, zusammen.
Menschen, kühlt das Fieber eures Fürchtens und der Sonne:
Über trübe Träume ragt zur Herrlichkeit der Welt!
Hellas' Göttinnen beleben
Eingezaubert sich — als Inseln —

Wenn auf Klippen hohe Sänge,
Sonniger Vollendung zu, erschallen.
Felsen, freundlich, mit des Morgens Anmut,
Wird ein Hauch, wie Arme, aus den Schlummerfluten regen;
Wissende vom jüngsten Wesen
Meerenstiegner Wolkenthroner
Sehen Inseln, blicken, blinzeln,
Auf ägäisch-blauem Wasser,
Unserm goldigsten der Tage,
Unter Menschen, göttlich scheinen:
Sonne, glüh im Selig-Reinen!

## Die schöne Therese

von Stephan Ludwig Roth

(1817)

Um in das Tal zu kommen, schlug ich den Gangsteig ein. In einiger Entfernung lag ein größeres Gebäude, das ich für ein Wirtshaus hielt, denn ich weiß, daß dasselbe in einem Dorfe nach der Kirche das größte zu sein pflegt . . . Hierauf richtete ich meine Schritte. Ein freundliches Gesicht, das zum Fenster herausblickte und von dem ich mir eine ebenso freundliche Bewirtung versprach, machte mich hungriger und durstiger, als ich war. Schon freute ich mich, ihren guten Wein loben, über diese Gegenden Nachrichten einziehen zu können, und war im Geiste schon traurig um die baldige Abreise, da trat ich in die untere Türe und fragte nur so im Vorübergehen, ohne daß ich dran zweifelte, ob dies das Wirtshaus sei? Nein, entgegnete mir der Bursche, es ist das Pfarrerhaus. Noch war es gut, daß ich gefragt hatte, denn sonst wäre ich gradezu hineingegangen und hätte mich hinter den Tisch gesetzt.

So sollte ich denn das schöne Gesichtchen nicht sehen noch sprechen?

Zum Ersatz für diese Täuschung lagerte ich mich demjenigen Fenster, wo sie herausgeblickt hatte, gegenüber und tischte mein Tuch unter einem Baume auf und trank aus meiner Feldflasche. Lange harrte ich vergebens — endlich klirrte das Fenster, sie sah heraus. Jetzt kam ein Knecht und lud mich hinauf. Geschwind wie ein Reh sprang ich über die Treppen — da kam mir ein ehrwürdiger Mann entgegen und bewillkommnete mich. Wir gingen in ein Zimmer, das Gespräch fiel auf mancherlei Gegenstände, die mich aber wenig fesselten, da ich immer auf die Türe merkte, wo sie hereintreten könnte. Das Mädchen kam nicht. Nach

dem Kaffee schieden wir, wie es schien war seine Neugierde von mir befriedigt worden. Noch hoffte ich, sie wenigstens durchs Fenster noch einmal zu sehen. Das Abenteuerliche zog mich so sehr an. Aber der Herr war so gütig, mich nicht nur bis vor die Haustüre, sondern auch eine Feldstrecke zu begleiten, wo denn auch diese Hoffnung zu Wasser ward.

Einen Bauern, der mir über den Weg ging, fragte ich nun aus.

Ich: Habt ihr einen braven Pfarrer?

Er: O ja Gottlob!

Ich: Hat er auch schöne Töchter?

Er: Was denkt der Herr —

Jetzt maß er mich mit den Augen, spuckte und sagte: Der Herr ist gewiß ein Ketzer. Unsere Geistlichen heurathen nicht. Ich besänftigte ihn wieder.

Ich: Ja so — eine Anverwandtin vielleicht?

Er: War sie schön?

Ich: Schön wie ein Engel.

Er: Es wird doch nicht die schöne Therese, die Apothekerin, gewesen sein.

Ich: Lebt ihr Mann? Wo?

Er: Pah — pah — sie ist eine Nonne. Das Kloster ist aufgehoben worden, sie lebt aber noch da. Das Kloster heißt Frauenwerth und liegt 6 Stunden von hier.

Da mich mein Weg ohnedem über Frauenwerth führte, so war nun mein Entschluß desto fester. Im Tale war es schwammig und moorig; zum Behufe der Fußgänger ist daher der Steig mit viereckig behauenen Tannen in ihrer ganzen Länge voreinandergelegt befestigt worden, worauf man denn trocken, aber beschwerlich geht. In Siegsdorf trank ich Bier. Das Wirtshaus war sehr reinlich und eine geschwätzige Wirtin bemühte sich mich zu unterhalten. Die Möblierung des Zimmers war ganz wie bei uns in einem bürgerlichen Hause. Oben am Gesimse waren zinnerne Teller verteilt, zwischen welchen dann und wann eine große Schüssel glänzte. Schränke in der Wand mit bemalten Türchen, in der Mitte des Zimmers der Tisch. Selbst der Glasschrank, wo das Silber steht, fehlte nicht. Auch die übrige Verteilung der Gerätschaften waren wie bei uns. Ja sogar an der Türe hing das Handtuch mit eingewebten roten Streifen und unten mit Fransen geziert. Am Ofen knurrte die Katze. Ich glaubte mich nach Hause versetzt.

Die Wirtin, Mutter von 14 Kindern, sah noch frisch aus.

Als ich nach Abstätten kam, waren keine Schiffer da. Während das Mädchen um ihren Vater zu holen fortlief, setzte ich mich ans Ufer, wo

ich von der Ermüdung überwältigt einschlief. Von den Pflaumen, welche sich noch nicht seit lange gefärbt hatten, bot mir der Schiffer einige an und während er sein Boot ausschöpfte, ließ ich mir sie wacker schmecken. Als Ursache seiner leckgewordenen Fähre gab er die Aufhebung der beiden Klöster an, die sich im Chiemsee erheben, da sich nun weit seltener die Gelegenheit einstellte, jemanden überzusetzen. Er pries die goldenen Zeiten, wo die Klöster noch in Aufnahme gewesen wären, man hätte leichter leben können und sie selbst hätten sich, wenn sie einen lieben Gast oder Wallfahrter übergesetzt hätten, einer guten Bewirtung jedesmal erfreuen dürfen. Jetzt sei es anders. Die Einkünfte der Klöster wären eingezogen, und Überführung und Bewirtung hätten gänzlich aufgehört. Zuletzt fügte er noch hinzu: und wer weiß wie gering der wirkliche Vorteil ist, der bis an die Krone gelangt. Ob er Recht oder Unrecht hat?

Aus dem weiteren Gespräche ergab sich, daß sie die Therese nicht ans Ufer gesetzt hätten. Auch diese nannten sie: die Schöne. Nun, so war ich denn begierig diese Nonne zu sehen, die in der ganzen Umgegend den Ruf der Schönheit hatte. Um geschwinder zu fahren, nahm ich zwei Ruderer, die die Fähre ziemlich schnell trieben. Dieselbe bestand aus einem ausgehöhlten Eichklotze und mag viele Ähnlichkeit mit einem Fahrzeuge der amerikanischen Wilden gehabt haben. Eisen war gar keines daran. Der Mühlbach, der ohnweit des Sees aus dem Gebirge stürzt, führt viel Steingeröll in denselben und die Schiffer zeigten mir Stellen, wo sie in ihrer Kindheit eine Tiefe von 9 Klafter wußten, die jetzt über dem Wasser erhoben sind. Ohngefähr eine Viertelstunde fuhren wir über solche Untiefen, bis daß wir nach Verfluß einer Stunde an das Ende einer Erdzunge kamen, die für die Hälfte des Weges bis zum Kloster gilt. Kommt man über diese Spitze hinaus, so kann man den See in seiner ganzen Länge von 5 Stunden sehen. Zahlreiche Schwärme wilder Enten erhoben sich und ließen sich nieder und der lustige Kibitz jagte sie wieder auf. In der Ferne brummte die Rohrdommel.

Meine Schiffer vertieften sich in Gespräche und überließen mich mir ganz. Dann und wann beobachtete ich sie und ihr Gespräch war so lebhaft und angelegentlich, als hätten sich die guten Leute seit langer Zeit nicht gesprochen, da doch ihr Umgang tagtäglich auf sie selbst beschränkt war. Glückliche Menschen, die an kleineren Freuden Vergnügen finden — die größeren sind selten.

So waren wir bis in die Nähe der beiden Klöster gekommen, wovon eines das ersehnte Frauenwerth war. Schon konnte ich deutlich die Fenster ausnehmen. Umsonst durchsuchte ich sie alle mit meinem Fernrohre, die Therese war nicht zu entdecken. Wir landeten. Frauen-

werth liegt auf einer Insel vom nächsten Ufer eine halbe Stunde entfernt Keine Mauern umschließen dieselbe; die Natur übernahm dies Geschäft. Die Erbauung des Klosters fällt dem Ansehen nach zu schließen ins sechszehnte Jahrhundert; denn es ist nicht der gotische Stil, vielmehr ein erklärter Übergang zu der jetzigen Bauart. Auf den breiten Treppen, in den weiten Gängen ließ sich keine Seele sehen. Jetzt hörte ich Schlüssel klappern — es war die Kirchendienerin. Diese sagte mir: Therese sei noch nie von der Insel weggekommen und befinde sich wirklich hier. Man führte mich in die Kirche. Bilder von Heiligen und Märtyrern hingen an den Wänden. In den Einbeugungen waren kleine Altäre. Im Hintergrunde eine Zinkenorgel. Auf dem Hochaltar standen noch vom gehaltenen Erntefest die geschmückten Leuchter, die Madonna mit dem Kranze, die mit Bändern geschmückten Garben. Vom vielen Knien gehöhlte Altarstufen und sonst Spuren frommer Andacht konnte man deutlich wahrnehmen. Wie viele mögen hier Zuflucht gesucht, wie viele sie gefunden haben! Wie viele von der argen Welt mißhandelt sind in diesen Hafen eingelassen und haben den Frieden erlangt! Wie viele Rosen mögen hier verblüht, wie viele Augen ausgeweint, wie viele Hände ausgerungen haben! Mag eine liebelose Ansicht alle Flecken aufsuchen, um den Unwert einer Sache behaupten zu können, eine Zeit, wie die vergangene war, mußte solche Anstalten haben, da manche Unschuld vor dem Raubgrafen und dem rohen Krieger nur innerhalb dieser heiligen Mauern Schutz finden konnte. Von welcher Anstalt aber, die so alt ist, lassen sich nicht Verirrungen nachweisen? Wer eine Zeit beurteilen will, muß in dem Geiste dieser Zeit denken.

Nun ging ich ein Stockwerk hinauf, um die Therese, die schöne Apothekerin, aufzusuchen. Indem ich den Gang durchging, öffnete sich manchmal eine Türe, wo eine Nonne hervorblickte, schloß sich aber wieder zu, ehe ich nachfragen konnte. Endlich kam die Therese selbst im Schleier und der Ordenskleidung. Sie hatte von der Kirchendienerin gehört, daß ein Fremder nach ihr gefragt habe. Wie sie den Gang daherkam, gefiel sie mir sogleich, so daß ich wünschte, es solle die Therese sein, die ich suchte und die es richtig war. Wie sie an mir vorüberging, fragte sie mich: wen ich suchte? Ich sagte es ihr offenherzig: ich suche die schöne Therese.

„Die Apothekerin?"

„Ja".

„Die bin ich."

Aber was wollte ich mit ihr? Jetzt kam ich in größte Verlegenheit, da ich nicht wußte, was ich vorschützen sollte, warum ich mit der

Apothekerin zu sprechen wünschte. Endlich — endlich kam mir in Sinn, ich hätte mich erkältet und wünschte etwas zu brauchen. Ich bekam also Magentropfen — ohne zu wissen zu welcher Kur; denn mein Magenwehe, welches ich vor acht Tagen gehabt hatte, war schon längst verschwunden.

Als sie hörte, wo ich her sei, fragte sie mich auf Klöster und Kirchen. Da ich aus ihren Gesprächen ihre Blumenliebhaberei abnahm, so bat ich sie in ihren Garten begleiten zu dürfen. Sie nannte mir alle Blumen und gab mir von den Bedeutenderen eine kleine Biographie. Sie standen teils in Scherben, teils in frischer Gartenerde.

„Aber Ihr Leben muß doch traurig sein."

„Traurig, doch nicht freudenleer."

Sie zeigte auf ein Blumenbeet. So ist unser Leben, zwar reifen keine Ananas darauf, aber auf dem grünen Boden der Hoffnung keimt doch manche Rosenknospe. Und wenn mir einst die letzten Tränen in die Augen treten, so gehe ich zu den Höhen, wo ich oft gewesen bin. Ihren vorangegangenen Freundinnen weihte sie eine Erinnerung. Ob beim Wiedersehen ein Wiedererkennen ist?

Wir gingen in die Kirche, an das Grabmal der Stifterin dieses Klosters. Auf der Orgel spielte sie ein Leichenamt. Tonart und Manier waren sanft und schmelzend. Rührend war der Vortrag in einem klagenden Adagio. Die Orgel wurde das Organ ihrer Wehmut. Sie schien bei ihren Freundinnen zu sein; zart und herzlich sprachen die Töne, wie Anklänge aus einer andern Welt. Es waren keine Töne, wo sich der Fuß regt, wo man gefallen will, es waren Gemütsergießungen, die aus einem Herzen hervorquillen, das alles Nichtige dieser Erde durchschaut und nach oben blickt, während sich der fromme Wunsch gestaltet, unter die Chöre der Engel aufgenommen zu werden. Noch niedergezogen von der Last des Körpers ahndet zwar der Geist die unendliche Liebe, hat aber nicht Kraft genug, sich selbst emporzutragen, wenn nicht aus den himmlischen Wolken der Glaube leuchtete. Der beste Wille fällt im Kampfe; da erhebt sich unbescholten die Sehnsucht, frei von den Fesseln der Welt, der sie entsagt hat, zum Himmel, mit dem sie sich vermählt hat.

Alles dieses war auch in ihrem Gesicht ausgeprägt.

Etwas fehlte. In einem Madonnengesichte erfreut uns die göttliche Liebe zum Menschengeschlecht, indem sie entweder den Mutterblick auf das Jesuskind, was sie unter ihrem Herzen trug, richtet, oder indem sie schmerzvoll zum Erlöser, der ans Kreuz geheftet ist, hinblickt. Beides sind Ausdrücke der Liebe, die Freude über den Erstgeborenen, die Trauer über den Gekreuzigten. Noch immer findet sich also im Antlitz einer Mutter

Gottes ein rein menschlicher Zug, welcher in seinem höchsten Ideale mit uns allen, die wir Menschen sind, verzweigt ist.

Hier fehlte dieser Zug, der so mächtig in die Herzen greift. Es lag darin ein totes Leben, zwar Sanftmut, Sehnsucht, aber wie wenn diese Idee ein Künstler aufgegriffen und auf Leinwand oder Stein starr nachgebildet hätte. Ich hätte dieses Weib um alle Schätze der Welt nicht hassen können — aber lieben auch nicht. Hätte sie nicht das Auge verraten, so hätte man sie für das schönste Gemälde gehalten, das je ein schöpferischer Pinsel entworfen hätte, aber so — taugte ihr Gesicht nicht für eine Lebendige. Als Bild, als dargestellte Situation des Gemütes, erweckten die frommen Züge Ehrfurcht, als Gesicht bloße Bewunderung.

Seit der Gründung des Klosters waren ihm 44 Äbtissinnen vorgestanden; da aber zwei hintereinander starben, wollte keine mehr Äbtissin sein, bis endlich die Aufhebung des Klosters bekannt gemacht wurde, wo sie alle bis auf sieben auswanderten, unter denen sich Therese als die jüngste befand. Sie war im neunzehnten Jahre eingetreten und glaubte sich von ihrem Gelübde nicht freisprechen zu dürfen, da sie in der Welt nichts zu finden habe.

Es war gegen Abend — ich nahm Abschied.

Als ich in die Fähre stieg, erquickte alles die Abendluft. Die Sonne brannte hinter den Gebirgen, wie eine Kerze, die verlöschen will. Einzelne Strahlen färbten krause Wölkchen, die in einem sanften Taue niederträuten und benetzten die Gegend, wie eine Gärtnerin die Kinder ihrer Liebe. Der Abendwind zog über die Spiegelfläche. Silberne Wellen durchfurchte der Kahn. Im Rosenlichte standen die Berge, über denen die Abendröte glomm. Einer andern Welt Licht und Wärme zu geben, war die Sonne gesunken. Ich stieg ans Land. Die ganze Gegend ruhte im Schleier der Dämmerung.

## Am Abend

Von Heinrich Zillich

Die heller Abend ins Schweigen entrückte,
Gebirge, die Himmel und Sternetuch tragen,
ruhende Riesen, luftüberbrückte
Gesichter der Erde, die ewiglich ragen!

Euch hob sich mein Antlitz entgegen und fühlte
den Atem, der aus den Lungen euch rann,
der mir die Schläfe und Stirne kühlte,
da aus dem Tage das Schauen begann.

Das Lächeln der Liebsten ward freier und tief —
Ihr hebt uns die Augen und läutert die Küsse.
Was mich zum mühsamen Gipfel berief,
trägt rauschend das Schäumen im Sprung eurer Flüsse:

Kühle! Und Weite! — Und sind wir im Tal,
o laßt diesen Abschied nicht anders verwehen,
als daß wir, wenn Nacht uns ummauert mit Qual,
die klare Gestalt vor dem Himmel sehen.

## Der dionysische Mensch

### Betrachtung zur Lebensanschauung der Gegenwart

(Schluß)

Von Alfred Pomarius

Wir sind somit von einer anderen Richtung kommend zum Ausgangspunkt unserer Betrachtuug zurückgekehrt, zum geistigen Problem der Gegenwart.

Das eigentümlich zwiespältige, zu dem unsere Ableitungen geführt haben, besteht darin, daß der Intellekt als Ursache der Zerissenheit unserer Zeit und gleichzeitig als Mitbedingung des Dionysischen erschien, in dem die Heilung dieser Zerissenheit zu suchen sei.

Wie löst sich dieser scheinbare Widerspruch? Das allgemeine Prinzip seiner Lösung ist dasselbe, das auch in Nietzsches Philosophie zum tieferen Verständnis derselben hinführt. Nicht das Intellektuelle als solches darf hiebei in Betracht gezogen werden, sondern die Lebensstimmung, in der es von dem Träger der Kulturerscheinungen innerlich erlebt wird. Die Erscheinungsweisen des Intellektuellen stehen so wie die anderen großen Geistesmächte gewissermaßen jenseits von Gut und Böse und werden zum guten oder bösen Schicksal erst durch die Seele, die sie erlebt. Das Erleben des Intellektuellen in den letzten 70 Jahren abendländischer Kulturentwicklung war ein romantisches und wenn man die Kulturseele als überindividuelles Ich personifiziert denkt, so stand sie unter der Herrschaft eines Romantizismus des wissenschaftlichen Geistes.

Die Bezeichnung „wissenschaftlicher" Geist ist deshalb absichtlich gebraucht, weil die drei großen Gebiete der Lebensgestaltung, die die Lebenswirklichkeit der Individuen dieser Epoche beherrschen, Wissenschaft, Technik und kapitalistische Weltwirtschaft eine innere Verwandschaft auf-

weisen, deren Typus am schärfsten in der modernen exakten Wissenschaft hervortritt. Diese Verwandschaft — eben das Hauptkennzeichen des Intellektuellen — ist die Wendung nach der sinnlich erlebbaren Außenwelt, gleichzeitig aber eine Wendung nach dem außerseelischen Wesen der Natur, in krasser Form: Natur und Menschentum als mechanische Kausalität.

Gerade die Maschine, als der Treffpunkt moderner Wissenschaft und moderner Lebenswirklichkeit, wird zum weitwirkendsten Symbol der Eroberung des Lebens durch den mechanischen Kausalitätsgedanken; stammend aus der mathematischen Werkstätte exakter Mechanik vermittelt sie den breiten Schichten populärer Denkkreise in Industrie und Wirtschaft anschaulich die Stimmung der mechanisch wirkenden Naturgesetzlichkeit als einer neuer Einstellung des Lebens und der Lebenstätigkeit. Auch in dem Problem der Maschine als einer Teilerscheinung der Intellektualisierung des Kulturlebens findet sich nun jenes gute und böse Schicksal (nicht im streng ethischen Sinne), auf das schon für das Ganze der Intellektuellen hingewiesen wurde, als eine doppelte Wurzel des Erlebens. Man kann sie scharf dahin formulieren, daß die Maschine erlebt werden kann als Prinzip des Herrschens des Menschen über die Natur und als Prinzip des Beherrschtwerdens des Menschen durch die Natur. Die erstere Art des Erlebens ist die dionysische: der Mensch als Herr der unorganisierten Natur, als Organisator und belebendes Prinzip für die blinden Naturkräfte der Kausalität, also über ihnen stehend mit seinem Geiste, schöpferische Durchbruchsstelle des Urwesens, des Seelischen; in der dionysischen Lebensstimmung wird also das mechanische Naturbild zu einem vom ewig tätigen Lebendigen geschaffenen Symbol, zu einem Werkzeug der ewig Strebenden, des Willens zur Macht. (Darin ein Hinweis auf das was oben als dionysisches Urerlebnis formuliert wurde.) Die dionysisch erlebte Maschine wird so zum Prinzip der Befreiung des Menschen von mechanischer Sklavenarbeit.

Dem romantisch Erlebenden wächst das, was er geschaffen, über sein eigenes Selbst hinaus. So wird die romantisch erlebte Maschine das Symbol der den Menschen erbarmungslos und sinnlos zermalmenden Naturkräfte, der riesengroß über alles menschliche Fühlen und Wollen erhabenen, mit stummer Furchtbarkeit waltenden Natur. Sie (die Maschine) wird zu einer den Menschen dämonisch beherrschenden Idee, als deren Diener er sich schließlich fühlt, womit das eigentliche Verhältnis zwischen Erzeuger und Erzeugtem sich umkehrt. Charakteristisch ist diese Lebensstimmung für viele Formen des heutigen Unternehmertums, unter denen am bezeichnendsten jene Industrien sind, deren Erzeugnisse nicht *vorhandenen* Bedürfnissen des Menschen dienen, sondern zu denen den

Menschen das Bedürfnis erst künstlich eingeimpft werden muß. Das ist Industrie als Entartung und beleuchtet scharf die moderne Wirtschaftslage mit ihren romantischen Auswüchsen: die Industrie als Götze, als die wirtschaftliche Form um jeden Preis, den Blick des wirtschaftlichen Menschen dämonisch bannend, hypnotisierend, oder um hier den Anschluß an die Formulierung des romantischen Urerlebnisses herzustellen, als unendliches Objekt des Wirtschaftsgeistes.

Dieses ist jener romantische Zug, der den überwiegenden Teil der modernen wirtschaftlichen Lebensgestaltung beherrscht, es ist der zu bekämpfende Teil der Geisteskräfte, die in die Wesenheit des Kapitalismus und der kapitalistischen Wirtschaftsordnung eingehen. Es sind aber nicht die einzigen! Industrie und Weltwirtschaft sind ihrem inneren Wesen nach als tätige Ausbreitung des Individiums über planetarische Räume, prädistiniert zum dionysischen Erlebtwerden. Und dieses bricht denn auch an allen Orten der modernen Wirtschaftsentwicklung immer wieder hervor, durchsetzt das romantische Grundgewebe mit seinen Fäden und läßt den dionysischen Wirtschaftsmenschen und sein Werk ans Licht treten. Die dionysische Wirtschaft ist das Werk im Dienste des Gedankens, als Werkzeug nicht als Schicksal empfunden, von dem Geiste der tragenden Persönlichkeiten überragt. Wir haben für solche Persönlichkeiten eine vielsagende Bezeichnung, es ist die des „Königlichen Kaufmannes". Sie verrät deutlich wie es in unserem Inneren um unsere Stellungnahme zum Großunternehmertum und zur Weltwirtschaft steht, es lebt in uns ein meist unbewußt bleibendes Ideal, das angesichts solcher Persönlichkeiten plötzlich in plastischeren Formen für Augenblicke bewußt wird, das wir aber doch nicht recht unterbringen und klassifizieren können, wenn wir die Luft des überindividuellen Wirtschaftsgeistes wieder einatmen. Es ist das im Abendländer immer latente Ideal des dionysischen Menschen. Königliche Kaufleute hat es in ausgeprägtester Form unter den ersten überseeischen Kolonisatoren Europas gegeben. Ihre Werke, wie alle hierhergehörigen zeichnen sich dadurch aus, daß sie getragen vom Geist ihres Schöpfers, weit über die engeren Schranken der rein kaufmännischen und handelspolitischen zu umfassenderen Lebensformen hinauswachsen.

Hier ist zum ersten Male Gelegenheit, auf eine charakteristische Eigenschaft des dionysischen Menschen hinzuweisen, die seinem inneren geistigen Reichtum entspringt: es ist ein Geist des Universalismus, der souverän über die einseitigen Möglichkeiten der Lebensgestaltung hinübergreift, weil er selbst ein Mikrokosmos ist.

Einseitigkeit dagegen gehört zu den häufigen Begleiterscheinungen des Romantischen. Amerika ist das Beispiel einer hochgradig einseitigen

Vorherrschaft des Wirtschaftsgedankens über den ganzen Lebensraum der weitesten Volkskreise. Man sollte meinen, daß der sogenannte praktische Geist der Amerikaner etwas typisch Dionysisches wäre: Die Unterordnung der wirtschaftlichen Kräfte unter die Bedürnisse des Menschen (in höherem Sinne genommen), die Maschine als Ersatz menschlicher Sklavenarbeit. In Wirklichkeit handelt es sich um eine Unterjochung des menschlichen Lebens durch die Gesichtspunkte der Maschine: menschlicher Geist und Körper vom Standpunkte des Maschinenkonstrukteurs angesehen und den Begriffen der Leistungsfähigkeit, des Effektes, der Höchstleistung usw. unterstellt. Das ist das Wesen des Amerikanismus, ein Romantizismus der physikalischen Arbeitsbegriffe. Es ist selbstverständlich nur die oberste Schicht der Atmosphäre, in der sich das Leben Amerikas abspielt, die sich dieser einfachen Formel fügt; die Einzelheiten des amerikanischen Wesens sind, gerade weil die Wirtschaft darin eine so große Rolle spielt, ein verwickeltes Netzwerk romantischer und dionysischer Tendenzen.

Es gibt eine rein mechanisch-räumliche Ursache, die geeignet erscheint, die Vorherrschaft des romantischen Geistes im Wirtschaftsleben der Gegenwart zu brechen. Dies ist die Tatsache, daß die Industrialisierung der Erde in absehbarer Zeit vollendet sein muß. Dann wird jedes Land seine vollentwickelte Industrie haben und die Möglichkeit rasend schneller Entwickelung und Vermögensanhäufung, wie man sie bei so vielen modernen Industrien beobachten konnte, wird schwinden. Gerade damit schwindet aber die romantische Versuchung, die in einer solchen unbändigen Entwickelung des Objektes liegt; wo dann der Mensch entweder seinen Geist an das Objekt wegwirft, oder in die Lage des Zauberlehrlings kommt: „Die Geister, die ich rief, die werd ich nun nicht los". Es ist wirklich, als erlebe das Abendland noch die Lehrjahre weltwirtschaftlichen Seins, wo die Kräfte planetarischer Wirtschaft noch unbekannt in ihrem eigentlichen Wesen sind und den Menschen oft wie losgelassene böse Geister übermannen (man denke an die Überraschungen des Valutaproblems). Die Weltwirtschaft der Zukunft, wo der Mensch vermöge des natürlichen Ganges der Erfahrung aus dem Lehrling ein Meister geworden sein wird, treibt gerade infolge dieses letzteren Umstandes zum Dionysischen hin. Dionysisch wäre die Beherrschung der Kräfte und Mächte wirtschaftlicher Großentwicklung in freier Selbstbestimmung durch den menschlichen Geist; das allein genügt aber nicht, das reine Wirtschaftsgenie ist es noch nicht, was ich meine, sondern es müßte das von der Ewigkeitsbedeutung des menschlichen Seins erleuchtete Wirtschaftsgenie sein, dem der Mensch der Mikrokosmos des Seins und Werdens ist und das wirtschaftliche Tun mit ein Ausdruck dieses mikrokosmischen Wesens. Das

Erlebnis dessen, daß man als Mensch gleichzeitig Natur und damit Weltall und Wesen des Alls ist, das ist eben das große Erleben des Dionysischen; es ist das Grunderlebnis dionysischer Religion, der gemeinsame Ackergrund für alle Lebensäußerungen der Kultur, das lebendige Zentrum, aus dem der gemeinsame Rhythmus in sie alle überströmt.

Ich habe deshalb die Wirtschaft vor der Wissenschaft betrachtet, weil sie das Lebenselement der Vielen ist. Die Wissenschaft ist die Angelegenheit von Wenigen, dafür aber ist sie eine Konzentration der kulturellen Geistesarbeit und Geistesart. So wurde der ganze zweite Teil der Betrachtung unter dem Gesichtspunkt begonnen, daß es der Geist der Wissenschaft ist, der auch in der Wirtschaft lebt, und daß eben dieser romantisch sei. Und so bleibt der im Fortgang der Betrachtung gewonnene Unterschied des romantischen und dionysischen Erlebens der Natur auch hier der maßgebende. Hier liegt ja gerade das Hauptmoment, das aus der Wissenschaft in die Wirtschaft übergegriffen hat.

Die moderne exakte Wissenschaft strebt einem Ideale zu, das schon Laplace formuliert hat, als er seinen Weltgeist fingierte, der das gesamte Weltgeschehen in einer einzigen Weltformel umfaßt, mit der er durch rein mathematische Operationen den Eintritt einer künstlerischen Konzeption im Künstler ebenso voraussagen kann, wie den einer Mondfinsternis.

Nicht dieses Ideal an und für sich ist romantisch, denn im Wesen vertritt es ja nur den Anspruch der restlosen Beherrschung der Naturkräfte durch die Wissenschaft, wie er auch dem dionysischen Geiste eigen ist; der „Romantizismus des wissenschaftlichen Geistes" wurzelt vielmehr in dem Erleben der Natur, zu dem dieses Ideal im Wissenschaftsträger, im menschlichen Ich wird. Worin dieses Erleben besteht, wurde schon bei Betrachtung der Maschine geschildert. Es entsteht, indem das eben erwähnte exakte Ideal des Mechanischen sich von seinem Erzeuger loslöst und ihm als unendliches Objekt entgegentritt, das ihn selbst und sein Wesen verschlingt und sich unterordnet. So wird die mechanisch gesehene Natur zu dem über dem Menschen stehenden Prinzip, das Geistlose zum Beherrscher des Geistigen und im weiteren Fortgange der so eingeschlagenen Gefühlsrichtung schließlich die Weltformel des Laplace zum Inhalt des wahren Wesens aller Dinge. Wie sehr das Erleben des Wissenschaftlichen in der Mitte des 19. Jahrhunderts diese Richtung eingeschlagen hatte, beweist z. B. der geistige Sturm, der den berühmten Ignorabimus-Reden des deutschen Naturforschers Du Bois-Reymond in den 70er Jahren folgte; er hatte nichts anders getan, als das Ideal der Weltformel von seiner geistigen Vorherrschaft zu entthronen und über es den Geist zu stellen, der es erzeugte. Daß solche Selbstverständlichkeiten lange erörtert

werden mußten, Sensation und Entdeckung sein konnten, beleuchtet mehr als die eingehendsten Schilderungen die Art der Geisteslage, die hier gemeint ist.

Das Ideal der Weltformel ist auch für die dionysische Wissenschaft aufgegeben als Arbeitshypothese für die exakte Ausdrucksweise, aber die ganze Begriffssprache der mathematisch-exakten Wissenschaft ist ihr nichts anders als eines der Symbole, in denen sich das lebendig-tätige Wesen des Seins dem denkenden Geiste absetzt. Das schließt schon in sich, daß ein so erlebendes wissenschaftliches Bewußtsein auch noch von anderem getragen werden muß, als nur von dem Geiste der exakten Methode allein, denn sonst könnte es sie nicht als Symbol empfinden. Vor allem trägt dies Erleben das Bewußtsein der Wahlverwandtschaft mit der Kunst in sich als dem Urvermögen der Symbole schaffenden Tätigkeit im menschlichen Geist. Damit treten Wissenschaft und Kunst, gemeinsam als „Erkenntnis" in höherem Sinne begriffen, zu geistiger Gleichberechtigung nebeneinander. Es ist wieder der universale Geist des dionysischen Menschentums, der hier zum Siege gelangt. Der dionysische Mensch muß das, was er in der exakten Betrachtungsweise in mathematischen Formeln erlebt, in der höheren Symbolik der Kunst wiedererkennen und wiedererleben können.

Deutlich ist in der heutigen Wissenschaft der Beginn derjenigen Wendung nachzuweisen, der zum Schauplatz der Entfaltung des Dionysischen werden könnte. Wir stehen heute im Beginn einer Krise des wissenschaftlichen Geistes.

Die Anhäufung von Tatsachen ist Aufgabe jeder Wissenschaft. Für eine gewisse romantische Einstellung, der die Natur das außermenschliche und eigentliche Wesen des Seins ist, tritt nun allen Tatsachen gegenüber eine übertriebene Scheu vor „Subjektivität" auf, das Objekt als einzelne empirische Erscheinung beginnt nun zu hypnotisieren und im engeren Kreise der Wissenschaft dieselbe Rolle zu spielen, wie wir sie für das allgemeine Objektive innerhalb des Gesamtgeistes soeben als „Romantizismus des wissenschaftlichen Geistes" geschildert haben. Die Einheit der Wissenschaften beginnt damit immer mehr zu zerfallen, sich in Einzelwissenschaften und Wissenschaftsgruppen aufzulösen, die in das fachwissenschaftliche Spezialistentum in dem Sinne einmünden, daß der Horizont des Fachforschers sich immer mehr und mehr verengert. Solche Perioden, wo die Besonderheiten der empirischen Einzelobjekte vor allem anderen betrachtet und gesammelt werden, sind sicher im Gange der Wissenschaft immer wieder notwendig, auch leisten sie vielleicht dem romantischen Erleben besonderen Vorschub, woran es liegen mag, daß die

Wissenschaft der jüngsten Jahrzehnte so empfand. Das letztere muß jedoch nicht eintreten. Im dionysischen Wissenschaftsbetrieb wird jedes Objekt zum Mikrokosmos also zur Brücke und zum Vermittler des Wissenschaftsganzen, der Spezialist gleichzeitig zum wichtigsten Förderer der allgemeinsten Fragen. Im übrigen liegt dieses in der geraden Linie des exaktwissenschaftlichen Ideales. Denn die Weltformel verlangt ja statt immer zahlreicher, aber immer enger werdenden Horizonten einen einzigen über alle Erscheinungen sich erweiternden. So führt eigentlich die Vorherrschaft des romantischen Spezialistentums zu einem Auseinanderfallen von Ideal und Praxis im Wissenschaftsbetriebe. Eine Lösung, dieses Zwiespaltes kann in doppelter Richtung gesucht werden; entweder indem die Grenzen des einen Horizontes sich durch eine günstige Fügung des empirischen Fortganges über alle andern ausdehnen, oder indem an allen Punkten gleichzeitig das gesammelte Tatsachenmaterial nach großen geistigen Prinzipien organisiert wird, um auf diese Weise synthetisch-geistig die vermißte Einheit aufzufinden.

Die Wissenschaft von heute steht am Beginne beider Prozesse und darin besteht ihre Krise. Aus der Reihe der wissenschaftlichen Einzelprobleme hat sich das elektromagnetische herausgelöst und scheint im Begriffe zu sein das exakt-wissenschaftliche Weltproblem zu werden; andererseits hat eine großzügige logisch-erkenntnistheoretische Durcharbeitung der Prinzipien sowohl der mathematisch-physikalischen, wie der biologischen Wissenschaften eingesetzt, die nichts weniger bedeutet, als den Beginn einer großen Auseinandersetzung der exakten Wissenschaften mit der Philosophie. In dieser philosophischen Besinnung der Wissenschaften liegt nun aber gerade das Wesentliche dessen, was man ihre Wendung zum Dionysischen nennen kann. Denn Philosophie als die Synthese der Erlebnisse von Wissenschaft und Kunst bedeutet für den Geist, in dem einseitige Intellektualität zur Krise kommt, das Freiwerden des Weges zur Seele.

So eröffnet sich denn das Dionysische als der Zustand, wo unsere Kultur, ohne die intellektuelle Höhe ihres Geistes einzubüßen, eine Erneuerung des innerlichen Lebens finden könnte. Denn wir haben die intellektuellen Kulturäußerungen in ihrer Wendung zum Dionysischen geprüft, und haben gefunden, daß sie hierin alle auf eine gemeinsame *innere* Quelle hinweisen, aus der die Wesensrichtung des Dionysischen fließt. So ist es überall dort, wo wir den Geist in der Ausgeglichenheit seines Erscheinens vorfinden, sowohl den individuellen als den einer Gesamtheit; wir nennen das Charakter, Persönlichkeit, Ethos. Das Erleben jener inneren Kraft, aus der heraus der gemeinsame Charakter, das Ethos aller geistigen Äußerungen und Taten stammt, haben wir das religiöse

Grunderlebnis genannt. Denn es ist ja der Punkt des „Weltgefühls", wo man jenen Zusammenhang mit dem Ewigen, das in allen Dingen wirksam ist, fühlt, wo man sich deshalb eins fühlt mit dem All und in diesem Einssein erst die Kraft seiner Individualität findet.

Soweit befinden wir uns aber noch in den Bahnen der allgemein-abendländischen Religiosität. Sie hat wie das übrige geistige Erleben ihre romantische und dionysische Erscheinungsweise. Romantisch eingestellt, erlebt sie das Einssein mit dem All und daher das Wesen des Alls als unendliches Objekt ihrer Sehnsucht, als nur einem Erleben zugänglich, das unendlich gesteigert demjenigen gegenüber ist, was irdisches Leben vermitteln kann. Dieses erlebt nur die Verkündigung in der Offenbarung, die Realität kann nur ein Zustand jenseits des Lebens erreichen, ein höheres Sein, das „ewige Leben". Ebenso wird das Wesen des Alls als unendlich verschieden von jedem Geschöpf empfunden: Trennung von Welt und Gott. Im dionysischen Zustande sieht der faustische Mensch den Zusammenhang mit dem All und das Wesen des Alls in dem unendlichen Streben des Lebendigen selbst sich ewig erneuern. Er erlebt in den hohen Augenblicken des irdischen Lebens selbst die Erfüllung des Eintauchens in die Ewigkeit und in das ewige Wesen des Seins; Einheit von Gott und Welt, Mensch und Gott, Pantheismus.

Das Wesen der dionysischen Religion ist daher Glaube an den Gott im Menschen und an den Ewigkeitswert des irdischen Lebens, das der romantischen Religion Glaube an die wesentliche Ungöttlichkeit des Menschen und die Nichtigkeit des irdischen Lebens.

Das Christentum, als die Erscheinungsweise des religiösen Lebens des Abendlandes, hat immer beide Strömungen in sich beherbergt. Herrschend war immer und ist heute noch die romantische Fassung des religiösen Grunderlebnisses: der Theismus. Die Unerschöpflichkeit des christlichen Gedankens für das Abendland liegt aber gerade in den dionysischen Seiten, die in ihm stecken. Daher hat gerade die Minderheit, in der das Religiöse in seiner dionysischen Form gelebt hat, und die es immer gegeben hat, dies als ein Zurückgehen auf das geläuterte und gereinigte Urchristentum empfinden können.

Die dionysischen Tiefen abendländischer Religiosität sind aber noch unausgeschöpft. Wer möchte es behaupten, daß die abendländische Seele den Weg dahin gehen wird? Aber sie sieht ihn und darin liegt ein Grund, es zu erwarten.

## Herbstwind

Von Max Werner Lenz

Nun ist die Wiese wie das Grab des Jahres.
Und niemand kommt mit Blumen oder Tränen.
Ich bin allein.
Nur seltene Vögel flattern,
Wie die Erinnerungen eines lieben Sommers.
Der Wind geht müde über Herbstzeitlosen,
Steht sinnend still,
Ist hilflos und verwundert,
So wie ein Kind das plötzlich groß geworden,
Und nicht mehr weiß womit es spielen soll.

## Übervölkische Wertung des Völkischen

von Dr. Karl Hoch

Keine materialistische Geschichtsauffassung wird die Tatsache aus der Welt schaffen, daß zu den stärksten Triebkräften der Geschichte die ideellen Bestrebungen der Menschen und Völker gehören. Aber nur dann wird die Idee, zu der ich mich bekenne zu einer lebendigen Kraft, wenn sie wirklich in mir lebt, wenn sie einen unlöslichen wurzelfesten Teil meiner Eigenart bildet. Es gibt eben zwei Sorten von Ideen: wurzelfest verwachsene und äußerlich angenommene — im besten Fall eingeredete. Zur letzten Gattung gehören auch die notdürftig mit dem Verstand herausgeklügelten, die in den Tiefen meines Gefühls-Lebens noch keine Wurzel fassen konnten. Nur was hier Wurzel gefaßt hat, ist echt.

Ganz recht: Alles ist in der Gestalt, wie es heute vor uns erscheint, ein Ergebnis von Anpassung und Vererbung. Auch mein Seelenleben. Auch was in ihm als Ideenwelt verwurzelt ist, ist in jahrhundertlangem Nehmen und Geben entstanden. Sehr wohl: alles Nehmen und Geben kennt zum Schlusse keine Schranken. Es offenbart sich von Volk zu Volk, von Kulturwelt zu Kulturwelt. Aber vor allem entfaltet es sich in engern Kulturkreisen, deren Umfang sich nur allmählich weitet. Hier fördert es den größten Teil dessen zu Tage, was im größten Teil der Zugehörigen dieses Kulturkreises lebendige Idee ist. Ich drücke mich in dieser vorsichtigen Weise aus; denn sehr wohl gibt es überall Einzelne, deren innerer Reichtum den Ideen-Gehalt ihres Kulturkreises weit überschreitet; ja in jedem Einzelnen der Zugehörigen eines Kulturkreises wird man auch in den Zielen seines Höchstrebens neben dem Gemein-

samen Eigengeartetes finden. Aber für ihren überwiegend größten Teil wird das Gemeinsame den überwiegend größten Teil ihres Innenlebens bilden. Und für unsere heutige Kulturentwicklung wenigstens bilden solche Kulturkreise vor allem die völkischen Sonderheiten. Was an ideellen Bestrebungen eine lebendige geschichtliche Kraft bildet, ist vor allem national bestimmt.

Bin ich Außenstehender, so ergibt sich für mich allerdings die Frage: „Wie werte ich eine außer mir befindliche Kraft?" In diesem Fall: „Wie stelle ich mich zu völkischen Bestrebungen eines anderen Volkes?"

So viel ist klar: Für mich ist meine Ideenwelt die bestimmende. Will es der Zufall, daß die völkischen Bestrebungen eines anderen Volkes mit den meinen gleichlaufen, so werde ich sie selbstverständlich begrüßen — als günstiges Förderungsmittel für meine eigenen. Kommen sie den meinen in die Quere, so werde ich sie bekämpfen müssen. Das Schicksal der meinen geht selbstverständlich allen Anderen voran.

Das ist der eine klare Fall. Der andere ist der, daß Schweden und Norwegen oder sagen wir Argentinien und Brasilien ihr Interesse auseinanderzusetzen haben. Bei der seinerzeitigen Auseinandersetzung von Schweden und Norwegen war die Sache allerdings noch nicht ganz klar. Es war nicht ganz klar, daß bei der Stellungnahme zu ihr keine eigenen Sonderwerte ein Wort mitsprächen. Man war wohl selbst etwas weit vom Schusse und hätte sich von diesem Gesichtspunkt aus den Luxus eines objektiven Urteils leisten können. Aber es kämpften auch dort das historische mit dem „natürlichen Selbstbestimmungs"-Recht gegeneinander — andererfalls der Gedanken der Zusammenfassung zweier bis dann unter dem gleichen Herrscher gestandenen Staaten mit dem ihrer Absonderung. Wer deshalb selbst in solche Fragen innerlich verwickelt war, dessen Stellung bestimmte sich auch hier wesentlich von seinem eigenen völkischen Interesse aus. Aber wir müssen wenigstens in Gedanken dessen Berührt-werden einmal vollständig ausscheiden oder einen Mann als Beurteiler annehmen, der für seine Person vollständig übervölkisch denkt. Aber nein! Diesem geht das Organ für völkisches Denken, über das er urteilen soll, vollständig ab; er ist deshalb gerade aus diesem Grunde nicht urteilsfähig. Wir müssen uns also schon an den ersten Fall halten, wollen wir selbst ein richtiges Urteil darüber haben, von welcher Seelenbestimmtheit aus die öffentliche Meinung der Kulturwelt, die heute in erster Linie noch durchgängig national bestimmt ist, über völkische Bestrebungen urteilt, bei denen sie selbst nicht interessiert ist, von welchem Gesichtspunkt aus hinter ihrer Interessenahme überhaupt ein Ernst liegen kann.

Ich glaube auch in solcher Interessenahme ist wiederum ein selbstisches (das heißt nicht immer: unideelles; es kann auch heißen: der eigenen, gesonderten Ideenwelt entnommenes) Interesse festzustellen. Es ist zurückzuführen auf das eigene Bedürfnis jeden ruhigen Weltbürgers darnach, daß endlich Ruhe und Ordnung in der gesamten Kulturwelt werde. Das Vorhandensein unbefriedigter Bestrebungen mindert die Hoffnung darauf. In solchen Fällen ist es dem sonst wie dabei Uninteressierten gleichgültig, ob die Bestrebungen schwinden oder befriedigt werden. Findet er sie so stark, daß er auf das Erstere keine Hoffnung hat, dann wird er auf ihre Befriedigung dringen. Sind aber wiederum die Kräfte, die sich solcher Befriedigung entgegenstellen, so stark, daß auf letztere keine Aussicht ist, wird ihm diese Erwägung ein Erlöschen der nicht zu befriedigenden Bedürfnisse als wünschenswert erscheinen lassen; ihre Apostel werden ihm einfach als Störenfeinde erscheinen. Ich glaube fast, daß dieser Gesichtspunkt der hauptsächlichste ist, der bei den nicht unmittelbar Interessierten in Frage kommt. Der Weltidealist wird daneben doch noch einen zweiten vielleicht noch einen dritten vorführen. Er wird von der Wertung sprechen, die ich dem Anderen entgegenbringe, wenn er für seine eigenen Werte überzeugungsvoll eintritt; von der eigenen, von keiner weitern Erwägung begleiteten Freude, die ich an seiner Überzeugungstreue habe. Hier handelt es sich um die reine Anteilnahme am Einzelnen. Ein anderes wiederum ist das Interesse, das ich als Kulturmensch an der Entwicklung der gesamten Kulturwelt nehme. Hier werde ich wiederum von der Einsicht, daß völkische Bestrebungen starke geschichtliche Kräfte sind und ich im Interesse einer kraftvollen Kulturentwicklung starke Kräfte am Werke sehen möchte und von der weiteren Einsicht, daß sie jedenfalls ein Erziehungsmittel zum Idealismus bilden, von der Einsicht, daß bei ihnen wenigstens heute noch wurzelfester Idealismus am zuverläßigsten zum Ausdruck kommt, kraftvolle völkische Bestrebungen, wo ich sie finde, einfach wegen ihrer Kräftefülle mit Sympathie begleiten. Kommen zwei Völker miteinander in Streit, so wird schon aus diesem Grunde mein Herz dem gehören, das die größte Aufopferungsfähigkeit für die eigene Sache bekundet. Diese Denkungsweise ist, wenn sie bei der Beurteilung völkischer Dinge die ausschlaggebende wird, die eines überzeugten Kosmopoliten. Als eigene Ideenwelt lehnt er den reinen Nationalismus ab, nimmt es aber entgegen, daß dieser die Ideenwelt der Anderen bilde; er nimmt ihn entgegen als erhofftes Erziehungsmittel zur eigenen. Weil dies aber eine von Haus aus kosmopolitische Denkungsweise ist, halte ich es für einen großen Irrtum völkisch gesinnter Leute über ihr eigenes Innere, wenn sie ihren völkischen Standpunkt dieser

Grundlage einfügen. Eine Behutsamkeit in der Annahme welt-idealistischer Gesichtspunkte bei der Beurteilung von Völkerstreitigkeiten bedeutet durchaus keine Abwendung von dem eingangs getanen Bekenntnis zum Idealismus, als bewegender Geschichtsmacht; es bedeutet nur die unverblümt zum Ausdruck gebrachte Erkenntnis, daß der Idealismus der heutigen Kulturwelt noch sehr gesondert ist.

Es wurden eben zwei einfache Fälle einander gegenübergestellt. Der eine war der eigenen bewußten Interessiertheit an fremdvölkischen Bestrebungen — ich wiederhole es der Interessiertheit vom Standpunkt der eigenen gesonderten Ideen-Welt. In solchen Fällen wird jedenfalls die eigene Interessiertheit das entscheidende Wort sprechen. Der andere Fall ist der des eigenen vollen „Desinteressements", der die Möglichkeit der reinen übervölkischen Beurteilung freigibt. Das tatsächliche Völker-Leben kennt wie das Leben überhaupt die reinen Fälle äußerst selten. In der Regel ist man sich der eigenen Interessiertheit nicht bewußt, wirkt sie aber unbewußt mit, doch nicht mit jener Stärke, die ihr das Bewußtsein geben würde. Wie sonstwie sind sich auch hier die Leute ihrer eigenen Triebkräfte in der Regel nicht bewußt. Auf diese Tatsache, weniger als auf reine Heuchelei — möchte ich eine ganze Menge von widerspruchsvollen Erscheinungen des politischen Lebens zurückführen. Aber nach klarem Denken über die Dinge streben, bleibt doch allezeit die Aufgabe vernunftbegabter Wesen.

Nach dem, was uns betreff des obigen Themas unser klares Denken sagt, bestimmt sich auch die Bedeutung, die wir allen völkerbündlichen Garantien zumessen können.

Obige Ausführung hatten aber zunächst keinen anderen Zweck, als einen kleinen Beitrag zu klarer Begriffs-Sonderung in Fragen zu bieten, die uns das Leben in mannigfaltigster Verwebtheit entgegenbringt.

## Eine sächsische Taufe 1872 mit Moah

Von Johann Plattner

Die warme Sonne des August-Nachmittags sandte ihre hellen Strahlen in die geräumige Parade-Stube des stattlichen Hauses der „Siewert im Eck". Eine lange, festlich gedeckte Tafel aus mehreren breiten Tischen zusammengestellt und mit feinen, selbstgemachten Leinen-Tischtüchern überzogen, nahm die ganze Vorderseite ein. Zwei Steingut-Teller, bunt geblümt, darunter je eine Zinn-Scheibe für den Nachtisch oder „Käse-Brot" bildeten die Gedecke für etwa 20 Gäste. An einer

Zimmer-Seite ein kleinerer Tisch mit einfacherer Ausstattung für die „Helferinnen" oder Köchinnen aus der großen Sippe.

Im Vorzimmer, dem „Hais", feierlich gehaltene „Aufnahme" der neuen Gevattersleute mit den glücklichen Taufeltern und Großeltern . . .

„Ich nehme euch auf als christlichen Gevatter,
Nehmt mich auch auf als christlichen Gevatter!
Wollte Gott, daß wir uns so ehren mögen,
Daß es Gott und allen frommen Leuten gefallen möge!"

Bei Stockungen, die bei den Jüngern zuweilen eintraten, kam rasch die helfende Antwort: „Dasselbe wünschen auch wir . . ." Darauf ward in die „vorderste Stube" genötigt. Dem Alter nach traten die Gäste ein und nahmen ringsum Stellung. Zum Setzen nötigte man noch nicht. Denn man wartete damit bis zum Erscheinen und Vorangehen der „Herrschaftlichen": der Pfarrers-, Predigers-, der Lehrer- und Notarius-Leute. Inzwischen brachten die Aufträger die vollen Flaschen, gefüllt mit hellen und dunkleren Weinen. Zuerst die Flaschen der Gevattersleute. Jeder mußte eine mitbringen, eingehüllt in ein gelb- und rotblümiges Tüchel. Die aus dem besten Keller — den wissen sie gar sicher — kamen vor die Sitze der Herrschaften. Große, weiße und geblümte Schüsseln wurden aufgetragen und in kurzen Abständen auf die Tafel gestellt. Nüsse und Obst auf ihrem tiefen Grund, breite, von Butterfett triefende „Hankliche" darüber, auf diesen die „Stritzel" und „Torten" (Gugelhupf) aus feinem Nullermehl und reich mit „välischen Weimern" (Zibeben) gespickt. Ihr eindringlicher Backwerkgeruch mischte sich anspruchsvoll in den scharfen Duft der drei Blumensträuße auf der Tafel, aus Rosen, Nelken, Pfefferblumen (Citronenblüte) und den „gefüllten" Tubirosen zusammengestellt.

Die Herrschaften kommen, voran die „Geistlichkeit", der Pfarrer, Prediger, beide mit der halbamtlichen silberkrägligen Weste, der Rektor, Kantor, Kollaborator mit ihren Frauen im Biedermeier-Staat. Der Notarius war nicht erschienen; er hatte Sitzung. Herzlicher Glückwunsch des Pfarrers mit der wohlklingenden Malmer-Stimme zum neuen Zuwachs in der stattlichen Siewert-Familie, der ersten der großen Gemeinde, Gottes Segen zum heutigen Ehren- und Freudenfeste — und — „na, wir bitten schön zu Tische", mahnen die Großeltern und in einigen Minuten hat sich eine Tafelrunde gebildet.

In der „oberen Tafelmitte", unter dem großen Spiegel, die beiden festlich gekleideten Paten-Paare, die Goden weißgeschleiert mit glitzernden Bockelnadeln. Die Paten wie alle übrigen Mannsbilder im bläulichweißen „schienen-feinen Hemd mit den gestickten Ärmeln", den hohen

„Galern" (Halskragen) mit den zierlichen „Berkeln" eingefaßt, umwunden, unterhalb diesen, mit schwarzseidenen, grüneingesäumten Halstüchern, meckig geknüpft, mit den weißen, krenzligen Pelz-Leibeln, durch bunte Stickereien in blau und rot kunstvoll „gezifferaret" (verziert), mit den weißen Stiefelhosen aus feinem Flanell mit blauer Hosennaht, breite Schultern, kraftstrotzende Arme, Gesichter hell- bis dunkelrot vor Gesundheit, blanke, die Situation beherrschende Augen, freudige Mienen, wie es sich zum Feste gehört — alles wie bodengewachsenes sächsisches Land.

Da saß ganz oben an der Tafel, rechts vom Sitz des Pfarrers Malmer, der heute einer Sitzung wegen früher als sonst sich entfernt, und neben dem alten, doch rotwangigen Prediger Kepp, dem „alten Kepp" mit seiner starken, breitgebauten und immer wie das Leben aussehenden Frau, der älteste Siewert-Schwiegersohn, der alte Plattner-Misch mit dem langen, damals bei dem Alter noch allgemein so getragenen Haupthaar, in der Mitte schön gescheitelt und bis auf die breiten Schultern herabreichend. Trotz der hohen Sechzig noch bloß dunkelgrau, kräftiger Adlernase, starken Lippen mit schlankem Schnurrbart, immer mit aufmerksamen Augen, immer freundlich lächelnd. Belesen „in der Schrift", noch mehr in seiner „Geschichte der Gothen". Theoderich, Alarich, auch „dieser" Narses waren seine Helden. Neben ihnen noch Attila, die Gottesgeißel, und der große Napoleon, dessen Hochmut Gott endlich so hoch bestrafte — „denn Hochmut wird von Gott bestraft, wie schon steht geschrieben" — im Rußland-Lied, das er an den langen Winterabenden vorsang.

Neben ihm saß seine Frau, die älteste Siewert-Tochter, mittelgroß, kräftig gebaut, rotwangig, mit schönen Glanzaugen, stillheiter, immer sinnend über die Wirtschaft, über das schwere Haus mit den 6 Kindern und den vielen Enkeln; in allem tief gottergeben.

Es folgten die vier Taufzeugen in der Mitte der Tafel, die Goden weiß und reich „geschleiert", unter den Paten der Student der Familie.

Dann kam als zweiter Alt-Schwiegersohn der „dicke Hallmen" mit seiner schlanken, feingesichtigen Frau. Er war eigentlich mehr stark als dick dieser nicht gewöhnliche Recke mit dem starken Nacken, der breitgewölbten Brust, den mächtigen Armen und dem energischen Schreiten. Er bestand, außer aus Kraft, eigentlich nur aus Willensstärke. Der große Kopf mit dem trotz der Sechziger noch kneckschwarzen dichten Haar, das er „modernesch", d. h. nicht lang trug, sondern über dem Nacken rund und dick gestutzt, der kurze schwarze Backenbart, nur von Ohr bis Mitte der dunkelroten Wange streichend, der schwarze, steife Schnurrbart, dessen eine Spitze immer wie stechlustig wagerecht abstand, die weiten, dichtbeschatteten dunklen Augen, in der Heiterkeit wie Sterne funkelnd, wie Pflugräder

rollend im häufigen Zorn. Und dann die laute Stimme, die wie der Donner anwachsen konnte, wenn er als Hann auf der Gasse schreien mußte — von amtswegen. Nicht nur die Menschen, auch die Rinder, selbst der Büffel wichen dann scheu aus dem Wege. Doch konnte er auch leicht weich werden, bis zu Tränen; und war er heiter und froh, so war er froh und lustig wie ihrer dreie . . .

An der anderen Seite des Tisches, neben dem behäbigen Rektor-Paar Schoger und dem jungen Kantor-Paar Kepp, er mit dem schönen blonden Haar und der lebhaften Miene, sie mit dem fremdartig, spitzdachförmigen weißen Schleiertuch, sehr ähnlich dem der Schwiegermutter gegenüber. Denn sie stammten beide aus dem Weinland der Kokel und hielten die heimische Kopftracht auch als Herrinnen in Ehren — neben diesen der dritte Schwiegersohn des alten Siewert Leerenz, des von den Ungarn so grausam erschossenen reichen Mannes, der alte Schieb aus den ruide stuven — dem roten großen Haus. Als Nächster saß der ältere der noch lebenden Söhne des Hauses, der jetzt reichste Mann der Gemeinde, der Lorenz Siewert — ganz Patrizier, ganz vornehm, schlank gebaut, mittelgroß, mit schönem „bronstigem" Antlitz, mit oft lehrhaftem, doch zumeist wohlwollend freundlichem Wesen. Stolz stand ihm ganz ferne trotz seines wirklich großen Bauernbesitzes. Man nehme nur 150 Joch Grund, 7—800 Haufen Korn — der dicke Hallmen-Nachbar brachte nur 600 Haufen ein — 18 Zuchtstutten in der „Städ" — Pferdeherde — der dicke Hallmen bloß 6—8, 20 gekalbte weiße und Büffelkühe — der Hallmen nur 17 — eine Herde Schafe und Schweine. In der Zahl der Zugochsen standen sich die Schwäger gleich, nachdem der Hallmen, nur um den andern hierin zu erreichen, noch ein Paar gekauft und somit auch 14 Paare ins Joch spannen konnte.

Noch ein großer Unterschied in den beiden, damals entschieden reichsten Höfen: Auf dem Siewert-Leer-Hof alles stillgeschäftig, vornehm, gediegen, ja ohne allen Lärm, ja kein Geläster, kein Fluchen; auf dem Halmen-Hof auch wie bei einem Reichen zwar, aber gleich von Tagan-bruch mit den Knechten und Arbeitern ein Geschrei, ein Gefluche von Gott und allen Heiligen bis auf alle Großmütter; dort die Sitte, die Güte bei aller Emsigkeit, hier auch großer Fleiß, auch Geschäftigkeit, aber mit Lärm, Angst und Schrecken. Nur die beiden Frauen des Hofes, die feine Siewert-Tochter und ihre „Schnirrich" (Schnur), eine Plattner-Tochter, waren still, ruhig, gütig.

Weiter unten an der Tafel saßen die alten Schwiegerväter des Festhauses, der massige Lienert Tin „aus dem Winkel" mit der lauten Stimme und dem steten Witz und Humor, der Schiebe Mechel aus dem

„Transchement", ein stiller, stets bedächtiger Mann, mit dem hellweißen Büschel im braunen Schnurbart, endlich der Schwager des jungen Taufvaters, der schlanke, hübsche, immer heitere junge Lienert Tin, wie der Vater, alles mit einer witzigen Bemerkung begleitend, doch nicht wie sein Vater, lautschreiend — die Brust war halt bei diesem so — sondern in feiner, zart-freundlicher Art, die, dank des stillen, schönen Familienglückes an der Seite der hübschen, lieblichen Siewert Änn, dem schönen Gesicht einen besonderen Zauber verlieh. Der andere Schwager der Taufeltern schloß die festliche Runde, der Hochgewachsene „schöne Göddert", der einst mitgewesen in der Grenadier-Kompagnie bis Custozza unter den noch einmal ruhmvoll flatternden Fahnen Österreichs und Eines aus dem schönen, so gefährlichen Italien mit nachhause gebracht hatte: die stramme Haltung des Grenadiers und ein immerwährend sonniges Lächeln des venetianischen Himmels. Seine Frau, die Sievert Treny, die andere, noch ledige Siewert Treny mit ihrer jüngern Schwester Mariechen und dem noch ledigen Bruder Lero halfen „bedienen" unter der Aufsicht ihrer Mutter. Diese leitete die Beförderung der Reissuppe, des Weinstein-Krautes mit der reichlichen Auflage von altem, gelblichen Speck, Rind- und Hühnerfleisch, (zuerst in der Reissuppe mit den vielen dicken „welschen Weimern" vorgekocht), des vielen „Gebrätes": Rind-, Frischling- und Hendelbraten, der mit „Wälschen" gespickten mächtigen und dickgezuckerten Torten, des schneeweißen Stritzels, der vielen Hanklichen mit dem starken und fettigen Aufstrich — „Geschmiersel" aus Schafbutter und Eiern — und des Tafelschlusses: des sogenannten „Käsebruides". Die Beförderung all dieser Herrlichkeiten leitete die Schiebentochter vom Backofen aus bis zum Anrichtetisch im „Hais", von dort zur Tafel die Sievert Mariechen. Der eine der Sievert-Söhne der älteren Reihe, der Organist Lorenz Sievert sah mit auf Ordnung und Pünktlichkeit beim Auftragen. — Er war zuerst in „Onyeten" in der ungarischen Schule gewesen, war im Jahre 1849 eben von dem Klavier- und Orgel-Lehrer aus Kopisch heimgekehrt, als die Ungarn seinen reichen Vater, wohl meist auf Anzeige der bei ihm verschuldeten Adeligen von Ben, nun Offiziere in der ungarischen Armee, und der vielen Schuldner aus Stolzenburg, des Mordes an einem ungarischen Husaren, der in seinem Hauskeller vorgefunden wurde, verdächtigt, gemartert und endlich am Dorfs-Ende neben der Post füsiliert hatten. Die Ungarn erfuhren von der Ankunft des Jungen bald, suchten ihn überall; man hatte das Kind aber wohl verborgen.

„Kommt mit, Schwiegervater! Sie kommen schon bei Reußen und sollen alles umbringen — kommt mit auf die Flucht!" — „Ich bleibe hier und sorge; ich fürchte mich nicht, mir hilft mein Geld!" — er-

widerte er dem dicken Hallmen, selbstsicher auf seinen Geldriemen pochend. —

Es hatte ihm aber nichts geholfen, sein vieles Gold, das er im feinledernen gelben Leibriemen trug; es verschwand spurlos bis auf den letzten Kupfergroschen samt den vielen Schuldscheinen, dem großen Viehstand und dem Wein aus den gefüllten Kellern von dreien seiner Häuser. Der im jetzigen Taufhaus war der größte. Als die heimgekehrten fünf Kinder die unterhalb des Zapfens verbliebenen Weinreste sammelten, kam doch noch so viel zusammen, daß jedes ein volles 50 Eimer-Faß erhielt.

So war das festliche Bild einer sächsischen Taufgesellschaft beschaffen, aus dessen Mitte nach Absolvierung des Käsebrotes der Wunsch laut wurde: Nun, ein Liedchen!

Ein Liedchen! Ein sächsisches Beisammensitzen, gar ein sächsisches Mählchen ohne ein Lied, ein rechtes, zu Herzen greifendes Lied, gab es damals nicht. Der Sachse hat eine Vorliebe für wehmütige Lieder, getragene Weisen. Ein Lied historischen Inhaltes, besonders das Napoleon-Lied: „Ist es denn auch wirklich wahr" ist stets sehr beliebt und begehrt und wäre es auch nur das von Rinaldo Rinaldini.

. . . „Ja, ein Liedchen, ein Liedchen!" erscholl es in der Runde, während die Schwefelhölzchen gerieben und die gefüllten hölzernen und auch die Meerschaumpfeifen in Brand gesetzt wurden. „Wozu haben wir einen Studenten unter uns, er soll zeigen, daß er was gelernt hat!" ergänzte des alten Lienert' knarrende Stimme. Der Student, ein Siewert-Enkel, wie dieser im Wesen, „eingezogen", nicht „getierstig" — keck — mußte der allseitigen Aufforderung, und sei es auch nur wegen ihrer lieben und fröhlichblickenden Urheber, entsprechen, fühlte die verpflichtende Bedeutung des lateinischen „poscimur" und ließ dann los.

Das Lied war ein „getroffenes": „Als Noah aus dem Kasten war" . . . „Det Noah Liedchen" heißt es seitdem. Allgemeine Aufmerksamkeit. Eine bekannte Sache . . . Aus der bekannten Bibel . . . Mehr bekannt, als der Städter denkt . . . Und ein bekannter Mann, der Noah . . . der Mann Gottes, der dem Wasser, dem großen Wasser der Sintflut entrann. Denn — das Wasser, das Wasser! . . . Dem Feuer, so furchtbar es auch ist, man kann ihm entfliehen, es hemmen . . . Das Wasser aber, das Wasser, wenn es sich in seinen schrecklichen Wellen daherwälzt, ist unwiderstehlich, reißt ein, reißt mit sich fort alles was ihm in den Weg kommt . . . sagt der Bauer. Von allen Menschen hatte es nur einer bestanden: Noah . . . konnte man in den gespannten Gesichtern lesen . . .

„Da trat zu ihm der Herre dar". „Hört, hört!"
„. . . Und weil du ein so frommes Haus,
So bitt dir eine Gnade aus . . ."

Ein noch Unbekanntes . . . So gut sie auch die Geschichte Noahs kannten. Nicht aber dieses Lied von ihm . . . Eine Gnade! . . . Eine Gnade Gottes . . . ausbitten können . . . Ich wüßte schon, was ich mir ausbitten würde, wenn . . .

Da sprach der Noah: Lieber Herr!
Das Wasser schmeckt mir gar nicht mehr,
Dieweil darin — . . .
Drum möcht ich armer alter Mann
Ein anderweit Getränke han . . .

Klar, klar wie der reinste Wein . . . Mit der Zeit schmeckt es in der Tat nicht mehr . . . zumal, wenn man nichts anders zu trinken hat . . . Daß wir sehen, wie geht es hier dem alten Noah . . . Da griff der Herr ins Paradies . . . Hört, nur hört! Und gab ihm einen Weinstock süß . . . Helle Gesichter . . . Und gab ihm guten Rat und Lehr und sprach: den sollst du pflegen sehr . . . Der Weinstock . . . der uns ihn giebt, den Herzenwein . . . Das Blut Christi, wie sie sagen . . . Wie sollte er da nicht ohne Maß, besonders aber mit der Maß froh sein, der glückliche Noah . . . Das andere . . daß man den Weinstock pflegen soll, und dazu — sehr . . das wissen wir nur zu gut . . . Welche Arbeit ist uns da wichtiger? Und welche bringt mehr Segen, mehr Freude, mehr Kraft! . . .

Wie kommt es, fragte ich einst einen rumänischen Arbeiter, daß der Sachs im Allgemeinen kräftiger, stattlicher ist als die andern in der Gemeinde; es gibt zwar auch bei diesen oft recht schöne und recht stattliche Menschen, bei Rumänen, Ungarn, Bäiäschen, Zigeunern, besonders unter den Eueren, aber im Ganzen ist der Sachs doch größer und kräftiger. „Beu vin, domnule, beu vin"! — war die Antwort (sie trinken halt Wein, Herr, Wein). Das allgemeine Credo auf dem Lande — „zu entschuldigen" die ehrenwerten Herrn „Anti"! Und rief zusammen Weib und Kind . . .

Pflanzt Weinberg rings um sich herum
Der Noah war fürwahr nicht dumm.

Durchaus richtig! Beim Weinbergarbeiten muß alles ausrücken. Und dumm und faul, wer keinen Weinberg hat, elendes Haus ohne Keller, schwacher Keller ohne Fässer, Unglück, Fässer ohne Wein . . . Gott sei Dank, dort sind wir noch nicht! drückten die Mienen aus. Der Noah war ein frommer Mann, — ich . . . auch! Stach ein Faß nach dem

andern an — wir auch! Und trank es aus zu Gottes Ehr — ganz wie wir! Das machte ihm eben kein Beschwer . . . Verständlich! Er trank, nachdem die Sintflut war, dreihundert noch und fünfzig Jahr . . . Segen Gottes! Großer Segen und große Gnade Gottes . . . gibt es, leider, heute nicht mehr. Damals gab es das noch . . . 350 Jahr . . . Denn es steht dort in der Bibel. Auch wir trinken ja den goldigen Wein; doch als schwache Sünder höchstens 70 Jahr. Auch da nicht alle, wie der selige Gevatter Weiß sagte, als es mit ihm zu sterben kam — er starb vor „Altem" und „allrauchen" — noch rauchend —: „Vielen Wein habe ich, Gott sei Preis und Dank dafür, in meinem Leben getrunken . . . Man könnte ein Mühlrad eine Stunde lang damit treiben". Und er war ein ordentlicher Mensch, guter Wirte und starb als hoher Siebziger auf dem Lehnstuhl sitzend . . .

Ein kluger Mann daraus ersieht, . . . Hört! Daß Weingenuß ihm schadet nicht . . . selbstverständlich. — Und item, daß ein frommer Christ in Wein niemalen Wasser gießt . . . Zustimmung — dieweil darin ersäufet sind all sündhaft Vieh und Menschenkind.

Ungeheure Zustimmung und Befriedigung . . . Im Allgemeinen und Besondern.

„Mein Lebtag habe ich kein Wasser in ihn gegossen!" rief der alte Lienert mit dem ebenso lauten wie großen Mund „Man soll die Gabe Gottes nicht verunreinigen, das sag und halt ich!"

Seitdem — kaum ein fröhlich Mählchen, an dem es nicht wieder und wieder begehrt wird, das — „Noah-Liedchen". Noch manchen Tag redete man davon, in den verschiedenen Familienkreisen. „Das steht ja aber nicht alles in der Bibel!" lautete ein Einwand. „Er sagt: ja! aber in einer andern Bibel" . . .

Und der Student und Sänger? — Mit dem sie alle so begeistert anstießen, als habe er selbst das treffliche Lied erdacht? Er geriet nach einigen Jahren selbst auf die Wogen einer Flut: der Sint- und Sündflut der Menschenwelt, stürmte mit den tausend Masten der Wagner-Naturen auf ihr hinaus „in die Weite", die, wie Busch sagt, „ist voller Leute", sehr „unterschiedlichen" dazu, und langte auch nach 40 Jahrestagen „auf schwankem Kahn", auf seines Lebens Ararat an, mit dem ganzen, unterwegs zahlreich angewachsenen Haus.

# Nachdenkliches

von Misch Orend

Das Leben ist ein Begriff, ein Bild, eine Umschreibung. Alles ist tot und alles lebt! Der Leib ist eine Summe von toten Dingen, von Elementen, die sich gegenseitig zwingen einander beizustehen, und wo jedes kleinste Teil seine Aufgabe hat, die er erfüllt; eine wunderbare Maschine eine Einheit, in der mit der kleinsten Kraft das Höchste geleistet wird. Seele: die Summe der Kräfte, der Beziehungen, der Einzeldinge des Leibes zueinander und zu der Außenwelt. Und in der Seele die Vernunft: die vernommenen Gefühle der Beziehungen, das Bewußt-gewordene; und das Ganze ein Ordner und Berater für die Zukunft, für das Wohl des Leibes.

Der Leib aber hat nötig nach dem angeborenen Machttrieb, die Natur und alles, was um ihn ist, zu beherrschen. Und wenn er die Dinge: Tier, Gestein und Pflanze sich nicht einverleibt, so benutzt er sie als Werkzeug. — Auch die Menschen sind hier Werkzeug. Daher muß er auch dulden, verzeihen, helfen, wenn er damit sein Unbehagen, sein Leid, seine Not wendet, die er an denen hat, denen er hilft.

Aber alle sind Gaukler, die handeln, wo es für sie nicht notwendig ist. Sie täuschen sich und andere, wenn sie etwas aus Pflicht tun und nicht aus Not oder Spiel — auch das Spiel ist notwendig. Man soll sich daher nicht wundern, wenn sie überall und in jedem sich selbst sehen, — denselben „bösen Willen," der sie quält und den sie nicht beherrschen können und über den sie sich und andere täuschen.

Weder der Körper schafft die Seele, noch schafft die Seele den Leib, sondern wessen Körper wohlgeraten ist, hat eine wohlgeratene Seele, wer aber einen mißratenen Leib hat, wie will man da nach Seele suchen?

Ein wohlgeratener Leib muß nicht um sich selber wissen, um seine Seele — und ist dennoch vollkommen. Aber Kunst, der dargestellte Zustand des Leibes in der Zeit, und Wissenschaft, die Lehre von den Meilensteinen, von den Begriffen und Beziehungen zu sich selber und zur Welt, sind Mittel, mit denen der Leib sich selber erst entdeckt.

Daher die Welt kennen, ehe man sich selber kennt.

Es sind die Kleinen, die die Lehre von dem Werkzeug lehren; sie zeigen, daß sie es selber nicht benutzen können. Aber alles Werkzeug will verwendet werden für das höchste Kunstwerk — für den Leib. —

Liebe und Leben sind in ihrem Wesen nicht zu begreifen, sondern nur zu beschreiben. Liebe und Leben sind Namen und Begriffe für den Zustand eines Körpers in Bezug auf einen andern; sie sind die be-

stimmte Art, in der sich ein Körper äußert, der zur Vereinigung mit einem andern drängt, oder wie er sich den Dingen gegenüber verhält bei der Erhaltung seines Selbst. Aber das Leben ist das Höchste, und Liebe ist nur eine Art des Lebens, deren andere Seite Haß und Verachtung ist — also Abstoßen des andern Leibes oder Stoffes.

Als unterstes Lebewesen gilt die Zelle; was war aber vor der Zelle? Noch weiß man nicht, welche Elemente die Zelle bilden, oder anders gesagt, welche Stoffzusammensetzung nicht anders bestehen kann als in der Form der Zelle — und dann in Zellhäufungen: als Pflanze, Tier und Mensch.

Auch weiß man nicht, welche Umstände zwingend wirkten, daß sich der Stoff, die Elemente, zu Zellen zusammenschlossen; — wohl, weil sie nicht anders bestehen konnten — aus Mangel oder Überfülle. Denn jedes Wesen, jede Form eines Wesens ist die letzte noch mögliche Art des Bestehens.

Die Denkgesetze sind nicht das Absolute, wie die Art der Metaphysiker sie nicht anders erlaubt zu glauben. Wohl sind sie näher, verständlicher, sicherer, als was außerhalb des Geistes liegt; aber trotzdem sind sie bloß Formen, die auf formlose Dinge gelegt werden, um sie greifbar zu machen. In der Wirklichkeit gibt es keinen Kreis, aber man vervollkommnet ihn kraft der Vorstellung. In der Wirklichkeit, also im ewig Fortwirkenden, gibt es auch keine Ursache und Wirkung, denn was jetzt Wirkung ist, wird im nächsten Augenblick zur Ursache einer neuen Wirkung; und was Ursache ist, war die Wirkung einer frühern Ursache. — Alles fließt! —

Ob man das Denken denken kann? — Es gibt immer nur ein Denken des Vergangenen. Im Augenblick, in dem gedacht wird, richtet sich das Denken auf etwas anderes und nicht auf sich selbst; aber im nächsten Augenblick kann ein zweiter Denkvorgang auf den ersten gerichtet sein und so gibt es ein Denken des Denkens.

Das Denken als solches ist nicht etwas Ganzes, Einziges, sondern es besteht aus einzelnen Denkvorgängen; und ein Denkvorgang ist nichts anders als: etwas an etwas anderem abmessen, oder: etwas zu einem andern in Beziehung setzen, mit einem Wort — urteilen.

Ein Urteil aber gründet sich auf ein Gefühl, das bewußt wird. Und solche bewußtgewordenen Gefühle — Urteile — zu einander in Beziehung setzen oder an einander abmessen, heißt denken. Dabei kann das Gefühl zum Teil ausgeschaltet sein und nur das Ergebnis, der Begriff des Urteils bleibt, mit dem man arbeitet, wie mit anderem Handwerkszeug.

Aber das Urteil ist schon eine Form, in die man das Gefühl gepreßt hat, und dem Gefühl nur ungefähr entsprechend; Gefühle sind schillernd, bunt, formlos, unfaßbar, und nur die Kunst kann ihnen Ausdruck geben. Urteile sind also die stilisiert wiedergegebene Natur, sie sind ein Herbar für ausgepreßte Blumen und nur durch die Vorstellung wird Farbe und Leben in diese toten Dinge gebracht.

Gewiß, wer auf eine denkbare Sicherheit ausgeht, für den sind die Denkgesetze — die toten Blumen — das Sicherste; wer aber das All erfassen will, dem sind sie Handwerkszeug und notwendiges Übel. Und dann, wie klein ist der Mensch doch vor dem großen All, und so sehr er seine Denkgesetze hochhält, geht es doch seine eigenen Wege. Und alle hinken sie hinterdrein, und wenn sie stolpern, sehen sie erst, daß der Kreis — eckig ist; — Leiden erst schafft Erkenntnis. Es soll aber welche geben, die hundertmal stolpern und dem Hindernis doch nicht aus dem Wege gehen, denn sie denken und meinen, sie schafften die Welt kraft ihres Denkens, und wenn das Denken aufhörte, wäre alles weg, wären sie selber weg, denn alles was besteht, bestände nur im Denken. Und ob sie wohl stolpern, hinken sie weiter, denn daß der Kreis eckig ist, hat ihnen ihr Denken noch nicht gesagt, denn sie schaffen durch Denken den Kreis — rund.

Logik, Mathematik, Formen, Typen sind Dinge, die der Mensch nötig hat, sind die festen Punkte, von denen an man zählt, vergleicht, bestimmt, um in den Wirrwarr Ordnung zu bringen. Um die Geschichte, um die Zeit zu messen, muß in dem unendlichen Geschehen ein willkürlicher Punkt festgelegt werden, von dem man vor- und rückwärts zählt; wie wollte man sonst das Geschehen, das Werden, die Zeit begreifen? Auch die Denkgesetze, wie alle Begriffe, sind verdichtete und verallgemeinerte Einzelerfahrungen.

Alles ist zufällig, aber notwendig. Niemand tut, weil er will, sondern weil er muß. Und warum er muß? — Dafür hat man Muße vor dem Einschlafen nachzudenken.

## Neue Bücher und Schriften

**L. F. Clauß, Die nordische Seele. Artung, Prägung, Ausdruck.** (Verlag W. Niemeyer, Halle a. Saale).

In diesem Werk wird der Versuch gemacht, „Rasse" nicht anthropologisch, sondern seelisch zu bestimmen. Zu diesem Zweck schafft sich der Verfasser bestimmte Kategorien, die Artung, Prägung und Ausdruck der nordischen Seele hervortreten lassen. Die Ausdrücke „Entartung", „Mißartung" und „Entscheidung" erhalten in diesem Zusammenhang einen tieferen Sinn. Den allgemeinen Ausführungen wird man zustimmen können.

Es ist eine reinliche und gute Grundlage, auf der sich dieses Buch erhebt. Doch mit der Psychologie ist es eine eigene Sache: sie sagt nicht nur aus über das Objekt, das sie behandelt, sondern viel mehr noch über das Subjekt des Behandelnden. In diesem Falle ist es ein braver, pedantischer, phantasieloser und sehr umständlicher Mensch, der zu sehr geneigt ist, in etwas Einzig-Artigem nur das innerlich Haltlose zu erblicken. Von der tiefen Qual der Einzig-Artigen (gegen die er zu Felde zieht), weiß er nichts. Er verwechselt die echte Einzigartigkeit mit den unechten Imitationen und setzt sie damit in ihrem Werte herab. Dies muß betont werden, da von jeher alles Große von den Einzelnen kam und sie (nicht so abstrakte, vage Gebilde wie die „nordische Seele", das „Germanentum" und ähnliches) die Polarsterne sind, nach denen sich unser Kurs richtet. Nur von den Einzelnen her kann Rasse verstanden werden, und die Einzelnen, nicht die Rasse, sind Ziel und Sinn des Weltgeschehens.

**Leopold Schmidt. Beethoven. Werke und Leben.** (Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin 1924).

Der Hauptwert dieser Beethoven-Biographie des bekannten Musikkritikers liegt in den Analysen der einzelnen Werke. Sie sind aus innigster Versenkung, umfassendster Kenntnis erwachsen und mit der Ehrlichkeit und Anständigkeit eines nicht gerade überragenden, aber echten musikalischen Temperamentes geschrieben, das mit sicherem Instinkt alle literatenhaften Deutungen, wie auch alle geistreichelnde Musikphilosophie vermeidet. (Gegenstück: Paul Becker). Sie nehmen die dienende Haltung ein, die einem Nachempfinder durchaus zukommt — nämlich zu dienen dem großen schöpferischen Genius, von dem er lebt, von dessen Segnungen er in seinem Werke Zeugnis abzulegen hat. Nicht ist die Kunst, sind die Künstler da, um Material für einen Simmel oder Spengler zu bieten — wie es in dem schwatzhaften Getriebe unserer Tage fast erscheinen mag —, sondern noch immer ist sie Selbstzweck und alle Werte, die nicht dazu dienen, diesen inwendigen „Sinn in dir selber" zu deuten, sind absitig und unfruchtbar.

Etwas anderes ist es freilich, einen großen schöpferischen Geist gestalthaft hervortreten zu lassen, die Einzelzüge und Einzeläußerungen zu dem Ganzen einer monumentalen Plastik zu verbinden, in der alles zu einander und zu der inneren, nicht auszusprechenden Idee dieser Persönlichkeit Bezug hat. Diese Arbeit ist selbst schon künstlerischer Natur — ähnlich der eines großen Porträtisten —, und sie ist, nachdem sie von dem George-Kreis (Gundolf, Bertram u. a.) für einige große Dichter, Maler und Helden geleistet worden ist, für den großen Musiker noch zu leisten übrig. Romain Rolland, der wohl alle geistigen Bedingungen dazu hat, uns den monumentalen Beethoven zu schenken, hat es bisher bei einer gar zu andeutenden Skizze bewenden lassen, die das rein Musikalische zu sehr außer Acht läßt. Rollands Genius und interprierende Künstlerschaft gepaart mit Leopold Schmidt's eindringender, tiefer und umfassender Musikalität: das erst würde den wahren Beethoven-Biographen ergeben, der diesen größten Menschen unter den Musikern (Bach ist kein Mensch, sondern eine Welt), in seiner ganzen Gestalt hervortreten ließe. Bis dahin muß man sie beide nebeneinander lesen.

Konrad Nußbächer

**Max Scheler. Vom Umsturz der Werte.** Der Neue Geist-Verlag, Leipzig, 1919. Preis brosch. Mk. 12·—, geb. Mk. 17·—.

Die beiden umfangreichen Bände enthalten Abhandlungen über sehr verschiedenartige Themen, die hier nicht alle gesondert behandelt werden können. Gerade deshalb aber eignet sich die Sammlung in hervorragendem Maß als Einführung in die Gedankenwelt Schelers und gibt auch dem Berichterstatter die Möglichkeit, ein zusammen-

fassendes Bild dieser Gedankenwelt zu entwerfen. Scheler selbst sagt nicht zuviel, wenn er in der Vorrede behauptet, daß bei aller Verschiedenartigkeit der Themen der inhaltliche systematische Anschauungs- und Gedankenkreis ein streng einheitliches Ganzes bilde. Was wir hier beleuchten wollen, ist also die Weltanschauung Schelers, wie sie in gleicher Weise aus sämtlichen Aufsätzen des Sammelwerkes spricht.

Die gesamte moderne Philosophie, die mehr ist als bloße „Professorenphilosophie der Philosophieprofessoren," erscheint durch ihren antirationalistischen und antipositivistischen Geist gekennzeichnet. Aus der Kleinkrämerei fruchtloser Einzelforschungen verlangt der neue Mensch heraus, hin nach einer Totalität. Die Philosophie geht wieder auf den Weltsinn, d. h. sie wird wieder metaphysisch. Und wenn auch Scheler gerade kein metaphysisches System gibt, so spürt man doch hinter seinen höchst realitätsbezüglichen Ausführungen deutlich genug das tragende mächtige metaphysische Weltgefühl.

Aus dem Boden dieser allgemeinen, dem Irrationalen zugewandten Denkweise wachsen jedoch zwei sehr verschiedene Pflanzen, die man treffend Reaktionsphilosophie und Resignationsphilosophie nennen könnte. Jene nimmt gegen den Geist, der im Lauf der kulturellen Entwicklung alles Diesseitige entheiligt und alles Heilige verjenseitigt, bzw. bis zum Nichts verdünnt hat, eine energische Kämpferstellung ein, diese findet sich mit dem einmal Gegebenen ab und erkennt das Übel als eine von Schuld geborene Schicksalsnotwendigkeit, die als Sühne tapfer bis zum letzten Ende getragen und bis in ihre äußersten Konsequenzen geführt werden muß.

Scheler ist ein typischer Reaktionsphilosoph, das beweist vor allem seine bewußte Hinneigung zum Katholizismus inmitten einer durch und durch protestantischen Welt. Natürlich hat der Katholizismus Schelers nichts mit Kirchlichkeit oder gar mit Scholastik zu tun. Er entspringt nur dem Bedürfnis, dem im tiefsten lebensfeindlichen Geist des protestantischen Christentums eine Religion objektiver Werte entgegenzustellen.

Die erste größere Abhandlung des Werkes ist dem seit Nietzsche allgemein geläufigen Begriff des Ressentiments gewidmet. Obwohl sich Scheler hier im Grundsätzlichen mit Nietzsches Auffassung identifiziert, besteht doch zwischen beiden insofern ein wesentlicher Gegensatz, als Nietzsche bekanntlich das gesamte christliche Ethos auf Ressentiment zurückführen will, wogegen Scheler das Christentum von diesem falschen Verdacht reinigt und überaus tiefsinnig nachweist, daß die Vorwürfe Nietzsches lediglich das durch den Bourgeois-Geist bereits verdorbene Christentum der Neuzeit treffen. Gegen Spinoza wird festgestellt, daß das Wertvolle, das „Gute" nicht mit dem bewußt Begehrten zusammenfällt, sondern daß diese Anschauung bereits eine Ressentimenterscheinung darstellt. Spinozas Moral ist „Bürgermoral," die den eigenen Wert bloß am fremden mißt, der Ausdruck einer gemeinen Gesinnung. Der Bourgeois stellt sämtliche Werte des Christentums, sämtliche Tugenden auf den Kopf. — „Die Umwertung der christlichen Tugenden in die Utilitätsmoral," das heißt beiläufig des Wertes in Nutzen. So bedient sich der Ressentiment-Mensch, der Bourgeois also wohl der gleichen Ausdrücke wie der Christ. Auch er spricht von Sparsamkeit, Keuschheit, Arbeitsamkeit, Mäßigkeit usw., aber hinter diesen Worten verbirgt sich ein ganz anderer, ja vielfach der entgegengesetzte Sinn. Während es z. B. den geschlechtlich enthaltsamen Christen um die Reinhaltung des Liebesideals zu tun ist, gehört das Interesse des „keuschen" Bürgers bloß dem Vorteil, welchen sein Geschäft aus der Nichtablenkung durch sexuelle Ausschweifungen und dgl. zieht. Die Anwenduug derselben Ausdrücke aber bedingt die typisch bourgeoise Scheinheiligkeit.

Was hat nun Ressentiment und Bürgermoral mit Protestantismus zu tun? Im Katholizismus bleibt das objektive Werk, das äußere Leben mit religiösem Ge-

halt durchsetzt. Der Protestantismus hingegen trennt beide, Religion und Leben voneinander durch einen scharfen Schnitt, er entheiligt das Diesseitige, nimmt ihm alles, was irgendwie mit Gnade und Auserwähltheit zusammenhängt, und gibt so dem Menschen die Möglichkeit, Irdisches nur nach irdischen Maßstäben zu messen, Lebenswerte zu bloßen Quantitäten zu degradieren. Nun kann jeder bei entsprechendem Aufwand an Kraft, Fleiß und „Tüchtigkeit" alles erreichen; jedes Gottesgnadentum, das ja eben den unterdrückten Haß des Ressentiment-Menschen genährt hatte, ist ausgeschaltet. Freilich übersieht Scheler dabei auch die tief religiöse und antinationalistische Seite des Protestantismus nicht, aber „gerade dadurch emanzipiert und säkularisiert er die ‚Weltlichkeit' und überläßt sie ihren eigenen gottfremden Gesetzen!" Der protestantische Bourgeois kann sich nun ungehindert im Wirklichen, so wie es sein Geschmack verlangt, ausleben. Das Religiöse gehört auf ein anderes Blatt. Im englischen „cant," in der sogenannten „doppelten Buchführung" findet diese Einstellung ihren Gipfel.

Es ist nur konsequent, wenn sich Scheler schließlich auch scharf gegen Kant, wie gegen jede transzendentalistische und phänomenalistische Philosophie wendet. Schon der ursprüngliche Protestantismus war ja, wenn auch unbewußtermaßen, Phänomenalismus, und die ganze Philosophie Kants bedeutet eigentlich nichts weiter als die Potenzierung der protestantischen Weltanschauung, in erkenntnistheoretischer Hinsicht ebensowohl wie in ethischer. Die typisch protestantische und kantische Pflichtmoral ist nach Scheler die Arbeits- und Erwerbsmoral des Bürgers, der schließlichlich zur Funktion seines eigenen, zum Ungeheuer anwachsenden Geschäftes, zur Funktion des „Kapitals" herabsinkt. Außerdem wirft die protestantische, vor allem die calvinische Einstellung den Menschen in Verzweiflung, weshalb er die rastlose Arbeit als Betäubungsmittel braucht.

Gegen Scheler muß jedoch behauptet werden, daß Protestantismus und Utilitätsmoral wohl in einem gewissen Zusammenhang stehen, daß aber trotzdem der echte, reine Protestantismus, im Tiefsten aristokratisch, den Nützlichkeitssinn ausschließt und in der Arbeit wirklich nur ein Läuterungswerk, einen Opfergang sieht. So gewiß auch der verbürgerte Protestant tief unter dem gläubigen Katholiken steht, ist es doch unendlich viel schwerer ein wahrhaft guter Protestant als ein guter Katholik zu sein, und das eben, weil uns der Protestantismus zwingt, dem Diesseits zu entsagen. Die Nützlichkeitsmoral ist nur das Ethos der schlechten, der gefallenen und schwachen Protestanten. Scheler scheidet das Pflichtmoment nicht genügend scharf vom Erwerbsmoment in der Arbeit, und so entgeht ihm der scharfe Zwiespalt innerhalb der protestantischen Lebenshaltung.

Daß der Protestantismus die Scheinheiligkeit begünstigt oder gar erzeugt habe, ist jedenfalls eine Behauptung, der man nach reiflicherer Überlegung unmöglich wird beistimmen können. Die Sache scheint doch vielmehr so zu liegen, daß der Protestantismus aus dem sittlichen Gewissen des, im nicht mehr gemäßen Katholizismus scheinheilig gewordenen, nordischen Menschen hervorgewachsen ist. Der übersubjektive und von Natur aus intellektualistische Germane ist scheinheilig, wenn seine Heiligkeit sichtbar wird, und darum mußte er für sich eine religiöse Form ausfindig machen, die das Heilige, den Wert jeder Objektivität beraubt.

Die von Scheler erwünschte und angeblich vorausgesehene Rückkehr zum Katholizismus ist auch eine Art „Rückkehr zur Natur." In der von der genannten modernen Ethik so eifrig betriebenen großangelegten „Psychoanalyse" will Scheler einen Heilungsvorgang bemerken. Er meint, der Prozeß des Erkennens unbewußter und

unterbewußter Triebkräfte, wie es jene sind, die die Bourgois-Moral geschaffen haben, sei deren sichere Abtötung. Das ist gewiß durchaus richtig, berechtigt aber doch noch lange nicht zu weitgehenden optimistischen Schlußfolgerungen; denn auch die alte echte, die „katholische" Moral bleibt hier nur eine Sache der Erkenntnis, der Theorie und also praktisch unwirksam.

Schelers Neukatholizismus berührt sich so auffallend mit Rousseaus „Rückkehr zur Natur." Der Philosoph übersieht offenbar, daß es sich in der ganzen modernen objekt-zugewandten Richtung, in der Frauenbewegung (vom Mann aus zu beurteilen), in der Jugendbewegung, in der Körperkulturbewegung usw., die alle im Wesen mit dem Neukatholizismus identisch sind, nicht um Regenerations-, sondern eben wieder um Ressentiments- oder Reaktionserscheinungen handelt, die vielleicht eine kurzlebige Mode, aber niemals einen Stil hervorbringen können. Der Intellektualismus mit Bürgergeist und Kapitalismus ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Und wenn selbst heute alle Träger dieses Gutes plötzlich ausstürben, ihre Religionen müßten die Nachkommen infizieren. Von dem Sieg der untern, noch nicht kapitalistisch durchseuchten Elemente ist hier gar nichts zu erhoffen, weil der Unterschied nur ein gradueller ist. Die Schicksalszykloide macht vielleicht eine kleine Wendung nach rückwärts, aber bloß, um nachher umso entschiedener die Hauptrichtung wieder aufzunehmen.

Wenn wir uns nun über Schelers Philosophie, so wie sie uns aus diesen beiden Bänden anspricht, ein Urteil bilden wollen, werden wir, wenigstens meiner, der Resignation entsprungenen Überzeugung nach, sagen müssen: In ihrem negativen, d. h. den Bourgeois-Geist entschleiernden Teil ist sie, bis auf einige Ungerechtigkeiten, die vor allem den Protestantismus betreffen, durchaus schlagend, das Gestaltungsprodukt eines Denkers von imponierendem Kaliber, seltenem Scharfblick und reichster Intuition, in ihrem positiven, zukunftsgläubigen Teil hingegen scheint sie mehr von der Sehnsucht als von der Erkenntnis eingegeben zu sein. Bei aller Größe, Reinheit und Schönheit seiner Gedanken gehört Scheler doch auch noch zu jenen, die sich an ihr Diesseits klammern, und insoferne steckt auch er noch in der Bourgeoisie.

Es gibt so Viele heute, die erkennen, wie es sein sollte, wie das Leben aufhören müßte, sich am Toten und Erstarrten zu messen, wie es in seiner Irrationalität aufgehen müßte, um wirklich Leben zu sein. Aber wir begreifen dabei nicht, daß, gerade weil sie dies einsehen, ihrem eigenen Leben die Möglichkeit, ursprünglich und irrational zu sein, bereits fehlt. Wir werden ja nicht lebendiger, indem wir unsere Augen gegen die Tatsache unseres Tot-Seins gewaltsam verschließen. Erwin Reisner.

**Ludwig Winder, Hugo, Tragödie eines Knaben.** (Rikola Verlag, Wien 1924). Bei der Lektüre dieser klar und einfach erzählten Knabengeschichte fiel mir immer wieder Frank Wedekinds „Frühlings Erwachen" ein. Wie ist dort das geheimnisvolle Dunkel erster sexueller Nöte bewahrt nnd wiedergegeben, wie ist das Drängen schicksalhaft und doch menschlich empfunden, wie ist es wahr. Hier aber ist der Trieb kalt, feig, widerlich und ohne Kraft. Das Buch gibt nicht die Tragödie eines Knaben, sondern die Erinnerung des Literaten an seine Pubertätszeit, literarisch einseitig auf die geschlechtlichen Dinge gerichtet, wodurch die knabenhafte Getriebenheit zur Schnüffelei, die Sehnsucht zur Geilheit wird; dabei ist all dieses nur äußerlich, nicht dichterisch motiviert. Der Schriftsteller Winder kann nach diesem Buch nicht beurteilt werden. Seine Sprache ist packend und ungekünstelt; hier hat ihn der Stoff überwältigt; vielleicht sind ihm andere Gebiete offener und fühlbarer.

**Emil Löbl, Verlorenes Paradies.** (Rikola Verlag, Wien 1924). Ein Buch geschrieben für schmalzsentimentale Wiener von einem solchen, der an die nichtigsten

Dinge seiner Stadt die fadesten und süßlichsten Erinnerungen hat. Sein Paradies bevölkern Öbstlerinnen, Fiaker, Heurigen-Wirte usw. Das letzte Kapitel heißt natürlich „Wien bleibt Wien". Das Buch wird durch Zeichnungen illustriert, die man anscheinend aus einem Vorstadtwitzblatt geschnitten hat.

Heinrich Zillich

## Rundschau

[redacted]

[redacted]. Dr. Dernerth

**„Das deutsche Anzeigenblatt".** Das Blatt, das in seiner äußeren Form auf jede im siebenbürgisch-sächsischen Zeitungswesen bisher immerhin spürbare Vornehmheit verzichtet, ist die „Deutsche Tagespost". Das ist erstaunlich bei einem Blatt, welches früher neben dem jetzt vorwiegend gesuchten geschäftlichen auch einen ideallen Zweck hatte, der im Gegensatz zur sächsischen Vatikanspolitik seine Berechtigung fand. Nun aber ist der politische Geist dieses Blattes, dessen Orientierung an amerikanischer Aufmachung und einer reichsdeutschen Partei sich mit Boxerbildern und Leitartikeln dokumentiert (die in Bayern hätten verfaßt werden können), zurückgetreten hinter das Inserat, welches — seien wir gerecht — von deutschem Pathos schwillt, wenn es eben ein eigenes Inserat ist:

„Was jeder Deutsche Rumäniens wissen muß!

1. Daß die Tagespost . . . nachweislich die größte . . . ."

Das genügt, wenn es auch in diesem Tone durch vier Absätze weitergeht, von denen diejenigen, die vom Vertrieb und Absatz reden, vor dem letzten, national beseelten stehen, welcher vom „Schwert" der Deutschen spricht, als das sich die „Tagespost" vorstellt. Am Schlusse heißt es, seltsam unlogisch für ein Blatt, das die Demokratie gering einschätzt, hier aber in der Menge seiner Abnehmer auch die Güte seiner Leistung sieht:

„Jeder, der dies weiß, werbe in Wort und Tat Abnehmer . . . .

Wer dies weiß, gehe hin und handle!"

Dieser Anruf des nationalen Geistes stand in fetten Lettern vor dem Leitartikel, gleichsam als dessen Ersatz. Ich erkenne ihn als solchen völlig an und bin überzeugt, daß trotz der Schwierigkeit „in Wort und Tat" zu werben, doch wenigstens mit Wort und auch Tat gehandelt werden wird, besonders nach der Lektüre des zweiten Manifestes, das nicht aus der Sphäre des Abonnentengeschäftes losgelassen wurde sondern für eine, die ebenso „fesche Starts" braucht, für den Sportteil, in welchem der Berichterstatter eine Rede an die Nation halten muß, wenn:

„Deutschland die Ehre genießt, den schnellsten Läufer der Welt zu besitzen".

Haben wir nun erfahren, was dem Lande zum Ehr-Genuß verhilft, nämlich, daß einer seiner Bürger die besten Beine hat, so erfahren wir sofort darauf, wie sich der Tagespostdeutsche in einem solchen Fall zu verhalten hat:

„Jeder, der sich als echter Deutscher fühlt, wird stolz erhobenen Hauptes . . . . Jubel, Freude, Stolz . . . Nachricht in die Welt hinausrufen, auf daß sie wie ein Donner . . . ."

Genug, um Gottes Willen! Das sind also die Anforderungen an das deutsche Wesen, auf daß es erkenne:

„Das deutsche Anzeigenblatt Rumäniens ist die Deutsche Tagespost!"

Das ist sie! Wozu sagt sie es noch? Worauf liegt der Nachdruck, auf „das", auf „deutsche", auf „Anzeigenblatt"? Heinrich Zillich

**Bistritz und die Kunst.** In Bistritz stellte ein Maler seine scheußlichen Bilder aus, die ich leider angesehen habe und die von dem einzigen Kunstkritiker, der in Siebenbürgen sein Fach beherrscht, von Dr. Wühr, in der Bistritzer Zeitung entsprechend gewürdigt wurden. In der folgenden Nummer des Blattes (9. Sept.) regt sich das Volk, vertreten durch zwei Denker, über diese Kritik auf. Ich wundere mich nicht, wenn jemand den Dreck, der ihm wohlgefällt, verteidigt, aber ich freue mich, wenn die

Ahnungslosigkeit ein Schulbeispiel kleinstädtischen „Kunst"-verständnisses liefert. So verfaßt dieser R. S., der nach dem Kaufmannsdeutsch, das er schreibt, zu schließen, wahrscheinlich Rubi Schmul heißt, einen Geschäftsbericht, der durch das Inkasso-Und gleich eine Beziehung findet zu dem, was hier gänzlich abseitig, ihm aber, weil er es nicht versteht, verhaßt ist:

„Mit sichtlichem Wohlgefallen hat das Publikum die naturgetreuen Wiedergaben von Landschaften, Stilleben und Porträts des jungen Malers aufgenommen und scheint der überwiegende Teil die natürlichen Wiedergaben höher einzuschätzen als das undefinierbare Gekleckse der neuen Richtung".

So scheint's! Das war ein Hieb, Schmul, der das eigene Stroh drischt, doch nun laß' den Satz folgen, der wie eine Verdammung der Konkurrenz klingt:

„Beim Lesen dieser Kritik empfindet man nicht nur den Mangel einer objektiven Anschauung, sondern es hat auch den Eindruck, als ob der Artikelschreiber deshalb, weil er Kunstkritiker ist, die Verpflichtung hätte, alles, was er sieht, in Grund und Boden zu kritisieren."

Hier ist Herr Schmul schon ganz aus dem Häuschen, nicht nur weil das Publikum nicht gefragt wurde, sondern es hat auch den Eindruck, als ob ihn die Branche der Kunstkritiker überhaupt ärgert. Kunststück, treff' ich auch, wie er es trefft! Hat denn der Wühr einen Standpunkt?, lobt einmal, verdammt einmal — siehe Fall Schunn — und dieser Schunn ist ihm sogar dankbar. Nein, Schmul bleibt bei der Konjunktur, ihm steht „die Anerkennung der breiten Masse der Bevölkerung" höher. Warum denn nicht? Großer Umsatz, kleiner Gewinn!

Nach Schmul folgt ein zweites „Eingesendet" von M., der ein Ästhet ist und sicherlich Müller heißt. Er sagt zwar dasselbe wie der Kaufmann, aber väterlicher, wenn er müllert:

„In Wirklichkeit legt ein bescheidener junger Anfänger nach gewiß ernstem Mühen, die Produkte seiner Arbeit der Öffentlichkeit vor. Ist demgegenüber solch ein Abschlachten, auch wenn es gerechtfertigt wäre, am Platze?"

Gewiß, weil es gerechtfertigt ist! Nur ist dieser bescheidene junge Anfänger 34 Jahre alt, da müßten die „Produkte seiner Arbeit" schon besser sein. Das sieht Müller zwar nicht ein, aber er sieht, auch wenn er „nicht Kunstgeschichte studiert" hat, daß der Maler „gutgewählte Motive" hat, obzwar „vielen Bildern die Seele fehlt", doch was schadet das! — es erscheint „die ganze Malart . . . ansprechend."

Da kenne sich einer aus. Dies ist schon die höhere Alchemie des Kleinstadtästheten. Kann der Maler nun etwas oder kann er nichts? Ach, das ist nicht die Frage! Wühr hätte dem Maler „etwas mehr Feinheit und Objektivität . . . angedeihen lassen" können. Feinheit angedeihen lassen können — wie man das macht, ist zwar nicht erfindlich, aber dafür zeigt dieser M., daß es in unseren Städten genau so viele R. S. wie Schmuls gibt, die jede Gelegenheit, wo die Herrschaft des Kitsches angegriffen wird, benützen, um zu dessen Fahnen zu eilen. Heinrich Zillich

**Das neue Spieljahr des Deutschen Theaters** in Rumänien wurde am 14. September in Hermannstadt mit der Aufführung der „Räuber" eröffnet.

Max Werner Lenz hielt, bevor der Vorhang hochgezogen wurde, eine Ansprache, die dem edlen und klaren Wollen dieses neuen Schauspieldirektors ebenso klaren Ausdruck gab. Daß die Eröffnung durch Schillers „Räuber" erfolgte, ist als Beweis zu nehmen für den jungen Geist, der in Leitung und Schauspieler zur Führung gelangt ist.

Über die Aufführung Näheres zu sagen, ist unnotwendig; ein Theater und Ensemble zu beurteilen nach einer Leistung, würde sowohl im Guten wie im Schwachen zu viel und zu wenig bedeuten; wenngleich hervorgehoben werden muß, daß Erwin Biegel als Franz, trotz einer gewissen Unsicherheit in der Erfassung seiner Rolle, stellenweise von einer dämonischen Größe war, die in Körperhaltung und Wort gleiche Gestalt fand; doch über diese Dinge wollen wir nach der Kronstädter Spielzeit urteilen. Heute ist dem Theater Glück zu wünschen. Möge die junge Hingabe, die der Aufführung besonders in den ersten Szenen hinreißendes Leben gab, diesem Theater mit der Kraft gepaart sein, die es zu erhalten weiß in dem schönen Rahmen, der hier geschaffen war!

Heinrich Zillich

## Mitteilungen der Schriftleitung

Die Erzählung des 21jährigen Stephan Ludwig Roth „Die schöne Therese", die hier zum ersten Male gedruckt wird, erscheint nächstens in einem Werke Dr. Otto Folberths, „Stürme und Stranden". Ein Stephan Ludwig Roth-Buch. Verlag „Ausland und Heimat", Stuttgart. Das Buch enthält eine reiche Auslese künstlerisch wertvoller Stücke aus dem gedruckten und ungedruckten Nachlasse St. L. Roths.

*

Infolge eines Versehens wurde der Beitrag „Wissenschaft" von Kurt Zarek im Inhaltsverzeichnis des 6. Heftes nicht angeführt.

*

**Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle.** 11. Oktober: Arien- und Liederabend Adele Reissenberger-Umling in Kronstadt. Am Klavier V. Bickerich.

29. September bis 17. Oktober: Kollektivausstellung Hans Eder im Kunstsalon unseres Verlages in Kronstadt.

19. Oktober bis 31. Oktober: Kollektivausstellung Heinrich Schunn.

*

**Den besten Entwurf für unser Preisausschreiben (Plakat für eine Weihnachtsausstellung unserer Geschäftsstelle) Herr Hermann Lani, Hermanstadt ein. Ihm ist der Preis zuerkannt worden.**

*

Alle in dieser Zeitschrift besprochenen Bücher können durch unsere Geschäftsstelle bezogen werden.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt bei Reissenberger & Co., Mediasch

# Klingsor

Siebenbürgische Zeitschrift

1. Jahr | November 1924 | Heft 8

## Beim Drusch

Von A. Vlahuță

Erstickende Hitze. Die Landleute mit offenem Hemd über der verbrannten, behaarten Brust, mit aufgestreiften Ärmeln, dunkelgebräunten Armen, den Kopf mit Spreu bedeckt, liefen durcheinander wie in einer Hölle, in einer Wolke von Staub und in dem betäubenden Heulen zweier Dreschmaschinen. Die einen schafften die Mandeln vom Felde herbei, andere sammelten das Stroh zu großen Haufen, wieder andere standen hoch oben auf der Maschine und nährten dies Ungeheuer, das ihnen mit der wilden Gefräßigkeit eines ausgehungerten Raubtiers die Garben aus den Händen riß; und das Korn floß glühend, kupfern aus den zwei Mündungen der Dreschmaschinen. Frauen schafften es in Säcken auf den Hügel, wo vier Windmaschinen die Arbeit kaum bewältigen konnten.

— „Rascher, rascher Ileana, du hast doch keine Eier im Schoß, bewege dich etwas schneller, sonst überrascht uns die Nacht . . ."

Und Costache blickte besorgt zum Himmel auf. Aus einer fernen Wolke hörte man es donnern wie Lärm aus einer anderen Welt . . . Es war noch lange bis Abend. Die Sonne stand kaum im Mittag, und vom Scheitel des glühenden Himmels fielen die Strahlen senkrecht wie feurige Pfeile zur Erde. Costache, die schwere Peitsche auf der Schulter, ging auf und ab, hin und her, und schimpfte über die Leute. Unter breitrandigem, verdrücktem Strohhut ein dunkelgebräuntes Gesicht, Hosen, die in schwere Stiefel gesteckt waren, ein am Hals offenes Hemd, klein und gedrungen stand der Stellvertreter des Herrn Leonida da, mit den Händen in den Hosentaschen, und war überzeugt, daß die Arbeit stille stehen würde, wenn er nicht anwesend wäre. Die Dorfleute hatten ihn „Knüttel" getauft, . . . seiner großen Güte wegen.

— „Ileana, gleich hol dich der Teufel . . ."

Und die arme Ileana, die nicht begreifen konnte, weshalb der „Knüttel" gerade sie immer anschrie, seufzte, schwieg und ging ihrer Arbeit nach. Das Kopftuch, das ihr Haar vor der Spreu schützen sollte, war auf die Schultern hinabgefallen, die langen Zöpfe waren aufgegangen,

sie hatte keine Zeit, sie neuerlich zu flechten. Sie lief, die Arme, mit Anspannung aller ihrer schwachen Kräfte, obwohl ihr schon schwindelte und kalter Schweiß von der Stirne tropfte. Die Hitze drückte, der Sack drückte und das Kind in ihrem Schoße bewegte sich immer wieder, dies neue Leben, das in ihr erwacht war; sie war im siebenten Monate der Schwangerschaft. — Nur sie allein wußte, mit wieviel Unruhe sie es erwartete, mit wieviel wilder Liebe sie an das Kind dachte, wie sie die Tage zählte und sich dessen Aussehen vorzustellen suchte. Sie sah es schön, so schön wie noch kein Kind in dieser Welt war. . . . Wie wollte sie es lieben, wie stolz wollte sie sein mit ihm auf dem Arme. Wenn sie einmal verdrießlich sein würde, ein Blick auf das Kind würde genügen, um ihren Ärger zu scheuchen, und wenn sie in Tränen ausbräche vor Sehnsucht nach ihrem Radu, der bei den Soldaten stand, mit dem Kinde würde sie sich trösten, das Kind würde sie küssen . . . diesen süßen kleinen Engel

* * *

Sie konnte es sich ungefähr denken, weshalb der tolle Aufseher sie so hart anfuhr. Sie war ein schönes Mädchen gewesen, und hatte es verstanden, die unberührte Schönheit ihres jungen Körpers zu verteidigen. Ein Büschel Haare aus dem Barte des „Knüttels" hatte sie mit nach Hause gebracht, als er sie vor zwei Jahren auf dem Felde neben dem Wäldchen vergewaltigen wollte, wohin er nur sie allein zum Mähen geschickt hatte. Wie eine Heldin hatte sie gekämpft, hatte sich wie ein wildes Tier in seinen Armen herumgeworfen. Und als er sie freigelassen hatte, — war sie zerkratzt, geschlagen, den Körper voll blauer Flecke, aber rein geblieben. Das Kind in ihr zuckte und plötzlich starben alle Erinnerungen wie die Schwingungen einer Saite, auf die man die Hand legt. Sie war betäubt von dem Brausen der Maschinen, scharfe Stiche durchschnitten ihre Hüften, sie fühlte von den Schultern bis zu den Knöcheln eine ungemeine Schwere, die sie zu Boden drückte. Ihr Mund öffnete sich und sog mit Kraft die heiße, stauberfüllte Luft.

Man hörte donnern; diesmal näher.

— „Gib o Gott ein wenig Regen!"

* * *

— „Wer hat geschrien?"

Alle standen versteinert. Das war das Brüllen eines wilden Tieres, ein Schrei von denjenigen, die das Herz anhalten, wenn man sie hört.

— „Die Arme!"

— „Was war denn?"

— „Hast du es nicht gesehen? . . . Der „Knüttel" hat sie mit dem Fuß in den Bauch getreten . . . Wie sich die Arme krümmt . . . Der Herrgott möge ihn strafen."

Einige Frauen liefen hinzu, um sie aufzuheben. Blau im Gesicht vor Schmerzen, stöhnte Ileana, ihre Augen irrten nach allen Seiten, wahnsinnig, entsetzlich, grauenhaft.

— „Mein Gott, Herr Costache, wie konnten Sie nur mit dem Fuß n den Bauch einer Frau treten! Wenn sie nun zu früh gebiert!"

— „Dann mach' ich ihr ein anderes dafür . . ."

Und der Knüttel bleckte die breiten, gelben Zähne aus dem Grinsen einer scheußlichen Bestie. Dann schwang er die Peitsche:

— „Vorwärts, drückt euch nicht so viel herum. Tragt sie fort von hier . . . Ich kenne diese weibischen Faxen schon . . . Vorwärts! Zur Arbeit! Hier ist keine Zeit zum Hebammenspielen . . . Schneller, sonst überrascht uns der Regen. Gleich tanzt meine Peitsche auf eurem Buckel . . ."

Zwei Frauen schleppten Ileana fort und legten sie hinter den Strohhaufen auf den Boden . . . Ein kleiner Junge flocht sich eine Ährenfeder.

— „Jonell, lauf' bis in den Hof und sage der Marghioala, sie solle schnell kommen, ihre Ileana ist krank . . ."

Die Mutter Ileanas wusch Wäsche im Hof.

Der Himmel bedeckte sich mit Wolken. Wie ein ungeheuerer schwarzer Vorhang näherte sich das Gewitter . . . Es brach los . . . Strömender Regen stampfte das verbrannte Stoppelfeld. Der Knüttel lief wütend nach allen Seiten, schlug mit der Peitsche jeden, der ihm in den Weg kam, und schrie wie ein Wahnsinniger:

— „Breitet die Plachen über das Korn!"

Die Leute, kopflos, geblendet vom Regen, liefen sinnlos durcheinander. In diesem wüsten Wirrwarr fragte die erschreckte Marghioala immer wieder: „Wo ist denn meine Ileana?" Aber niemand hörte sie, niemand gab ihr Antwort.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Nacht gebar Ileana unter fürchterlichen Schmerzen eine Mißgeburt mit eingeschlagener Hirnschale.

Zwei Wochen lang hörte sie nicht auf zu stammeln: „Gebt mir mein Kindchen . . . wo ist mein Liebling . . . mein süßer, kleiner Engel . . ."

Deutsch von Hans Elges

# Der gelbe Kaiser

Für Si-chy

Von Bruno Erich Werner

Nach den Stunden tropfender Trunkenheit
Bin ich hier, bist Du weit, sind wir allesamt weit
Sind wir jäh in die wächserne Ferne gestellt,
Wir durchschlagen die Stunde, durchragen die Zeit
Unser Arm trägt die Welt.

Wir sind der Erde urinnerstes Kreisen
Und sind mit jedem Schicksal verknüpft.
Wir müssen vom Dunkel die Wege erweisen,
Eh einer Schwangern ein Kindlein entschlüpft.

Wenn wir das Haupt gen Osten richten,
Sterben im Westen Siebenhundert am Strang.
Der Landmann sieht uns in tausend Gesichten
Hinter den Fluten des Yang-tse-kiang.

Denn die Stürme des gelben Sandes,
Die Ewigverdorrten, der Wurm im Mehl,
In den Städten des Wassers und Brandes
Wüten ist unsre Schuld, unser Fehl.

Wir sind der Taifun im blauen Ozeane
Und sind den Dschunken Bahn und Geleucht,
Auf unsres Palastes donnernder Fahne
Sind wir der Drache, der Geister verscheucht.

Doch in den Stunden der blühenden Gärten
Hält uns eine gewaltige Hand
Seltsam entblößt von allen Gefährten
Über das Weltall zur Harfe gespannt.

Der Weg zur Vollendung — erscheint dann gelinde,
Und wenn die dämmernde Wolke verzieht
Sind wir im kommenden goldenen Winde
Welle und Lied.

# Halsbandgeschichte

Von M. Filotti

Ambrose T. Christiansen, Amerikaner aus Milwaukee, erwachte in einem goldenen See. Nach einer Nacht im Orient-Expreß, beim Poker mit zwei düsteren Gentlemen durchwacht, hatte ihm das Hotelbett geräumig und weich entgegengeleuchtet, und so ließ er willig sein Bewußtsein von gierigen Träumen verschlingen. Gegen drei Uhr aber warf ihn die Flut der bukarester Sonne, gewaltsam zum Fenster hereinstürzend, wieder an das Ufer der Wirklichkeit. Im heraldisch gebatikten Pyjama entglitt er lästigen Decken, schenkte einen Blick dem bewegten Bild der Calea Victoriei, unterwarf seine Muskeln der Disziplin besonderer rhymischer Bewegungen, goß sich aus nüchtern etikettierter Flasche ein volles Glas schwedischen Punsches ein, blätterte dann in den „Sonetts from the Portuguese" — Dichtungen, die er vor allen liebte. Gerade durchwehten ihn Verse voll schelmischer Melancholie: „Unlike are we, unlike, o, princely heart!" . . . als eine Frauenstimme von nebenan ihn zwang aufzuhorchen. Sie kam durch die Poren der Wand geheimnisvoll wie vom Grunde eines Wassers, sie hatte Inflexionen wie ein behexter Geigenbogen und gleich lästerlichen Händen zerwühlte sie Ambroses Brust und griff nach der Monstranz seiner Seele. Da erst stieß er durch die Musik der Worte (sie waren französisch) auf ihren Sinn. Leider schienen dieser und jene keineswegs kongruent.

„Misérable, du betrügst mich! Wo ist das versprochene Italien? In Gott weiß welch kannibalische Länder wirst du mich noch schleppen! So antworte doch — Vieh, Hahnrei — ich durchschaue dich ja. Du willst mich los werden, vielleicht mich morden, nur um die Perlen für dich allein zu behalten. Aber, Früchtchen, ich warne dich!"

Der also gestellte Mann stotterte beschwichtigend (Ambrose sah förmlich sein in Verlegenheit gefaltetes Gesicht). „Ich bitte dich, chèrie — diese Aufregung, ich begreife nicht — wir lieben uns doch. . . . . " Dann vermischten sich wieder beide gegnerischen Stimmen; aus dem Massaker ließen sich nur noch Wortfetzen retten.

Ambroses Gedächtnis tat rasch einige gewaltsame Sprünge, landete aber glücklich auf festem Boden. Er legte das Buch weg, ging zu seinem genial erdachten Handkoffer, dessen Lederaroma auf der Zunge schmolz, kramte eine Weile in Papieren und langte sich eine alte Nummer des New-York Herald, pariser Ausgabe.

Gleich auf der ersten Seite war, mit amerikanischer Ökonomik gewürzt, folgendes zu lesen:

## 50.000 Pfund gestohlen
### Unbekannter entwendet Lady Bentleys Perlenhalsband
### 1000 Pfund für Täters Entdeckung

Lady Bentley, höchster fashion, schmalhüftig, britisch, von einem rout kommend. In stiller Straße fährt fremdes Auto an ihres dicht heran, streift es. Scheiben bersten, Räder, kurz gebremst, kreischen gummipuppenartig. Dame im ungeschickt gelenkten Wagen sinkt scheinbar in Ohnmacht. Lady Bentley große Philantropin, mildes Herz, eilt jener beizustehen. Dabei von brutaler, zweifellos männlicher Hand zurückgestoßen verliert sie Bewußtsein. Kommt nach Augenblicken zu sich; inzwischen fremdes Auto und Dame, deren Chauffeur verduftet; eigenes Perlenhalsband beim Teufel.

Ein Traum kam. Ambrose genehmigte ihn wie einen Cocktail. Flüsterte schmeckend: 50.000 Guineen! Rechnete den Betrag in Dollar, dann in Lei um. Lächelte. Einige Takte Jazz.

Neuer Griff in ein sinnreiches Abteil der Reisetasche förderte mehrere Ringe, ungeschliffene Edelsteine und dergleichen ans Licht. Deren Zurückschnellen war eins, Auswahl einer länglichen Pappenschachtel zwei. Diese wurde eingesteckt.

Ein fabelhaft gekonnter Anzug ließ die kynethischen Proportionen einer Plastik angenehm zur Geltung kommen. Leinenschuhe zauberten jeglichen Laut unter seinen Schritten weg. So ging er über den dunkelnden Korridor.

Vor dem Nebenzimmer machte er halt, durch doppeltes Holz war kaum etwas zu vernehmen. Er klopfte brutal, Knöchel der Autorität. Innen wurde es ganz still. Angstpause.

Zweites Klopfen, freundlicher, dennoch unerbittlich (symphonische Reminiszenzen gaukelten in ihm auf). Zaghaft drehte sich der Schlüssel, die Türe klaffte. Ein Mann von etwas öliger, levantinischer Schönheit stand im Rahmen.

Ambrose blinzelte ihm bedeutsam zu: „Man hätte etwas mitzuteilen". Schon war er drinnen, hielt dem Kerl den Revolver vor den Bauch: „Haut les pattes!" — Dann seinen hellen, normanischen Schädel neigend zur Frau (unglaublich, konnte es so etwas Holdes geben?): „Dubois, inspècteur der suretè gènèrale. Madame wird entschuldigen, ich gehorche nur meiner Pflicht, leider. Sie, Monsieur, haben mir zu folgen. Sachte, sachte, vergessen Sie nicht das Etui dort — ja, das Perlenhalsband. Danke! Madame, ich sehe mich gezwungen, Sie allein zu lassen. Um Aufsehen zu vermeiden, Sie verstehen! Ich sperre Sie folglich ein und hole Sie später ab. Das Personal ist diskret verständigt, also, bitte keine Torheiten, keine Szene. . . . . "

Schleudern eines befehlenden, doch leise liebkosenden Blicks in ihre Augen. Versuch eines mißglückten Aufschreis ihrerseits: „Narcisse, Narcisse . . . mon Dieu!"

Fassender und Gefaßter gingen Arm im Arm, gleich Zechbrüdern durchwateten sie die blutigen von Stockwerk zu Stockwerk fließenden Teppichläufer. Einmal versuchte Narcisse durch den Liftschacht schnitzlerhaft den Weg ins Freie zu gewinnen. Der sanfte Druck einer Eisenfaust hält ihn zurück: „Fidonc, wollen Sie sich den Hals brechen oder sind Sie Akrobat?"

Unten grüßte exterritorial der Portier. Dann ragten die Säulen des Athenäums, stank das rostige Gras des Gartens zum Himmel, stand darin die seltsamste Gesellschaft von Büsten, an deren Sockel ausgelassene Hunde mit ironischer Geste, voll tieferer Bedeutung, das Bein hoben.

In euklidisch präzisem Bogen glitt ein Auto zu ihnen, nahm sie auf. „Zur Polizeipräfektur, rasch!" Vier Minuten arbeitete der Motor um die Strecke zu zwingen. Zwischen schlendernden Menschen, die gelangweilt in Schaufenster oder einander ins Antlitz schielten; einige schritten, verzweifeltes Gleichgewicht behauptend, lesend durchs Gewühl; Damen wandelten in einer Aura von Parfüm (Massen! dynamische Masse! Wort Walt Whitmans nicht für diese geprägt.)

Stop. Der vor der Türe wachende Schutzmann wurde hinweggewirbelt. Ein Kommissär, gleichsam aus einer Versenkung auftauchend, empfing Ambroses Erklärungen wie elektrische Schläge, wölbte maßlos erstaunte Augen. Endlich dämmerte ihm etwas — er ließ Narcisse in die vergitterten Untergründe des Gebäudes abschieben und Ambrose auf irgend einen Direktor los. Ambrose stellte sich vor, hielt jenem die bewußte Nummer des New-York Herald unter die Nase, schmiß das Halsband auf den Tisch (was aber wissen Polizeigespenster von Perlen mehr, als daß sie gestohlen werden können). Also warf sich der Häuptling in die Brust: „Wohl, wir kennen den Fall. Sind verständigt. Immer kolossal informiert. Im Namen unserer Polizei erlaube ich mir der höchsten Bewunderung für Sie Ausdruck zu geben, im Namen der Menschheit danke ich Ihnen von Herzen."

Ambrose winkte bescheiden ab: „Den Mann überlasse ich Ihnen, vorläufig; selbstverständlich auch das Halsband. Werde sogleich Bericht nach Paris drahten. Die von Lady Bentley ausgesetzte und mir zukommende Belohnung stifte ich, zu gleichen Teilen, dem rumänischen Schriftstellerverein und der königlichen geographischen Gesellschaft. Adieu!"

Mit der Grandezza eines Espada nach Erlegung des Stiers verließ er das gastliche Haus.

Im Hotel schlug er sich sofort ins Zimmer der lieblichen Dame. Wirkungsvolles Bild graziöser Trauer empfing ihn. Eine Pistole entfiel der schönen Hand, als er plötzlich vor ihr stand. Sofort verschwand die

Waffe in Ambroses Tasche. „Sind Sie toll? Machen Sie sich gleich fertig. Es geht nicht ins Jenseits, sondern nach Frankreich, vor dessen Richtern Sie erscheinen werden. Franzose wie Sie und Mann von Welt leid ich es nicht, daß Sie in die Hände hiesiger Polizei gelangen. Jenem mètèque aber, Ihrem Geliebten, gönne ich die Bekanntschaft mit dieser."

Sie schluchzte erstickt in ihr Taschentuch: „Ich bin unschuldig, glauben Sie mir! Ich wurde verführt. Wenn mein edler Vater, der colonel de Lamèttrie ahnte. . . ."

„Weiß schon, weiß . . . go on!" Die nächsten Stunden versanken in Hast, beide unfreiwilligen Kameraden schlugen eine gewaltige Volte über die Zeit. Zu sich selber erwachten sie erst, als der Zug durch die mit kümmerlichem Mais bestandene Steppe fuhr. Auf einmal warf sich die neuerbaute Donaubrücke brüllend unter die Räder. Später kam ein silberner Hauch vom Meer.

Über Constanza lag dann die Gloriole des Sonnenunterganges. Aus seiner erzenen Verbannung blickte Ovid sinnend auf das Paar (Ambrose bekam seinen periodischen Schwermutsanfall: O, Dichter, auch ich bin ewig in Tomi!)

Sie gingen über einen Landungssteg. Der bauchige Dampfer keuchte wie ein Fettwanst. Im lauen Wind blühte das Star-spangled-banner auf. Heulen der Pfeifen rief die Wellen; die kamen und hoben den Schiffsrumpf ins Weite. Die Welt wurde Wasser.

Vor der weißlackierten Kajütenwand hielten Ambrose und die Dame. Beiläufig bemerkte er: „Haben Sie was dagegen, wenn wir schon in Neapel aussteigen? Ich miete eine Villa in Sorrent. Dort liegen wir dann den ganzen Tag, wie Sphinxe faul, im mittelländischen Licht."

Im Sprechen zog er eine längliche Schachtel aus seinem Rock. Entnahm ihr ein schillerndes, köstliches, schwertropfendes Etwas: das Perlenhalsband! „Ich habe mir einen kleinen Tausch erlaubt. Immer führe ich in meinen Koffern eine Auswahl falscher Schmuckstücke mit. Für alle Fälle. Es gilt ja oft Geschenke zu machen; oder es bieten sich Gelegenheiten wie die gestrige. Geschick gibt es eben nicht, nur Geschicklichkeit."

Der Frauenmund gegenüber wölbte sich zu einem Seufzer: „Armer Narcisse!" Es klang nicht sehr überzeugend.

„Biest" zischte Ambrose, schüttelte seinen heroischen Schopf und sah sie an.

Sie lehnte vor ihm, zierlich, südhäutig, magnetisch, mit zauberischem Augenaufschlag. „Unlike are we, unlike — und dennoch!" sein Mund verzog sich, 32 Zähne blitzten den amerikanischen Jubel, dann zwang er

sie mit schauderhaft sentimentaler Gebärde in seine Arme. Irgendwo, in unendlicher Distanz, stand sein anderes Ich und sah dem Getriebe königlich belustigt zu.

## An . . . . .

Von Kurt Zarek

Du bist in Morgensonne aufgeglüht.
Dein Lächeln ist ein Kranz, der Dich umwebt.
Du bist: wie Gott, der durch die Zeiten geht!

Du bist in Morgenschönheit ganz erblüht.
Dein Schreiten ist ein Tanz, der mich umschwebt
— — — — — — — — — — — — —

Mühselig Wissen wird mir ganz Gebet!

## Siebenbürgische Künstler
### Hans Eder, Fritz Kimm

Von Hans Wühr

Gibt es außerhalb der Volkskunst gegenwärtig eine siebenbürgisch-sächsische Malerei, d. h. eine Malerei, in der die Besonderheit des Stammes und der Landschaft zum sichtbaren Ausdruck und zu einer gemeinsamen Bindung gedrängt hat? Man muß die Frage leider verneinen. Wohl gibt es einige nicht eben schöpferische Maler, die mit liebreicher Sorgfallt das Leben der Bauern, die Schönheit der Karpathen und die Reize alter Städte darzustellen versuchen, aber damit ist es natürlich nicht getan. Denn diese bloß gegenständliche Beziehung auf jene Besonderheiten bedeutet nicht mehr, als die aussichtslose Konkurrenz der Darstellung mit dem Dargestellten. Man könnte von einer siebenbürgisch-sächsischen Malerei reden, wenn ihre Darstellungsweise selbst ein Gewächs dieses Bodens wäre, wenn ihre Möglichkeiten sich nicht am Abbild erschöpften, sondern selbst Gestalt und Bild würden. Man müßte eine solche Malerei als bodenständiges Gewächs erkennen, auch ohne Ansehung des Gegenstandes, ohne volkskundliche Vignette, so wie man etwa die Truhen- und Keramikenmalerei in sächsischen Bauernstuben sofort als sächsische Volkskunst erkennt. Ist aber so etwas überhaupt möglich? Der sächsische Künstler unserer Zeit lebt und empfängt den Anstoß zu seiner

Entfaltung in einer Umgebung, die weit über alle provinzielle Eingeschränktheit hinausreicht. In seine künstlerischen Erlebnisse, auch wenn sie sich auf die Heimat beziehen und in der Heimat geschehen, drängen sich alle Erregtheiten und Inhalte, die auch die Lage und Struktur der modernen Kunst bestimmen. Er kann sich vielleicht mit der Nationaltracht kostümieren, aber damit gewiß nicht bekleiden. Und doch gibt geradezu die allgemeine Atmosphäre der neueren Kunst die Möglichkeit, so etwas wie eine sächsische Malerei zu schaffen, die trotz ihrer Besonderheit Gültigkeit hätte in allen Räumen. Diese neuere Kunst, die alle Bedingungen seit der Renaissance als verbrauchte und tote Formen empfand, begehrte ja ungestüm zu Ausdrucksmitteln, welche die Urlaute naturhaften Seins und den Rhythmus unreflektierten Lebens fassen sollten. Die Kunst der Urvölker, der Primitiven, der Kinder und archaischen Zeiten wurde zu wahren und falschen Wegweisern. Wie, wenn ein sächsischer Künstler, ganz verfallen dem Verhängnis jener Sehnsüchte, welche die neue Kunst bestimmen, seine Wegmitte suchen würde in der gleichfalls ungebrochenen urwüchsigen Kraft der heimischen, leider schon ausgestorbenen Bauernkunst? Wenn er, statt von den Primitiven oder Gotikern sich verführen zu lassen, aus dem Lebensrhythmus und dem Gestaltungsbereich dieser Bauernkunst schöpfte, ohne dabei zum Immitator oder Maniristen zu werden? Ist hier nicht die Möglichkeit einer heimischen Kunst gegeben, in der alle Besonderheiten des Stammes und der Landschaft unmittelbaren Ausdruck fänden, und die auch in Bezirken jenseits provinzieller Eingeschränktheit Gültigkeit beanspruchen dürfte, weil sie ja selbst das Gewächs eines weitausgreifenden Weltgefühls ist? Aber diese Fragen kommen, um beantwortet zu werden von den Künstlern selbst, falls diese die Antwort nicht mit Worten formulieren sondern mit den Ausdrucksmitteln, die ihnen als Künstler geläufiger sind.

Von einer siebenbürgisch-sächsischen Malerei der Gegenwart kann also nicht die Rede sein. Es gibt allerdings sächsische Maler von Rang, aber ihre Stammesmerkmale verschwinden sozusagen hinter dem Bilde, man kann sie manchmal als ein „irgendwie" herausspüren. Woran z. B. soll man an einem Bilde Hans Eders erkennen, daß der Maler ein Siebenbürger, ein Kronstädter ist? Er selbst wird sagen, daß das auch ganz belanglos sei. Er hat für sich gewiß recht. Alle Kräfte, die ihm aus der großartigen Landschaft seiner Heimat zuströmen, setzen sich in eine persönliche Geistigkeit um, die mit keiner völkischen Vignette mehr eindeutig bestimmt werden kann. Das ist für die Patrioten sehr fatal, für den Betrachter seiner Bilder aber sehr hinreißend. Hans Eder entwuchs einer Generation, deren Geste feinstes und letztes Resultat bürgerlichen Lebensgefühls war.

Dieses Lebensgefühl, im Grunde nichts als eine Parfümwolke, wurde in der Kunst zu einem Feuerwerk von Nuancen, hinter denen die Sterilität als Pointe aufblitzte, wurde zu einem Silbernebel brillanter Paradoxen, die sich in einer Art von Umkehrungsprozeß gegen den Bourgois richtete. Man saß in Purpurseide und fühlte das Leid der Kreatur im kleinen Finger, man wuchs an Wilde empor und nahm die starken kranken Dissonanzen Dostojewskys als raffiniertesten Parfüm. Der Pyjama als Priesterkleid, aus dem die ach so ganz modernen Bügelfalten hervorlugten, die Mystik des gekreuzigten Lebens als prickelnde Sensation, hinter der die Ohnmacht zum Glauben wie ein Abgrund gähnte: das ist die letzte und sublimierte Geistigkeit des Bourgois, die Hans Eder wie eine mütterliche Hülle umgab, um ihn nie ganz und restlos freizulassen. Etwas davon hängt noch immer an ihm, wenn auch fadenscheinig und für den Kurzsichtigen auffallender als für den Einsichtigen. Denn in die Persönlichkeit ragt doch steil und mächtig der Hochwald der Karpathen hinein, die Zinne spricht mit, stark und einfältig und saftiger als alle Nuancen. Hans Eders Kunst war anfangs — vielleicht im Überschwang künstlerischer Sensationen stets auf eine Gebärde eingestellt, die bis in die kleinste Bewegung außerordentlich nüanciert blieb. Da gab es eine Handbewegung, die den Sinn eines Bildes zusammenfaßte, um ihn in einer Metapher preiszugeben. Sie war nicht einfältig, um ihrer selbstwillen da, sie war stets belastet von den Anfangsgliedern einer Assoziationskette, die von dem Bilde wegführte in eine gestaltlose Welt aufgewühlter Stimmungen. Das Bild selbst faßte die beabsichtigten Inhalte nicht; der Aufwand an Gebärde wuchs, um die Inhalte wenigstens irgendwo draußen klingen zu machen. Doch die Kunst Hans Eders fand aus dieser Maniriertheit hinaus und wurde stark und erfüllt von einer Persönlichkeit, die doch zu wahrhaftig ist, um sich lange von artistischen Sensationen verblüffen zu lassen. Noch immer spricht im Bilde eine Gebärde das erste Wort, aber sie faßt alle Inhalte in sich, sie ist nicht mehr bloß eine stilisierte Metaphe, sie ist notwendiger Ausdruck. Noch immer strahlt die Gebärde zahllose Assoziationen aus, aber sie verbraucht sich nicht an ihnen, diese können zu nichts hinführen, was nicht schon in ihr beschlossen wäre. Es ist leicht zu verstehen, wie solche Ausdrucksmittel zur großen figuralen Darstellung hindrängten. Sie erschöpfen ihre Möglichkeiten in einem großen Kreuzigungsbild, das die Brüsseler Nationalgalerie erwarb, und in einem ähnlichen zweiten, das in der Hans Eder-Ausstellung im Kunstsalon Klingsor in Kronstadt zu sehen war. In einem Gebirgsdorf ist am Wegrand ein Kruzifix aufgerichtet. Der urhafte, drohende Klang einer Berglandschaft und der unendliche Gram einiger Bettelge-

stalten drängt sich in dem einen Kruzifixus zusammen, so daß dieser wie in einer bestürzenden Vision als der wirkliche Gekreuzigte erscheint. Eder nennt bezeichnenderweise das Bild nicht „Kreuzigung", sondern „Gebirgsdorf". Er nennt das Bildnis Heinrich Zillichs „Wälder- und Laternenschein", das Bildnis des Herrn Fackler „Der Mann mit der kranken Hand", das Doppelporträt einer Dame und eines Herrn „Geschwister" usw. Früher hätte Eder die Kreuzigung und die Bildnisse beim wirklichen Namen nennen müssen, um die Assoziationen auszulösen, die durch die zweite Bezeichnung angedeutet werden. Jetzt sind die Assoziationen Bild und Gestalt geworden, die literarische Bezeichnung spricht nur aus, was als durchaus unliterarischer Inhalt im Bilde Sichtbarkeit gewann.

Eders Kunst und Persönlichkeit stellt sich also ganz in die Zusammenhänge allgemeinster Geistigkeit, die alle Stammesbesonderheiten so sehr in ihre Sphäre übersetzt hat, daß man sich Eder gar wohl auch als Österreicher oder Bayern vorstellen kann.

Ganz anders steht es in dieser Hinsicht mit Fritz Kimm. Die Bezeichnung Siebenbürger Sachse ist hier schon zu weit. Seine Kunst ist ganz das herbe großartige Gewächs der herben Landschaft um Kronstadt. Ja, man könnte sagen: diese Landschaft setzt sich so unmittelbar und ohne Umweg in seine Kunst um daß man in jedem Strich seiner schweren Zeichnungen das Ragen und Drohen der Zinne, des Bergriesen von Kronstadt, spürt. Es gibt nichts unkomplizierteres, einfältigeres als die Kunst Fritz Kimm's, aber auch kaum etwas stärkeres, urwüchsigeres. Diese Kunst ist eigentlich eng begrenzt, als ob die Berge ringsum die Aussicht in andere Bezirke versperrten. Die Gefahr, sich zu wiederholen liegt da allzunahe. Aber man kann die Zinne immer wieder ansehen, sie wird immer schöner. So kann man auch die Zeichnungen Kimm's der Reihe nach durchsehen, sie wiederholen sich in ihrer herben Einfalt, aber man findet sie immer schöner. Da ist ein Acker und zwei Rinder vor dem Pflug, da ist ein Pferd vor der Tränke, da ist der Marktplatz von Kronstadt, hoch ragt dahinter die steile Wand der Zinne, da ist die Schwarze Kirche und die Morgensonne umstäubt sie mit Goldstaub, da ist . . . aber was noch ist, das ist belanglos, die Themen wechseln, der Inhalt ist der gleiche überall, dieser herbe ragende Inhalt, der die Linienführung breit und eckig und schwerflüssig macht. Ein wundervoller einfacher Rhythmus durchklingt die Zeichnung, da ist nicht ein Wort, das unwahr oder unnötig und nur seiner selbst wegen da wäre. Man könnte diese Kunst beinahe nüchtern nennen, wenn man die saftige keimende Kraft eines Frühlingsackers nüchtern nennen dürfte. Fritz Kimm's Zeichnungen haben alles in sich,

was ein Ackerland im Vorfrühling so schön macht: die Kühle des Morgens und die Wärme der ersten Sonne, den herben Duft der Erde. Man möchte es zu gerne sehen, daß Kimm auch zur Malerei zurückfindet und einen Sämann malt, der schwer über einen Frühlingsacker schreitet und die Samenkörner ausstreut. Aber man hat Kimm eingeredet, daß er nicht Maler, sondern nur Zeichner wäre, und Kimm glaubt es nun selbst. Und doch hängt in seinem Atelier ein Aktbild, in kühlen grauen Farben gemalt, das zeigt, wie sehr sein Stil auch zur Monumentalität farbiger Flächen ausreichen könnte. Es ist ja sehr leicht und leichtfertig, mit der formelhaften Umschreibung einer zeichnerischen Begabung anzudeuten, daß der Pinsel für diese überflüssig sei. Aber die linearen Ausdrucksmittel haben doch auch innerhalb der Malerei die gleiche Berechtigung wie die malerischen. Kimm wird Zeichner bleiben, auch wenn er malt, das ist gewiß, aber er wird zum Pinsel greifen müssen, wenn ihn einmal ein Vorwurf drängt, zu dessen Gestaltung der Kohlestift aus technischen Gründen nicht ausreicht. Die kühlen grauen Farben seines Aktbildes stimmen so wundervoll zusammen mit der massigen und schweren Linienführung, daß man hier die Möglichkeit einer Kunst sieht, für die Kimm's Zeichnungen nur ein großes Versprechen bedeuten.

## Die nationalen Fehler der Siebenbürger Sachsen, wie sie der Binnendeutsche sieht

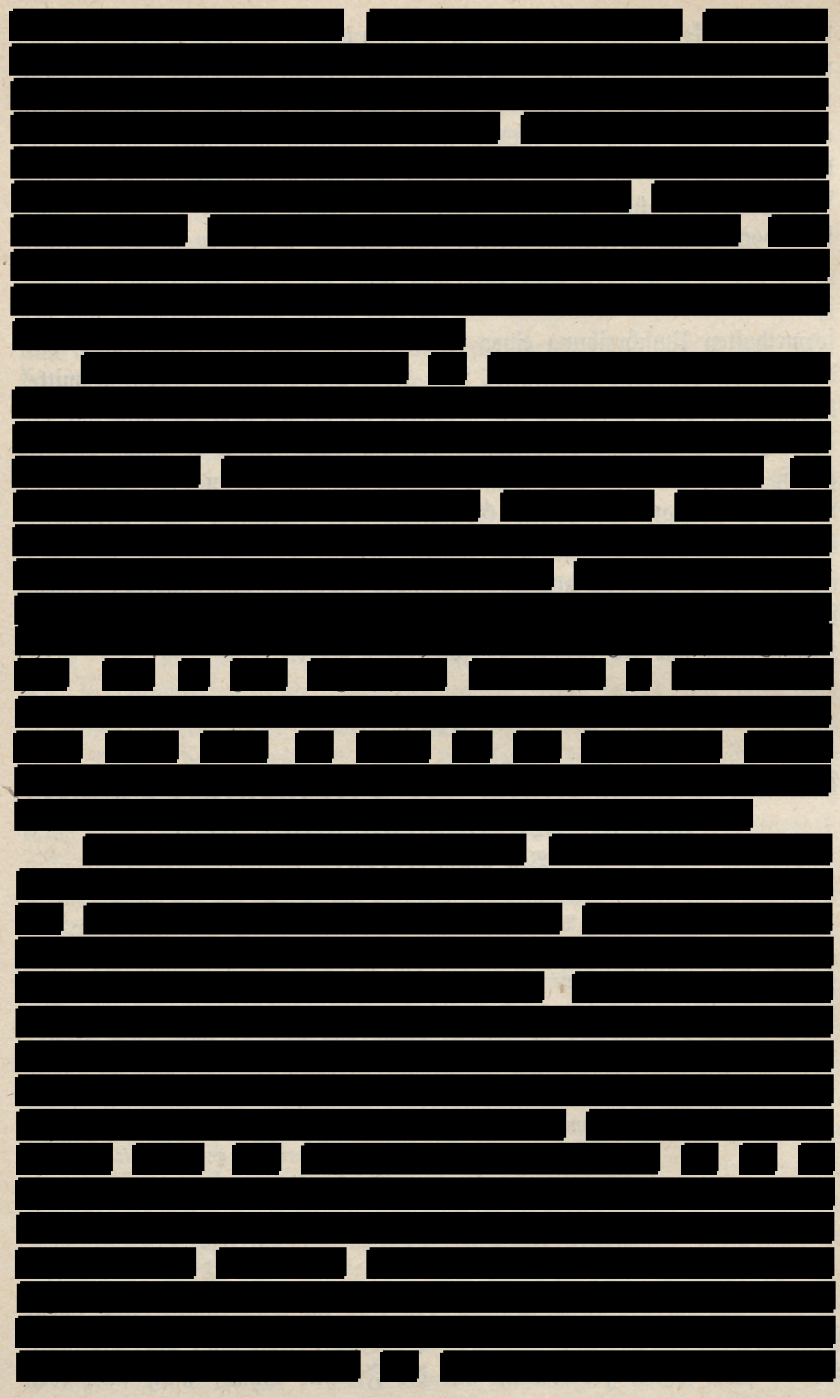
Von Erwin Reisner

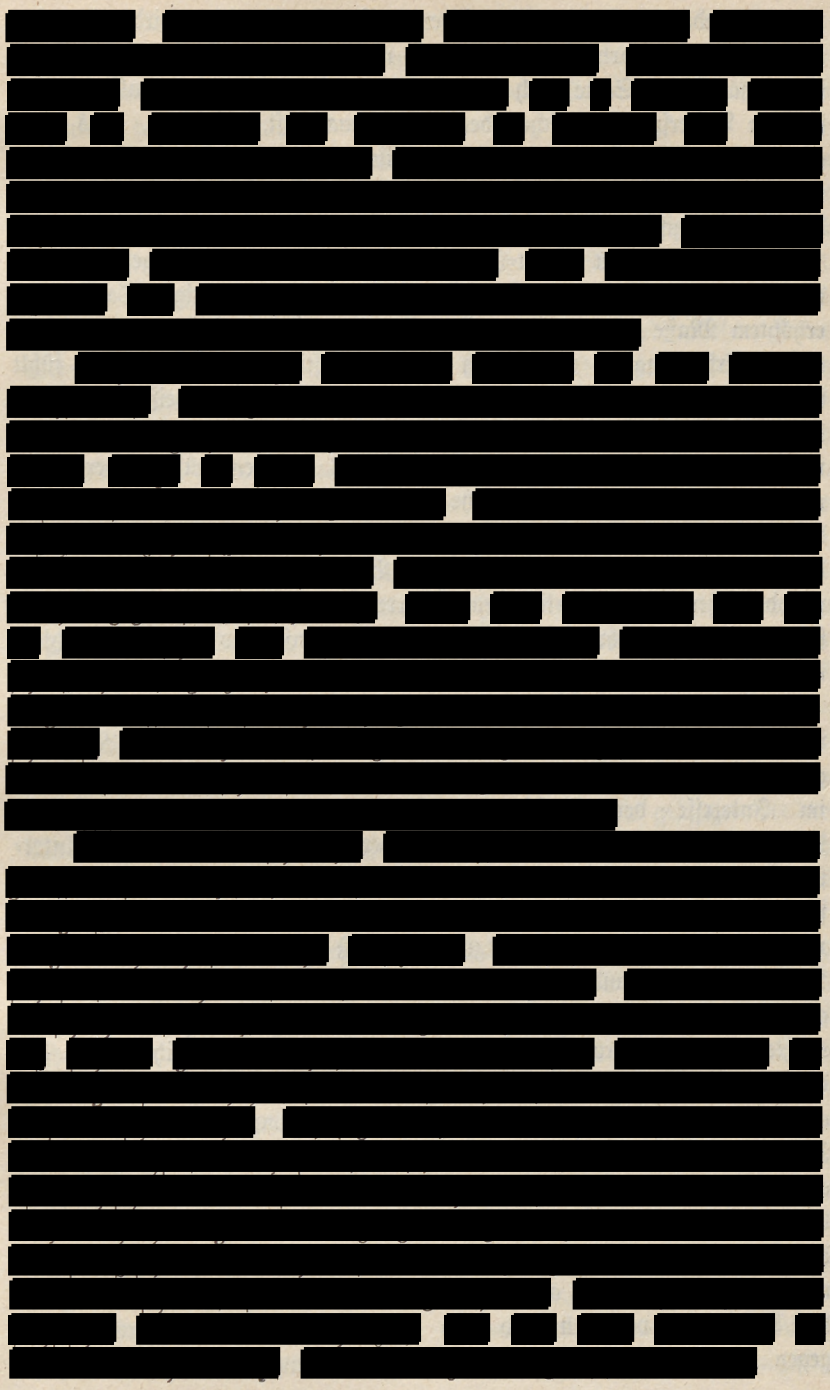
Wir halten den folgenden Aufsatz nicht nur für richtig, sondern dessen Veröffentlichung auch für notwendig. Lediglich eine Feststellung Reisners widerspricht unseren Erfahrungen: Uns scheint der binnendeutsche Spießbürger schädlicher zu sein als der sieb.-sächsische, weil er neben dessen moralischer und nationaler Einseitigkeit und Kleinfühligkeit auch noch an einer durch Berufs-, Standes- und Parteidünkel bewirkten Enge des geistigen Blickes leidet, die, mit persönlicher Überheblichkeit und Brutalität gepaart, ihn zum Teil- und Fachmenschen macht, während unserem Spießbürger der Verkehr mit anderen Völkern ein gewisses Maß Instinkt und allgemeinere Interessefähigkeit bewahrt hat.

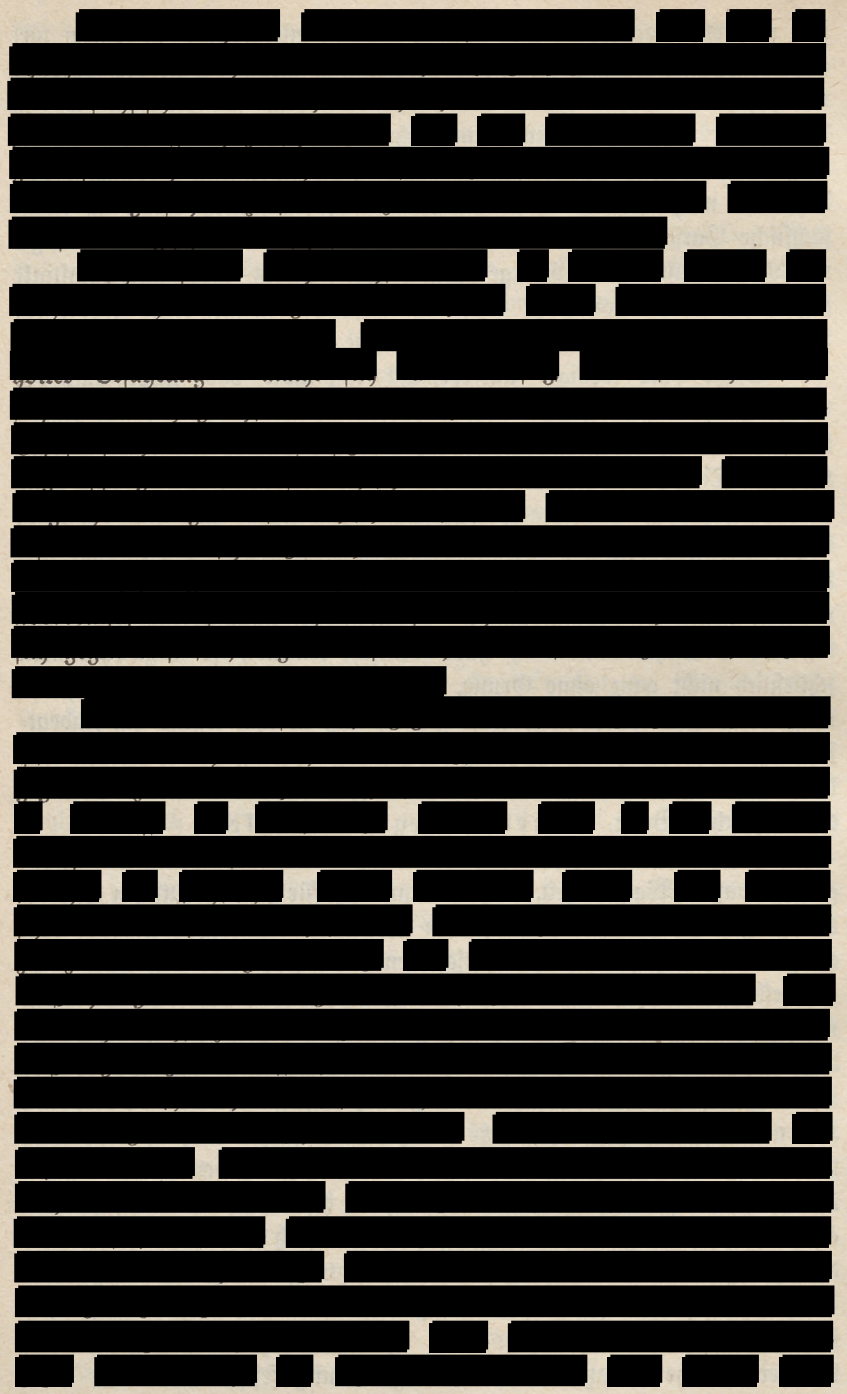
Die folgenden Ausführungen werten die Fehler des sächsischen Städters, behandeln also unseren wichtigsten Stand, die Bauern, nicht.

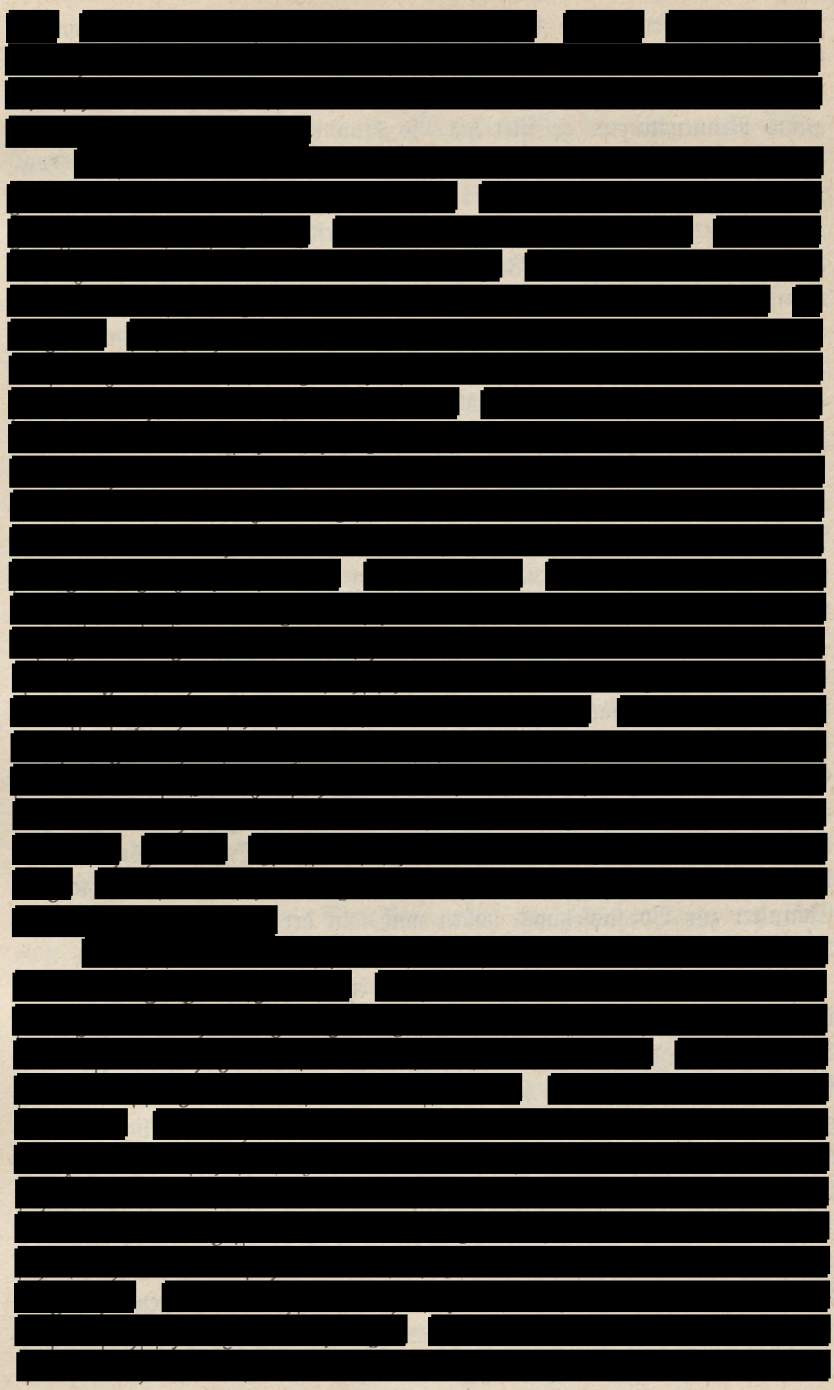
Die Schriftleitung

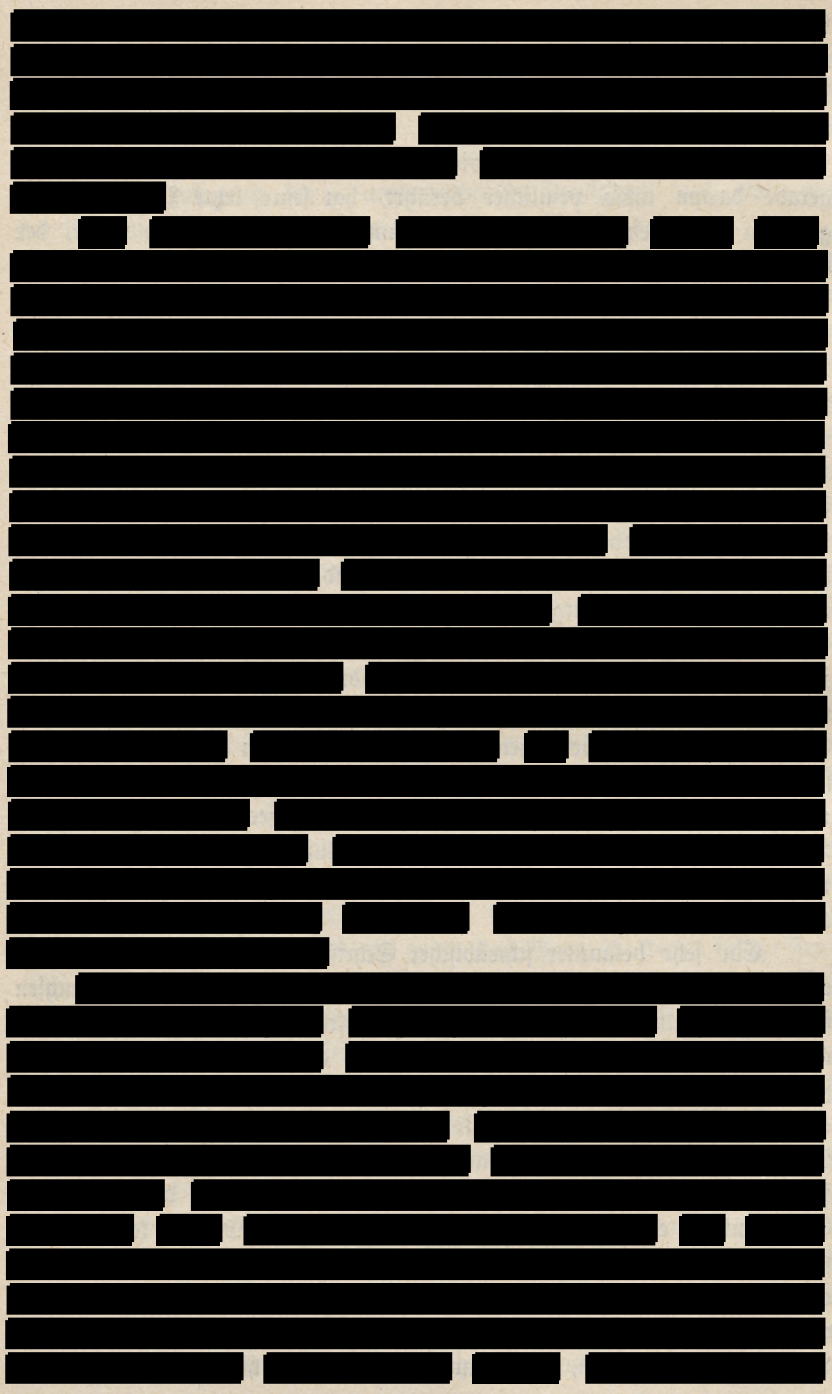
[redacted]

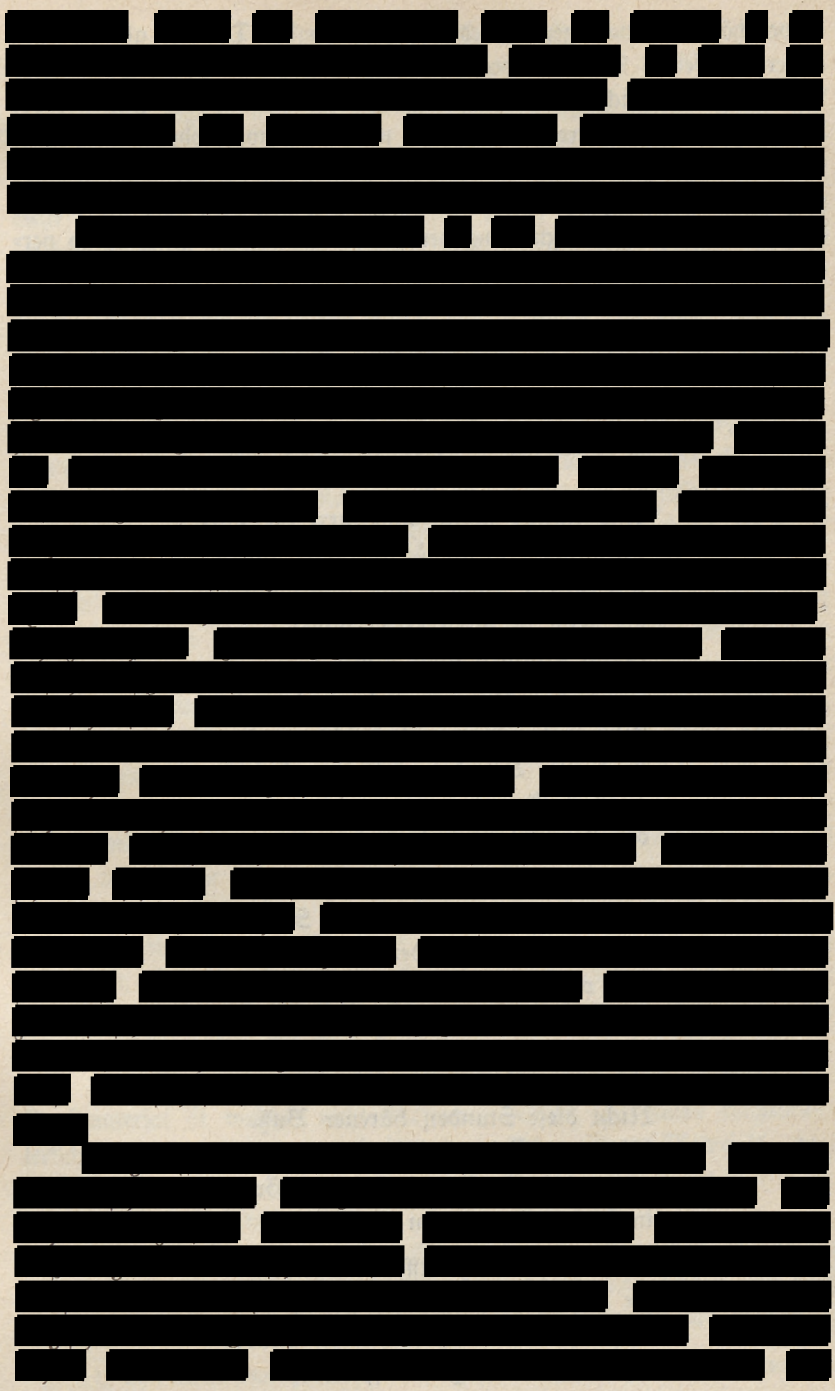












[redacted]

## Enterbte

Von Franz C. Franchy

I.

Und immer stöhnt und surrt die Luft,
vielhundert blinkende Hammer fallen
mit kaltem Schlage und ihnen allen,
die stehn in ihren Widerhallen
blühn Blumen ohne Duft.

Sie haben Deine Sprache verlernt,
stehn mit rußigem Angesicht
in Deiner Wunder zärtlichem Licht
angsterfüllt und wissen nicht:
der Himmel ist besternt.

Einmal werden sie stolz und froh,
lauschen in Deiner Schatten Sinken,
starren nach blauender Berge Winken
und vernehmen aus Sterneblinken
Dein traumhaftes Adagio.

II.

Nicht diese Stunden härener Buße
führen zu Deinem Altar,
näher bist Du dem lächelnden Gruße
in laubumsponnenem Jahr.

Nicht diese reuezerrissenen Sünder,
die von Dir ins Dunkle fielen,
näher sind Dir die lachenden Kinder
die mit dem Abgrund spielen.

# Das schlechte Buch

Von Heinrich Zillich

Nichts regt so sehr auf wie ein schlechtes Buch, dessen Inhalt der Inhaltslosigkeit oder Anmaßung entwuchs. Der Unsinn, der Gestalt gefunden hat, beginnt Grimassen zu schneiden, wenn man ihm ins Auge blickt; und doch ists nur sein Schöpfer, dessen Gesicht sich unter dem prüfenden Blick schmerzlich verzieht, weil er mit dem Unsinn, welcher als Gestalt noch eine Mißgeburt ist, unlöslich verbunden blieb. Das Wesen schlechter Bücher besteht darin, daß in ihnen das Wort nicht zum Wort geworden ist, sondern zum Fernrohr, in welchem der Verfasser mit allen Schreibmotiven ein Bild findet.

Das Wort, das jedermann gebraucht, besitzt in dichterischer Sprachfügung die Kraft, über seinen landläufigen Marktwert hinaus ein Künstlerisches auszudrücken, es wird zum Ausdruck innerster Gefühle; es macht sie greifbar. Und dies nicht als Wort der Gedanken, sondern als Wort der Sinnen- und Innenwelt. Es verliert den eindeutigen Begriff und wird in höherem Sinne eindeutig. Es wird neu, erstgefundene Erhellung eines einmaligen Gefühls. Damit aber erhält es zuerst und im Gegensatz zu seiner Verwendung in der Alltagsrede und in der Mitteilungssprache (in Zeitungsnachrichten oder wissenschaftlichen Fachabhandlungen) eine feste Fassung, die ihm geheimnisvoll erst jenen höheren Sinn gewährt; es wird zum Baustein an der Form oder zur Form selbst [1]). Erst in der Formung ist das Leben faßbar gemacht und die Form, einzige Möglichkeit des Menschen, sich und damit das Leben auszudrücken, ist als Kunst das Leben selber. Wort ist das Material- oder auch der Ton, die Linie, der Stein, kurz: der menschlich innerste Kern, jener unvergängliche Lebensteil, der im Menschen gefangen liegt und keiner Mitteilung faßbar ist, braucht und sucht ein Mittel zur Offenbarung. Dieses Mittel als Material der Kunst stellt sich nur demjenigen zur Verfügung, der offenbaren kann, dem Künstler.

Der Maler, der Musiker, all jene Künstler, deren Material nur Kunstmaterial ist, welches nicht jedermann benützt, um etwas Nichtkünstlerisches zu vermitteln, unterstehen dem Gesetz ihres Materials, dem künstlerischen. Sie vermögen entweder Seelisches auszudrücken oder nicht; an dieser Fragestellung entscheidet sich ihre Berufung.

Der Schreiber aber, dessen Material auch allgemeiner Benützung untersteht, darf in dieser Fragestellung eine Aburteilung finden und doch wird er vielleicht etwas zu sagen haben als Mitteilender, als Verkünder

1) Karl Kraus sprach zuerst vom Wort als Mitteilung u. vom Wort als Ausdruck.

von Nachrichten oder Tatsachen; sein Wort ist eben Mitteilung, nicht Aussage eines Urmenschlichen, und unterscheidet sich sprachlich in keiner Weise vom Worte der Marktfrau, die den Preis ihrer Eier ausruft. Er hilft der Sprache zur Erfüllung einer ihrer Aufgaben, ist aber kein Dichter, er beugt sich den Sprachgesetzen, ihm fehlt aber das eigene Gesetz für die Sprache, das diese zum Kunstwerk umgießt; oder besser: er untersteht dem höheren Gesetz der Sprache nicht, durch das er zum Dichter würde.

Der Hörer und Leser literarischer Werke unterscheidet sich vom Betrachter eines Bildes und dem Musikgenießer dadurch, daß er sich von der eigenen Unfähigkeit zur Wortgestaltung verleiten läßt, in der Wortzusammensetzung der Mitteilungsrede ein Dichtwerk zu sehen, wenn deren Stoff ihm behagt. Zwar hindert ihn die Scheu vor der fremden Leistung in einer ihm verschlossenen Welt (wie in der Malerei) deren innere Gesetze anzurühren, wenn er auch meistens keine Ahnung von dem Wert, der Leistung und kein Urteil über das Geleistete hat; dort aber, wo ihm scheinbar — da er ja auch reden kann — das Gebiet offener ist, wirft er Kunst und Mitteilung durcheinander. Und weil er in der Wortkunst versteht, was gesprochen wird, meint er auch zu verstehen, was gestaltet wurde; das heißt, er wird dort, wo ein vermeintlicher Anklang an dichterische Fügung erinnert, die Mitteilung zum Dichtwerk machen, oder noch häufiger dort, wo die innere Leere des Verfassers die Mitteilungsrede aufschmückt, bis diese selbst als solche keinen Wert mehr besitzt, den Mangel an Sachlichkeit in der Darstellung zur Dichtung umstempeln.

So ist es möglich, die Gründe festzustellen, aus denen schlechte Bücher verkannt zu werden pflegen, gleichzeitig ließe sich die Anleitung zu der Abfassung wertloser Literatur geben. Die Gerechtigkeit des Schicksals äußert sich auch im Schreiben der Nichtberufenen. Wer berufen ist, dem führt Erlebnis am Leben oder Erlebnis am Wort — also immer das Lebendige — zum Schaffen, den Schreiber schlechter Bücher, der ein anständiger Mensch sein mag, Anmaßung, ganz gleichgültig, ob er nun tatsächlich überzeugt ist, ein Kunstwerk geschaffen zu haben, oder ob er bewußt geschwindelt hat, ob er aus innerer Nötigung oder aus Berechnung zur Arbeit gekommen ist. Die Unfähigkeit zum Schaffen wird immer auch im Motive einen Mangel aufdecken; doch läßt das wertvolle Geschaffene ein unsauberes Motiv vergessen. Es ist denkbar, daß ein Dichter aus gemeinster Berechnung ein Werk schafft und dieses gut ist, dann ist aber die Absicht nicht das Urerlebnis, sondern die Arbeit selbst ist es, während der dem Dichter das Gewollte zum Erlebnis wurde. Umgekehrt aber darf ein schlechtes Werk niemals zum Rückschluß verleiten, daß es

Ausdruck eines reinen Erlebnisses sei und der Verfasser bloß nicht schreiben könne. Erlebnisse in Kunstform bringen, wird der Rein-Empfindende nur dann wollen, das heißt: müssen, wenn er Künstler ist, derjenige aber, der sein Erlebnis darstellen *will*, wird immer in diesem Wollen schon eine Selbstüberhebung eingeschlossen haben. Ebenso wie der echte Dichter, der einmal ein schlechtes Werk verfaßt. Im Einzelfall lassen sich unzählige Mischungen feststellen: ein Werk ist undichterisch mit dichterischen Einschlägen.

Der Unterschied zwischen dichterischem und schriftstellerischem Schreiben bedeutet eine Wertung von vornherein. Beim Dichter ist das Erlebnis maßgebender als beim Schriftsteller, bei diesem die Form. Der Dichter gibt unmittelbaren Aufschluß über einen urmenschlichen Tatbestand; da aber nur die Form dessen Ausdruck sein kann, unterscheidet er sich vom Schriftsteller grundsätzlich nicht, doch vermag er, erfüllter von den Hintergründen jeder Kunst, die Form oft zu vergewaltigen und sie wird ihm dienen — hier ist eines der größten Wunder des Wunders Kunst! Der Schriftsteller als derjenige, dem die Form Erlebnis ist, wird menschlich leerer sein und doch nie ganz leer, sonst wäre die Form ohne Inhalt. Beide aber sind scharf nicht zu trennen, weil schon die verschiedenen Gattungen dichterischen Ausdrucks eine Mischung dichterischer und schriftstellerischer Äußerung verlangen. Eine Lyrik als schriftstellerische Leistung gibt es nicht, sie wäre Gerede, das Drama als Ausfluß der Formbesessenheit ist sinnlos, trotzdem gerade in diesen beiden Gattungen die Form festeren Gesetzen unterworfen ist als in der Novelle und im Roman, deren Wesen durch die stoffliche Gebundenheit immer eine Mischung zwischen Dichtung und Intellekt darstellt; denn sie verlangen Mitteilung von Geschehnissen und geben im Geschehen erst das Urwesentliche. Und so ist der Dichter der freie, nicht an die Tatsachen gebundene, aber Sinn-Getriebene, der Schriftsteller der Verstand-Getriebene, des Stoffes Bewußte und diesen zum Sinn formende. Je näher er diesem kommt, umso größer ist der Wert im Werk und er als dessen Schöpfer.

Beiden, also dem Sinn-Getriebenen und dem Sinn-Suchenden gegenüber steht — außer dem Mitteiler, der hier nicht interessiert — der schlechte Schreiber. Er ist derjenige, der Dichter sein will und weder Schriftsteller noch Mitteiler ist. Und dies deshalb nicht, weil er nichts zu sagen hat. Hätte er es, so würde es durch ihn zum Nichts werden, denn es wurde nichts, als es ihm ins Bewußtsein trat.

Er ist Verfasser der Kolportage, jener literarischen Gattung des Unsinns, welche eine verlogene Phantasie zum Vater und die verlogene Phantasie bestimmter Menschen zum Hörer hat. Er ist auch Verfasser

jener unerträglichen Gattung von Schriften, die geradewegs das Dichterische nachahmen wollen, ohne jede Phantasie, die sich im Schundroman immerhin dokumentiert.

Und hier ist er Verfertiger der Sinnlosigkeit, die sich als Schmalz niederschlägt und die Butter, die er auf dem Kopf hat, beweist.

Ich will an Beispielen einige Merkmale jedes schlechten Buches aufzeigen. So schildert der Verfasser eines siebenbürgisch-sächs. Buches*) die Überwindung von Schwierigkeiten, die sich bei Nächtigung in einer Berghütte ergeben, folgendermaßen:

„Die Schlaffrage war mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, konnte aber dann glücklich im Sinne:

Hier die Herren, dort die Damen

gelöst werden."

Es ist für den Spießbürger, der sich hier enthüllt, indem er eine Frage entdeckt, wo andere Menschen bloß ans Schlafen denken, und diese Frage zu der seinen macht, indem er sie von den besonderen Verhältnissen nicht gleich entscheiden ließ, unverständlich, daß er ohneweiteres eine Person seiner Erzählung diesen Tanzstundenvers hätte sagen lassen können, daß er aber ihn niemals selbst sagen durfte, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte. Der Vers, in dessen „Sinn" die „Schlaffrage" gelöst wird, erinnert Menschen mit Sprachgefühl sofort an die Aufschrift eines Bahnhofsabortes, weil der Verfasser ihn ohne Situationsbegründung, das heißt ohne ihn einer Person in den Mund zu legen, niederschreibt; er kennt eben wie alle schlechten Schreiber die Gefühlsbedeutung seiner eigenen Sprache nicht. So sagt er zum Beispiel:

„Ich habe seit jeher zu denen gehört, die die Gipfel der Karpathen mit Vorliebe bewundern . . ."

Den Sinn dieses Satzes erfaßt man nicht leicht. Bewundert der Verfasser — da ja auf „Vorliebe" der Ton liegt — die Gipfel der Karpathen vornehmlich und andere Dinge weniger oder bewundert er bloß die Karpathengipfel, und andere Spitzen ungern? Nein, er will ausdrücken, daß er Berge „mit Vorliebe" nicht besteigt und diese daher von unten betrachtet. Hätte er gesagt: Ich gehöre zu denen, die lieber auf die Gipfel als von den Gipfeln blicken, — wäre der Satz sinnvoll, aber er konnte es nicht, weil er bloß das Sprachrohr für den alten Witz aller Nichtbergsteiger war, den er weitergibt ohne ihn empfunden zu haben. Er scheut sich, einfach zu sagen, daß er die Berge lieber von unten ansieht; das wäre doch nicht „witzig" und nicht „dichterisch."

Bis zu welchem Grade solches Bemühen um „gewählte Form"

*) Alfred Klöß. Immortellenkranz. Bistritz. Buchdruckerei Minerva. 1924.

mit Lächerlichkeit belohnt wird, zeigt folgender Satz desselben unübertrefflichen „Dichters“:

„Drohte ihm dann und wann der Faden (der Rede) zu entgleiten aus der schwieligen Hand, so griff er seine Zuflucht zu Parallelismen, der dichterischen Hauptfigur der hebräischen Psalmen und nicht umsonst war er sehr bibelfest.“

Dieser Satz ist schon ein Knäuel aus Dialekt und Unfähigkeit, zu sehen, ein Bild zu fühlen, es darzustellen. Hinter all diesem ist ein Phrasenempfinden und all dieses ist Phrase. Nicht daß bei schlechten Schreibern die einfachsten grammatikalischen Regeln immer verletzt werden — so folgt bei unserem Beispielgeber auf jede Steigerung ein „wie“ — oder daß überall der Heimatsdialekt in den unglaublichsten Wendungen aufleuchtet und den Hörer zu brüllendem Lachen bringt — so schreibt unser Verfasser: „Tumes war da ganz anderer Meinung. Oder hatte er nicht vierzig Jahre . . .“ („Oder“ in der Bedeutung von „hatte er denn nicht“) — nicht diese Entgleisungen sind das Wesentliche an der Schreibweise des Dilettanten. Die Verschwommenheit der Darstellung, das Fehlen jeder Sachlichkeit, die Unfähigkeit, ein Gesehenes auszudrücken, diese Mängel sind alle Ausfluß des Einen: des fehlenden Gefühls.

Der Dilettant stellt dar, was er hörte, er gestaltet nicht sein Eigentum; aber er erlebt das fremde Eigentum auch nicht nach, wodurch es zum Eigenerlebnis würde wie beim Dichter. Er empfindet innerlich eine Unsicherheit, sucht sie durch „schmückende“ Beiwörter zu verdecken und verschüttet Anschaulichkeit und Sachlichkeit. Seine Mädchengestalten haben natürlich „kirschrote“ Lippen. Wer weiß, wie solche Figuren aussehen: „stattliche, hochgewachsene, breitschultrige Männer, beliebt und angesehen in der Gesellschaft“? Es gibt doch Millionen solcher Männer; warum ist nicht dasjenige gesagt, was an den dargestellten Figuren einzigartig ist? Weil der Dilettant dies selbst nicht kennt. Er sieht immer nur das Alltägliche, ihm wird der Alte Fritz zu einem Mann, der einen Krückstock benützt. Seine Phantasie ist unecht, unschöpferisch, in jedem Fall in eine Norm zu fassen, er ist Spießbürger, Dandy, in jedem Fall irgend ein vorhandener Typus, nie sein eigener und deshalb sind seine Gestalten immer sein Typus, also keine Typen.

Und so ist der Dilettant selbst ohne Leben; seine Sprache aber urteilt ihn ab als einen Menschen, der, unfähig zur Selbsterkenntnis, sich den Besitz des Tiefsten anmaßt, indem er einige Mittel künstlerischen Ausdrucks als Kulissen um das Spiel seiner Lächerlichkeit aufstellt. Ihm fehlt eben, was Dürer vom Maler forderte, daß er innerlich voll Figur sei.

# Neue Bücher und Schriften

**Alfred Döblin. Berge, Meere und Giganten. Roman.** (S. Fischer Verlag, Berlin 1924). Döblins Romane „Die drei Sprünge des Wang-Lun" und „Wallenstein" schienen bei ihrer Veröffentlichung Werke zu sein, die an Bedeutung die gesamte Romanproduktion der letzten zehn Jahre in Deutschland aufwiegen. Neues, bisher nicht Erschautes fand man im „Wang-Lun", der unvergleichlich durch die Wiedergabe des chinesischen Milieus die Geschichte eines asiatischen Rebellen schildert. Was vor allem auffiel, das Wuchernde, Triebgepeitschte des menschlichen Daseins, hier gänzlich zur Erfüllung gebracht, war so sehr greifbar, daß man in dem Träger der Phantasie, die solche Bilder schuf, nicht nur einen neuen großen Dichter, sondern auch den Verkünder einer neuen heidnischen Weltanschauung erkannte.

Doch schon beim „Wallenstein", diesem Roman des Dreißigjährigen Krieges, wo der Mensch nur Bestandteil einer rollenden Materie ist, wo Willen und Wollen nichts als Auswirkungen wildgewordener Massen sind, wo die Bewegung an sich, lebendig gemacht in Völkern und Reichen, zum Gegenstand — untragischen Gegenstand — der Dichtung wird, fiel auf, was beim „Wang-Lun" durch die Neuheit des Erlebnisses übertönt, nicht aber beseitigt worden war: daß die Sprache des Romans eine Aufgabe erfüllte, die jenseits der epischen Klarheit liegt. Durch Worthäufungen auf jeder Seite, durch Aneinanderreihung von Zeit- und Hauptwörtern, durch diese einfache, aber konsequent durchgeführte Methode wird das geschilderte Ereignis ins Rollen gebracht, ins Übermäßige, Titanische; selbst zarte Szenen sind auf diese Weise aufgetrieben. Etwas Bedeutendes wird erreicht dadurch: Das Geschehen, Gegenstand jeder Epik, steht da, immer ungeheuer, immer überwältigend; der Mensch ist nichts. — Im Gesamteindruck ist jede Nuance verwischt, jedes Gefühl für den Menschen — der doch die Hauptsache auch epischer Dichtung ist, weil in dieser durch das Geschehen der Mensch zur Gestalt werden soll — so greift man vergebens nach einem Halt; die elementare Flut ist verebbt, der Donner klingt nach, und was Bewegung war, scheint nun Chaos. Dies war der Eindruck nach der Lektüre von „Wallenstein", wenn auch mit starken Einschränkungen: Die Gestalt eines Ferdinands, Wallensteins, Tillys, Gustav Adolfs, Mansfelds, blieb lebendig; es war zwar nicht mehr erkennbar, woraus und weswegen sie groß und greifbar geworden, dazu tobte der Lärm um sie zu sehr nach, aber man hatte Gefühl für sie; man wußte noch, dies und so ist Ferdinand, Wallenstein, Tilly.

Im letzten Buche Döblins „Berge, Meere und Giganten" wird die Bewegung zur Person; was da eine unglaubliche Phantasie geschaffen hat, die Vision der Menschheitsentwicklung, der Erdentwicklung bis zum Ende des 27. Jahrhunderts, hat nichts gemein mit utopistischen Romanen wie es etwa die Staatsromane sind; es ist Vision eines Rasenden, vom Strömen ewiger Entwicklung und von der Idee technischen Fortschritts Berauschten. Er fühlt, wie die Technik, selbstherrlich geworden, den Menschen überwindet, er fühlt gleichzeitig, wie das Leben der Technik immer wieder entschlüpft, siegt, um wieder zurückgedrängt zu werden. Er sieht Wellental und Wellenberg, ohne Gefühl für den Wert des einen, des andern; ihn berauscht, daß etwas geschieht. Seine Menschen sind Erreger, aber nicht Herren der Bewegung, und während sie Herren zu sein scheinen, schon nicht mehr Erreger.

Ein Roman der Menschheits- und Massenentwicklung und doch ein Roman, der wenig feststellt, indem er unendlich viel erzählt. Menschen leben da nicht; die Vegetation, die sich auf Eisen, Steine, Stoffe, Landschaft, Tier und Mensch erstreckt, ist

der Held. Einmal ist eine Ursache gewesen, die den Menschen über die Natur erhob, nun ist alles Folge, Kampf mit, Kampf um die Natur.

In dieser Vision liegt die Größe des Romans: Leben: sinnloses Befruchten, Gebären, Sterben, gesehen in Bildern, die die Welt umspannen.

Eine solche Fabel, die schon Welt ist, zerstört von vornherein die künstlerische Klarheit. Wie sieht das 27. Jahrhundert aus? Ich kann es nicht sagen, trotzdem ich von Döblin erfahren habe, was in ihm geschieht, was in ihm brandet. Wie lebt dort der Mensch? Ich sehe ihn jagen, zerquält als Masse, aber nicht als Mensch; er ist Bestandteil. Ich überblicke alle Kontinente und blicke nicht ins Innere des Menschen. Wer da spricht, ist Erfinder, Senator, Führer, Siedler, nur ein Teil des Zeitstroms, wohl oft ein entgegengesetzter, aber niemals ein Ganzes.

Der Roman hätte ungeschrieben bleiben können und hätte dennoch seinen Inhalt faßbar gemacht, wenn das einfache, allen Zeiten gleiche Leben eines Menschen, seine Liebe, sein Hoffen, sein Leiden auf dem Hintergrund des 27. Jahrhunderts dargestellt worden wäre. Eine solche Aufgabe ist schwerer zu lösen als die hier versuchte, in der Vision geglückte, im Künstlerischen offen gebliebene.

Es ist leicht zu erkennen, daß das schon erwähnte sprachliche Hilfsmittel der Worthäufungen (auf jeder Seite mehrmals) durch seine suggerierende Wirkung, die eine zweite Lektüre des Buches unmöglich macht, die Phantasiebilder zum großen Teil erst entstehen läßt. Die einfachste Dialektik schafft sie, Wortbesessenheit — und dies nicht etwa so, als brächte das Wort in seinen hundertfachen Beziehungen den Sinn, nein, solche Vollendung ist nicht erreicht, — die Worthäufung, gewissermaßen das Wort als Quantität, das die eigenste Bedeutung durch die Anreihung an andere verliert, ist gesucht. So werden drei, vier Wörter in ihrer Gesamtheit zu einem neuen, unklaren, das nur ausdrückt, daß sich etwas bewegt. Es ist zuzugeben: durch dieses Sprachmittel, das — durchaus in verschiedenen Formungen — immer doch in einer Wörterhäufung besteht, wird das Ungeheuere einer Weltentwicklung erst groß. Aber der Einwand, der schon gegen den „Wallenstein" gemacht werden mußte, bleibt hier ohne Einschränkungen: Das Chaotische ist der Eindruck, der anhält. Die Hauptforderung an dichterische Leistung, Gestalt, Lösung, Form zu geben, ist nicht erfüllt. Eine unvergleichliche Phantasie rast zu Ende; sie sah Visionen, sie sah kein einmaliges Leben und Dasein.

Schwer wird es, angesichts dieses Buches die bisher ungebrochene Überzeugung, daß Döblin nicht nur ein Wegweiser, sondern auch ein genialer Erfüller in der deutschen Epik sei oder sein könne, noch aufzubringen.

**Simpl-Bücher: 1. Das Geschäft. — 2. Völlerei. — 3. Berliner Bilder von Karl Arnold.** Der Simplicissimus-Verlag, München, hat in drei Großquartbänden eine Anzahl von Zeichnungen und Bildern herausgegeben. In all diesen Bänden, welche Arbeiten der besten Mitarbeiter der Zeitschrift „Simplicissimus", Arnold, Gulbransson, Heine, Thöny, Schilling usw., umfassen, werden diejenigen Erscheinungen an den Pranger gestellt, die den Ungeist der Gegenwart verkörpern, das Geschäft, die Schieberwelt, das Saufen, Fressen, die Weiber; und im 3. Band, der ausschließlich Werke von Karl Arnold enthält, die Not und Brutalität des Berliner Lebens als ergreifendster Ausdruck der Weglosigkeit und Selbstsüchtigkeit der Zeit. Dieser 3. Band ist der einheitlichste, künstlerisch wertvollste, weil lebendigste.

Die Karikaturisten des „Simplicissimus", dieser besten satirischen Zeitschrift Deutschlands, sind Künstler; sie stehen im Dienste einer Aufgabe, die wahrhaft aufklärend und zielsetzend ist.

Über den kulturellen Kampfwert hinaus sind diese Bände gleichzeitig ein Spiegel menschlicher Schwäche, in erheiternde und bleibende Form gebracht.

**Josef Ponten. Der Urwald** erschien vor kurzem in der Sammlung „Der Falke" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Eine ausgezeichnete Erzählung. Geschildert wird das Schicksal eines Mädchens, das in einem großen Treibhaus inmitten der tropischen Pflanzen selbst innerlich zum tierhaft-pflanzenhaften Wesen wird.

**Alma Johanna Koenig. Die Geschichte von Half dem Weibe.** (Rikola-Verlag, Wien). Ein guter Wikingerroman, geschrieben in einem Stile, der durchaus natürlich den Ton nordischer Erzählungen nachahmt, wobei auch die Darstellung aus dem Vorstellungsbild germanischer Helden erwächst und dieses überzeugend verkörpert. Das Buch regt im besten Sinne die Phantasie an; es steckt viel Können in ihm, das die Welt einer vergangenen Zeit hinstellt, als lebten wir in ihr und erblickten sie mit eigenen Augen.

**Jeremias Gotthelf, Geld und Geist.** Der Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich, hat die Werke von Jeremias Gotthelf neu herausgegeben in einer Ausstattung, die nicht nur äußerlich gelungen ist. Eine Durchprüfung der teilweise noch erhaltenen Handschriften und der Erstausgaben ermöglichte, Wort und Satz genau wiederherzustellen. Ich kenne aus dieser Ausgabe nur den oben angeführten Band und finde nach dessen Lektüre wieder den Anschluß an die große Welt dieses Dichters, für den Erde und Himmel noch ewig biblische Bestimmungen haben. Die Handlung ist nicht außerordentlich, auch die Menschen nicht, aber es sind Menschen, die da stehen, atmen, fühlen. Der Acker ist unter ihnen, sie säen, ernten und gehen vor Gottes Gesicht, das auch den Bösen zugewendet ist als das Antlitz des strafenden und verzeihenden Vaters aller Dinge.

Wie groß ist Gotthelf, wenn er Situationen und Menschen darstellt! Da ist keine Psychologie aufgewendet, um die Handlung zu begründen, aber wenn in dem vorliegenden Buche das Anneli, das Urbild der guten Mutter, schafft und sorgt, wenn ihr Sohn, dieser prächtige brave Bauernbursch eine Liebe erleidet, ist doch nichts über die seelischen Untergründe verschwiegen, überall ist das Menschlich-Bewegende fühlbar gemacht. Der Gottesglaube des Dichters, an dem sich gewissermaßen die gotthelf'schen Menschen — die eben Menschen sind, die jederzeit leben — spiegeln, ist gepaart mit dem instinktiven Muß des Dichters, der zu schaffen gezwungen ist, weil ihn ein höherer Geist dazu treibt, wie es Gotthelf selbst sagt: „ . . . er (der Verfasser) ist untertan einem eigenen Geiste, der in jeder Erzählung lebendig wird, sie leitet und schließt . . . Dieser Geist ist es, der sich ihrer bemächtigt, und sie gestaltet nach seinem Willen."

**Victor Barcian, Gedichte und Gesänge** und: **Anmerkungen und Gedanken.** (Beide bei Georg Haiser, Hermannstadt, 1923). Diese Büchlein, im äußeren Umfang je ein Bogen übelster Ausstattung, davon das Gedichtheft mit dem Bild des Verfassers an der Spitze, das andere mit einer Beweihräucherung wildester Art am Schluß und einer Lebensbeschreibung am Anfang, sind Produkte einer Phantasie, deren Schicksal darin besteht, sich selbst bewundern zu müssen. Ihre Erzeugnisse künstlerisch zu werten, ist unmöglich, weil sie außerhalb der Kunst liegen; denn wäre auch zuzugeben, daß in den Gedichten stellenweise (S. 17, 18, 28) ein Gefühl Form gefunden hat, so lösen die folgenden diesen Eindruck wieder auf. Es fehlt an der Einheit dichterischen Lebens und Erlebens. Wenn jene zwei, drei Gedichte zu bejahen wären, finden sie im Zusammenhang mit den übrigen nur diejenige Beurteilung, die man den klaren Bewußtseinszeiten einer verdunkelten Seele zuerkennen darf: helle Stunden im Wahnsinn.

Die gleiche Feststellung gilt für das zweite Büchlein: seitenlang stehen da Sätze, die Umkehrungen oder Abwandlungen eines Sprichwortes, eines Aphorismus sind und

dunkeln Sinn zu bergen scheinen, der nichts ist: dann unglaubliche Phrasen („Einer deutschen Mutter Sohn stirbt, aber er ergibt sich nicht"), Plattheiten („Der Künstler lebt nur seiner Kunst") und plötzlich eine Lichtung darin: ein witziges Wort, ein eigener Gedanke.

Ich habe mich gegen diese Rezension lange gesträubt, weil die Büchlein zu wenig bekannt waren, um mich zur Kritik zu verpflichten und ich den Verfasser schonen wollte. Durch dessen viele Bitten genötigt, muß ich nun abschließend aussprechen, daß ich den Mut nicht aufbringe, aus den „klaren Stellen" auf eine spätere künstlerische Klärung des Autors zu schließen.

**Wilhelm Schneider. Josef Ponten. Eine Aufsatzreihe über seine Persönlichkeit und sein dichterisches Schaffen.** (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1924).

**Das Buch von der Kindheit Jesu.**

**Das Kasperlbuch.**

**Franz Stelzhammer: Der Waldwurm.**

Diese Büchlein erschienen in einer vom Rikola-Verlag, Wien, herausgegebenen Sammlung deutscher Volksgeschichten, die den Namen führt: Das Wunderbrünndl.

Das erste Bändchen umfaßt deutsche Geschichten von der Kindheit Jesu, das zweite mehrere drollige Kasperlstücke, das letzte eine entzückende kleine Erzählung aus Österreich voll Aberglauben, Bauerneinfalt und Güte.

Diese Sammlung deutscher Volksbücher in schöner Ausstattung mit Holzschnitten und Federzeichnungen, die dabei außerordentlich billig ist, verdient fortgesetzt zu werden.

**Hans Grimm, Der Gang durch den Sand.** (Albert Langen, München, 4.—6. Tausend, 1923). Diese Geschichten, zuerst erschienen 1916, sind mehr als in epische Form gebrachte Schilderungen des südafrikanischen Lebens. Sie sind Dichtung. Sprache und Stoff sind eins in ihnen. Es erinnert an Josef Ponten, wie die zugreifende, blutvolle Sprache immer knapp und eindeutig fest bleibt; doch gilt ein solcher Vergleich höchstens als ferner Anklang, nicht als Abklang, denn das Wesen beider Dichter ist verschieden. Grimm ist der kältere, nicht der größere; Ponten ist weitgreifender, menschlicher. Was aber Grimm Bedeutung verleiht, ist die Fähigkeit, Situationen und Begebenheiten, Menschen und Tiere hinzustellen, umrissen wie vom Zeichner, hart, atmend, einmalige Menschen. (Ponten ist Maler in seiner Dichtung, Grimm führt den Kohlestift). Von Tendenzen ist sein Buch nicht frei; es entstand im Weltkrieg und erzählt Geschichten aus diesem und den Burenkämpfen, doch die menschliche Tendenz, die es verfolgt, unterstellte sich dem künstlerischen Gestaltungswillen, wo sie aber durchbricht, gibt sie auch schon Anlaß zur satirischen Zeichnung.

**August Winnig. Frührot. Ein Buch von Heimat und Jugend.** (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Stuttgart, 1924). Ich blieb bei der Lektüre dieses Buches, welches vermutlich ein deutscher Arbeiterführer geschrieben hat und welches dessen Entwicklung zu einem solchen schildert, immer gespannt, niemals gelangweilt — dennoch überwog ein Gefühl leichter Enttäuschung. Nicht wegen einer in den Zeilen etwa greifbaren Tendenz, — das Buch hat keine, — nicht wegen der Sprache, — die ist klar und fließend, — nicht wegen der Entwicklungsgeschichte des Helden, — die ist glaubhaft und ehrlich dargestellt in einem Maße, das Hochachtung verdient, — aber ich empfand, daß hinter dem gedanklich und ethisch durchaus zu bejahenden Buche, hinter der Gesinnung, die sich so rein in ihm offenbart, hinter dem außerordentlichen Erziehungswert der Darstellung von schwerdurchrungenen Knaben- und Jünglingsjahren eben das Einfache fehlt, jenes nicht zu erwerbende, — das Dichterische. Dieses ist einfach,

denn man besitzt es aus Gnade der Vorsehung. Winnig, der durch Not und Selbsterziehung, durch Erkenntnis und Menschlichkeit die höchste Stufe literarischer Gestaltungskraft erreicht hat, die einem Nichtberufenen zugänglich ist, hat hier ein Buch geschrieben, das man in jeder Beziehung zur Verbreitung empfehlen möchte, am liebsten wegen seiner Ehrlichkeit und Reinheit; es aber unter die Dichtung einreihen ist unmöglich; es ist Lebensgeschichte, nicht Leben.

**Der Querschnitt. IV. Jahrgang, 1924.** Da erscheint in Frankfurt a. M. diese dicke Vierteljahrsschrift, die sich als Sammeljournal bemüht, alle Stimmen der Zeit einzufangen. Neben Sternheim stellt sich in Wort und Bild ein Meisterboxer vor und neben Zeichnungen von Picasso wird eine Auto-Karosserie (Marke Szawe) offeriert. Die Zeitschrift ist Illustriertes Blatt und Kulturschrift, Reklameblatt und Kunstorgan in einem, woraus ersichtlich wird, daß der Querschnitt durch die Zeit gelungen ist. Das Ergebnis wird in diesem Bazar der Zeit mit dem Spott, den jeder Gent zu haben für fein hält, serviert. Das „amüsante" Sammeljournal, das das Lebendige der Gegenwart widerspiegelt, erlaubt zu sehen, was es widerspiegeln *will*, das Äußerliche, Modebedingte, Salonfähige, das heißt: das, worüber man spricht, ein bißchen Picasso, ein wenig Auto, Schmonzes und Kultur, auf die Plattform des Kurfürstendammes gebracht.

Heinrich Zillich

**Die Erlösung im Geist.** Das philosophische Bekenntnis eines Ungelehrten von **Erwin Reisner.** (Verlag W. Braumüller, Wien und Leipzig, 1924).

Niemand, dem philosophisches Denken am Herzen liegt, wird Reisners Buch ohne Erschütterung aus der Hand legen. Der tragische Hauch, der über dieser Philosophie liegt, die Herbststimmung der schönheitdurchtränkten Sprache, die das Ganze zu einem geschlossenen Kunstwerk verschmelzende Einheit der Idee, sind es nicht allein, an die ich dabei denke. An eine Philosophie werden ja nicht bloß ästhetische Anforderungen gestellt. Und wenn der Philosoph sie die Kunst des Begriffs nennt, so möchte ich sie in einer etwas weit gefaßten Umkehrung die Wissenschaft von der Idee nennen, kurz sie ist eben Kunst und Wissenschaft in ihrer organischen Durchdringung. Und auch die wissenschaftliche Seite in Form einer logisch zusammenhängenden Theorie des Weltgeschehens und Menschenlebens kommt bei Reisner durchaus nicht zu kurz. Wenn er sich gleich im Titel als Ungelehrten bekennt, so ist das entweder unnötiger Ballast oder schon die erste Lanzenspitze gegen den von ihm als negatives Weltprinzip bekämpften wissenschaftlichen Geist. — Damit sind wir auch schon in das Gebäude von Reisners Metaphysik eingetreten. Es hat von jeher Metaphysiker gegeben, die den Weltprozeß als eine Durchdringung eines guten und eines bösen Weltprinzips aufgefaßt haben. Auch Reisners Metaphysik ist am Ethischen orientiert, insoferne, als ihm Gut und Böse Urweltgegensätze sind. Andererseits aber, und damit knüpft er an die Tendenzen des deutschen Idealismus an, ist der Weltprozeß eine Funktion des sich theoretisch verhaltenden Geistes. Die Vereinigung dieser beiden Gesichtspunkte bildet Reisners Originalität, ihm ist im Sinne der biblischen Legende die Geburt der Erkenntnis zugleich die Geburt der Sünde, und da die Welt die erste Erkenntnis ist, ist sie die erste Sünde. Das ist so zu verstehen: absolute Wahrheit und absolute Sittlichkeit sind Eines, sie sind absolute Einheit oder das Göttliche. Die Welt entsteht, indem Gott zum Bewußtsein erwacht. Bewußtsein ist nämlich das Prinzip der Zweiheit, denn es schafft den Gegensatz des Anschauenden und des Angeschauten, des Subjektes und Objektes, hier den von Gott und Welt. So ist die Welt, symbolisch gesprochen, das im Bewußtsein Gottes Gedachte. Indem Gott aber denkt, also die Zweiheit setzt, entfernt er

sich von der Wahrheit, die ja Einheit ist, und so ist sein Denken gleichzeitig Sünde, die Welt als Gottes Selbsterkenntnis Gottes Sünde, er selbst als denkend, als Weltschöpfer, gleich Luzifer, dem gefallenen Gotte. Dies ist die tiefe metaphysische Deutung, die Reisner, aus dem Erleben der Rolle des Bewußtseins im individuellen Menschenleben heraus, diesem für das Problem des Weltgeschehens zu Teil werden läßt. Denn im Menschen ist das Bewußtsein als Organ der Erkenntnis gleichzeitig Prinzip der Besonderung, der Heraushebung des einzelnen Individuums zunächst aus der Summe der anderen menschlichen Individuen, im weiteren Verlaufe auch seiner Loslösung von der ganzen Natur. Je intensiver diese Loslösung erfolgt, und das ist ja der Fall, je eingehender sich das Bewußtsein darauf richtet, desto mehr wird sie zu einer feindlichen Einstellung gegen alle anderen Wesen, von denen man sich in seiner individuellen Existenz bedroht fühlt, und damit offenbart sich dies Prinzip als der Keim des Bösen und Unsittlichen. Das echte Wesen meines Seins besteht ja in der Einheit mit der Natur, und indem das Selbstbewußtsein mich verführt, mein wahres Wesen in meiner individuellen Besonderheit zu sehen, entfernt es mich von der Wahrheit. Also spielen im Menschenleben alle Erscheinungsweisen des Selbstbewußtseins eine negative Rolle, vor allem das reflexive oder diskursive Denken, das mit dem Instrument des Begrifflichen als dem Prinzip der Analyse bewaffnet, in den Dingen der Welt das sie Unterscheidende aufsucht, jedes Ding in eine Vielheit von Eigenschaften auflöst, um dann sein wahres Wesen mit dieser Summe analytischer Momente gleichzusetzen. Ein solches Vorgehen nennt Reisner identisch urteilen: es ist das vornehmliche Geschäft der Wissenschaft, sein Schulbeispiel die mathematische Gleichung. Jetzt wird auch verständlich, weshalb oben gesagt werden konnte, es werde für Reisner der wissenschaftliche Geist zum negativen Weltprinzip. Denn was wir im Mikrokosmos Mensch als identisches Urteil erleben, ist im Wesen dasselbe, was im Makrokosmos die Schöpfung der Welt durch den Fall Luzifers war: Prinzip der Besonderung, damit der Entfernung von der Wahrheit, damit Sünde und Auf-sich-Nehmen einer Schuld! „Erkennen in der Bedeutung von Unterscheiden oder von Sündigen ist einerlei" p. 186.

Es ist schon eine rein logische Forderung, daß dort, wo der Mensch sich nicht reflexiv denkend verhält, er der Einheit und damit der Wahrheit und dem Göttlichen näher steht. Diese nicht reflexive Seite seines geistigen Seins ist das Intuitive. Für den intuitiven Denker existieren die analytischen Feststellungen des Selbstbewußtseins auch, aber sie werden von ihm nur als Symbole empfunden, als Hinweis auf eine über der Unterscheidung schwebende Einheit. Reisner nennt das ein synthetisches Urteil. Objektiv, ihrem sprachlichen Ausdruck nach, sind synthetisches und identisches Urteil also dasselbe, erst das subjektive Erleben stempelt diese objektive Gleiche zur positiven oder negativen Seinskraft. Auch in der Intuition ist noch Bewußtheit, der Mensch als solcher kann also die Vereinigung mit dem Göttlichen nie ganz erreichen, weil er ja als Mensch immer noch ein Gedachtes Gottes bleibt, ein „identisches Urteil" des Göttlichen. Das ist die grundlegende Tragik alles Geschöpfseins. Der Gegensatz, der sich im engeren intellektuellen Sein als der des identischen und des synthetischen Urteils ausspricht, zieht sich durch alles Erleben des Menschen; überall erobert das Bewußtsein die Regionen des Instinktiven und Intuitiven und entheiligt damit, was vorher unschuldig und heilig war, d. h., es verwandelt ein symbolisch als synthetisches Urteil anzusprechendes Erleben in ein dem identischen Urteil analoges. Die Gedankengröße, mit der Reisner das Menschenleben und das Menschheitsleben als Ablauf dieser Geschehnisse interpretiert, läßt die Kapitel über „Geschlecht und Liebe", „Vom Guten und Bösen", „Vom Schönen und Häßlichen" zu einer Kette packenden Erlebens zusammenwachsen.

Wenn ich im synthetischen Urteil die sprachlich-begriffliche Auseinanderhaltung der Dinge nur als Symbol ihrer wahren Einheit empfinde, so ist das gleichzeitig das Urphänomen des Guten, der Liebe, des Schönen. Auf die Beziehungen des Vorganges zur Ethik ist schon hingewiesen worden. Liebe im weitesten Sinn ist ja auch das sich-eins-Fühlen mit einem anderen Geschöpf, eine Wahrheit, die sich im Menschenleben mit mächtiger Gewalt in der Liebe zwischen Mann und Weib verwirklicht. Die wahre Liebe ist intuitiv und erlebt das Geschlechtsverhältnis als Symbol des Einheitsstrebens aller Dinge, als Weg zum Göttlichen, sie setzt also intuitiv den Zweck der Liebe in die über den Liebenden schwebende Einheit. Wo sie zur Reflexion erwacht, wird sie zugleich Sünde, identisches Urteil, Reisner nennt sie dann Sexualität: das Weib wird zum bloßen Mittel, das Geschlechtsverhältnis zur Befriedigung individueller Bedürfnisse.

Ebenso ist „Die Schönheit eines Anderen der Ausdruck seiner metaphysischen Einheit mit mir" p. 253. Daher auch „Schön sein, heißt Weib sein" p. 255. Alles Häßliche ist eine Disharmonie, d. h., das Auftauchen einer trennenden Verschiedenheit in einer gesuchten Einheit, also das Umbiegen eines synthetischen Urteils in ein identisches. Die Kunst als Hervorbringung Schönheit vermittelnder Werke ist demnach eines der Hauptorgane des synthetischen Urteilens, der Intuition. — So schließen sich das Wahre, das Gute und das Schöne, die Eckpfeiler aller metaphysischen Problemstellung, zu einem einheitlichen Bau zusammen, indem sie als verschiedene Erlebnisseiten ein und desselben Urphänomens gedeutet werden.

Der Mensch der Gegenwart steht unter dem Banne des identischen Urteiles, denn er ist der bewußte Mensch *Κατ' ἐξοχην*. Seine Stellung zur Natur erschöpft sich in Wissenschaft und Technik, ist also die des diskursiven Denkens. Selbst die Kunst verfällt diesem, indem sie Begriffe mit sinnlichen Mitteln der bildenden Künste fassen will; sie zeigt damit, daß sie die innere Richtung verloren hat. Die Ethik ist Pflichtethik, also bewußte Sittlichkeit geworden, die selbst nichts anderes als raffinierte Sünde ist. Aus dieser Sackgasse, in die die Menschheit durch die Herrschaft des identischen Urteils geraten ist, gibt es nur einen Ausweg: Die Erlösung durch den Geist, d. h., die Bewältigung des Begriffes durch die intuitiven Kräfte des Geistes. Gemeint ist eine Eroberung des Begriffs durch die Kunst und diese Kunst des Begriffs ist eben die Philosophie. Die Erlösung kann also der Mensch der Gegenwart nur in der Philosophie finden. Allerdings ist damit eine Verzichtleistung auf das unschuldige Erleben der sinnlichen Welt verbunden, denn Philosophie bedeutet die Werte des Seins in einer jenseitigen Welt zu suchen und zu finden. Dies ist aber die Sühne des in identischen Urteilen schuldig gewordenen Subjektes. Dies ist der „Weltuntergang", dem wir entgegengehen.

Ich habe nur die ganz groben Umrißlinien dieser Metaphysik andeuten können. Dem Für und Wider in den vielen Einzelproblemen, die im Buch aufgerollt werden, kann ich hier nicht nachgehen, nur feststellen, daß sich beim Lesen die Zustimmung viel häufiger einstellt als der Widerspruch. Einer Kritik seiner Grundgedanken drückt der Verfasser selbst die Waffen in die Hand, um sie ihr auch sofort wieder zu entwinden, indem er sagt, daß „niemand weiß, wie sich die Welt in den Augen seiner Nebenmenschen darstellt", sich also auf den individuellen Standpunkt des Künstlers zurückzieht (auch Philosophie ist ihm ja eine Disziplin der Kunst). Unter dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß aber Philosophie doch nicht bloß Kunst, sondern ebenso auch Wissenschaft ist, also objektiver Kritik unterworfen bleibt, und nicht bloß aus der in jenem Ausspruch liegenden Berechtigung jedes Einzelnen auf seine individuelle Weltanschauung heraus, sei das folgende gesagt: Der Unterschied vom identischen und syn-

thetischen Urteil ist der Sphäre des Selbstbewußtseins entnommen, und wird dann in synthetischen Urteilen, also symbolisch auf das Unbewußte übertragen, nach dem Prinzip des Satzes: „Es steht aber nichts im Wege, auch sonst alles, was dem Denken verwandt ist, und wäre es auch gänzlich unterbewußt noch nicht zu logischer Klarheit verdichtet, Urteil zu nennen" p. 13. Wenn man dies durchführt, ergibt sich eine bewußte und eine unterbewußte Intuition, eine bewußte und eine unterbewußte Reflexion. Der letztere Begriff enthält aber eine methodologische Unklarheit. Reflexion, die unterbewußt ist, ist tatsächlich nicht mehr Reflexion, weil ihr das „Nachdenken", der logische Folgerungsweg, der zum Ergebnis hinführt, fehlt; sie ist typische Intuition in den allermeisten Fällen. So ist das z. B. der Fall bei der Erkenntnis des Häßlichen, sie ist eine Intuition, die vielleicht Reflexion im Gefolge haben kann, welch letztere aber nicht das Wesen des Vorganges ist. Sie allein deshalb, weil sie negativ ist, identisches Urteil, bzw. Reflexion zu nennen, dazu scheint mir das Merkmal des „Negativen" nicht ausreichend. Vielmehr müßte daraus folgen, daß eben auch ein Teil der intuitiven Vorgänge negativ im metaphysischen Sinne abläuft. Zahlreiche Probleme in den Ausführungen über Ästhetik, Ethik, Sexualität und Erkenntnistheorie weisen auf eine Lösung in diesem Sinne. Demgegenüber besteht aber an vielen Stellen der erkenntnistheoretischen und allgemein-metaphysischen Aufstellungen das Bestreben, den Ursprung des Negativen geradezu in die bewußte Reflexion zu versetzen. Meinem Empfinden nach sind diese beiden Strömungen in der Gestalt, die das Buch jetzt hat, nicht restlos miteinander in Einklang zu setzen. Womit nicht gesagt sein soll, daß das philosophische System, das uns in ihm entgegentritt, den vorliegenden Einwand nicht zu bewältigen im Stande sei.

Zum Schluß möchte ich meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß dies Buch in Siebenbürgen entstanden ist und daß sein Verfasser unter uns lebt. Denn dadurch wird uns philosophisches Schaffen lebendig nahe gebracht, das ebenso wie eine eigene Dichtung und Literatur dem siebenbürgisch-sächsischen Geistesleben in entsprechendem Ausmaß bisher gefehlt hat. Alfred Pomarius

**Neuerscheinungen.** (Geistesgeschichte, Kulturpolitik, Soziologie). „Das neunzehnte Jahrhundert war das der Wissenschaft, das Zwanzigste will — so hoffen, so vertrauen wir — das des Geistes werden"; — schreibt Felix Braun„ der bedeutende österreichische Dichter und Kulturphilosoph, in einem überaus geistvollen Essay („Wandel der Kunstgeschichte", der „Neue Merkur", Maiheft 1924). — Aufgabe produktiver Kritik aber ist es, wählend, scheidend, wertend — also nicht nur: registrierend, vermittelnd- „objektiv", — das festzuhalten; was werden will; Leistungen, auch fruchtbaren Versuchen und Ansätzen zu größerer Wirkungsmöglichkeit zu verhelfen. Werden wir auch manches Wichtige übersehen, wird uns auch vieles Wesentliche nicht zugänglich sein — aber wie könnte das auch anders sein bei der unübersehbaren Fülle der Neuerscheinungen, die mehr denn je auf den Büchermarkt geworfen werden — stets werden wir doch bestrebt sein, sine ira et studio, immer orientiert am Werte, am Wesenhaften, das Schlechte schlecht, das Vortreffliche vortrefflich zu nennen; und vor allem auch werden wir neuer Jugend die Wege ebnen helfen. Das nur ganz kurz zur allgemeinen Orientierung! —

Im Wolf Albrecht Adam-Verlag, dem es der buchhändlerische Erfolg Spengler's und Keyserling's offenbar angetan hatte, erschien in dritter [!] Auflage das „Werk„ von Theodor Lessing „Europa und Asien", jetzt benamst: „Untergang der Erde am Geist". Wir haben an anderer Stelle [Die Weltbühne, 3. Juli 1924] diesen mit allen möglichen „— ismen" jonglierenden, zersetzend wirkenden, „entwurzelten" Lite-

raten (der das Christentum erledigt zu haben behauptet; und den der Waschzettel des Verlages mit einem Nietzsche und einem Schopenhauer zu vergleichen wagt!) bereits an den Pranger gestellt, es genüge hier die auf genaueste Lektüre gestützte Mahnung: Hände weg von diesem minderwertigen Machwerk!

Inept (ein Wort des Ciceronianischen Lateins, das verdient, in den deutschen Sprachschatz übernommen zu werden), unerfreulich, anstößig, ist auch Peter Mennicken's: Anti—Ford (Verlag Die Kuppel, Aachen); dies muß leider gesagt werden, wenngleich wir die Tendenz dieses Buches, das gegen Übermechanisierung, gegen die „Rechenhaftigkeit" unserer Kultur, gegen die Rationalisierung aller Lebensgebiete ankämpfen will, durchaus billigen. — Wenig erbaulich ist auch die Aufsatz-Sammlung von Frank Thieß: „Das Gesicht des Jahrhunderts" (J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart). Der bekannte Romancier setzt sich in diesem Buche mit unliebsamen Erlebnissen auseinander, er reißt einzelnen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens die Maske vom Gesicht. Lebenserinnerungen dieses Mannes, der viel erfahren und viel erlebt hat, müßten immerhin ganz amüsant, sicherlich auch von einem gewissen kulturhistorischen Interesse sein; im übrigen hat man den Eindruck, als würde sich der Autor in diesem „Jahrhundert" ganz wohl fühlen. Wirklich ernsthafte Probleme tangieren ihn nicht; dabei ist das Buch mit einem großen, dem Gegenstand nicht angemessenen Elan geschrieben! Auch hier müssen wir leider konstatieren: völlige Diskrepanz zwischen Inhalt und Form! Eine Frage: wen wohl dieses Buch im nächsten Jahrzehnt (um vom nächsten Jahrhundert gar nicht erst zu reden) noch interessieren mag?! —

Im C. H. Beck'schen Verlag, München, sind wiederum eine Reihe neuer Schriften Oswald Spengler's erschienen, von denen insbesonders die folgenden: „Neubau des Deutschen Reiches"; und: „Politische Pflichten der deutschen Jugend" beachtenswert sind. Ganz gleich, wie man zu Spengler sonst stehen mag; sofort gewinnt man den Eindruck einer überlegenen, mit kritischer Verstandesschärfe begabten, philosophisch geschulten, außergewöhnlich bedeutenden Persönlichkeit. Spengler's Schriften sind auf alle Fälle lesenswert; auch der prinzipielle Gegner sollte sich mit ihnen auseinandersetzen! Spengler hält, im Einklang mit seinen geschichtsphilosophischen Grundlehren oder besser Konstruktionen, das Zeitalter des Cäsarismus nun für gekommen. Im neuen Deutschland insbesonders habe das parlamentarisch-demokratische Regime versagt; wir brauchen überragende Führerpersönlichkeiten; und der politische Instinkt eines Volkes zeige sich darin, daß es den Führer nehme, wo es ihn finde und sich diesem dann freiwillig unterordne.*) Ist Spengler der Staatsphilosoph der Zukunft?! Wir glauben: er ist der Philosoph des „Mussolinismus", des faschistischen Zwischenspiels. (Mögen jedenfalls die Liktoren, die dem Cäsar bewaffnet mit Ruten und Beilen stolz voranschreiten, nie vergessen, daß**) der siegreiche römische Feldherr auf seinem Triumphwagen Geißel und Glocke mit sich zu führen durch die Sitte genötigt war — Zeichen und Erweis, daß auch er nur Mensch sei, daß auch er enthauptet oder in die Sklaverei geführt werden könne).

Dem, in fast alle Kultursprachen übersetzten Werke des großen englischen Politikers James Bryce: Moderne Demokratien (I. Band, Allgem. Einleitung),

---

* „Jede Staatskunst und jeder gesunde Volksinstinkt nimmt Begabungen, wo er sie findet, die Franzosen in Napoleon einen Italiener, die englischen Konservativen in Disraeli einen Juden, der russische Adel und Klerus in Katharina II. eine Deutsche"; — eine auf alle Fälle beachtenswerte Anmerkung Spenglers!

** worauf Jean Paul, in einer seiner politischen Schriften, hinweist.

Drei-Masken-Verlag, München, 1923) wird jedenfalls auch weiterhin, in allen Weltteilen, größere und nachhaltigere Wirkung beschieden sein! — Mit der Geschichtsphilosophie Spengler's setzt sich sehr interessant auseinander Ludwig von Bertalanffy, in einer Reihe von Aufsätzen, die im Mai in dem Literaturblatt der „Kölnischen Zeitung" publiziert worden sind. Können wir dem Autor auch nicht in allen Schlußfolgerungen beipflichten, den Namen des, uns bisher unbekannten, auf alle Fälle bedeutenden, philosophisch und soziologisch sehr geschulten, kritisch begabten Autors wird man sich merken müssen! Bertalanffy sollte seine Aufsätze, möglichst in erweiterter Fassung, in Buchform erscheinen lassen. (B. gibt auch eine interessante Übersicht über die Spengler-, und Anti—Spengler-Literatur). — U. a. mit Spengler, — daneben vor allem auch mit Rudolf Steiner, setzt sich sehr interessant auseinander Wilhelm Michel in einer Broschüre: Der abendländische Zeus (Paul Steegemann-Verlag, Hannover): Spengler sei der Ideologe des Materialismus, sein „falsches Katonentum" vermag nicht, geistige Werte in ihrer Eigenbedeutung zu erkennen. Der Spengler-Aufsatz Wilhelm Michels gehört zum Bedeutendsten, was zum Thema: Spengler geschrieben worden ist. — Mit den brennenden Problemen der Gegenwart beschäftigt sich der vitale, alles Aktuelle unter geistigem Aspekt betrachtende Otto Flake in seinem Buche: Zum guten Europäer, das kürzlich in dem aufstrebenden Elena-Gottschalk Verlag Berlin, erschienen ist. Es enthält Aufsätze Flakes die in den letzten Jahren an sichtbarster Stelle, in der repräsentativen „Neuen Rundschau" bereits publiziert worden sind. Ein standard-work der Literatur- und Geistesgeschichte sei noch genannt, ich meine. Georg Brandes: Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts, Erich Reiß Verlag, Berlin, I. und II. Band). Brandes ist Naturalist, er gibt oft Anekdoten zum Besten und ich kann mir den vornehmen alten Herrn sehr wohl vorstellen, wie es ihm Spaß macht, Histörchen zu erzählen. Aber das macht nichts, Brandes lehrt nicht nur, er bereichert und erwärmt, gerade weil er mit Temperament und Laune schreibt! Zwar wandelt die deutsche Geisteswissenschaft jetzt vielfach andere Wege, sie weiß oft tiefer zu schürfen; wie kaum ein Anderer (wie nur etwa Oscar Walzel) weiß jedoch Brandes soziologische und geistesgeschichtliche Beziehungen aufzudecken, seine orientierenden und umrechnenden, stets zu umfassender Synthese strebenden, politisch-soziologischen Betrachtungen sind meisterhaft; fern aller pedantischen, Namen- und Zahlen-sammelnden Pseudo-„Wissenschaft" wird dieses großzügige, dabei gediegene und stoffreiche Werk noch auf lange Zeit die Literaturgeschichte des allgemein kulturell interessierten, nach universeller Bildung strebenden, „guten Europäers" sein! —

Walter Rathenau's „Gesammelte Reden" erschienen im S. Fischer-Verlag, Berlin; Fritz von Unruh's „Reden" in der Frankfurter Sozietätsdruckerei. — Inhaltsverzeichnisse sagen oft viel: der bei S. Fischer erschienene umfangreiche Band bringt Rathenau's „Rede anläßlich des Austritts aus der Kriegs-Rohstoff-Abteilung des Kriegsministeriums", ferner: „Zwei Tischreden zur Feier des 50. Geburtstags", eine „Rede in der Versammlung zur Schaffung eines demokratischen Volksbundes". eine „Rede im Bund der technischen Angestellten und Beamten" u. s. w.; — das schmale letztgenannte Heft bringt ein ekstatisches Gedicht: „Den Namenlosen", dann die eindrucksvolle Ansprache: „Stirb und Werde", gehalten auf der Frankfurter Goethe-Woche 1922, es bringt weiter eine Rede „Vaterland und Freiheit", ein packend hinreißendes Manifest neuen Geistes; eine Gedächtnis-Rede „Das Neue Reich", gehalten zu Karlsruhe am 18 Januar 1924, eine Ansprache „Unser Schicksal" (Wien, 18. März 1924). —

Rathenau ist Realist, er ist philosophisch geschult, aber an Tatsachen orientiert, er war ein Talent, doch: er wäre vielleicht noch mehr geworden, wenn ihm das

Schicksal nicht Reichtum und Macht in die Wiege gelegt hätte. Rathenau sah Mechanisierung und Rationalisierung so wie ein unentrinnbares Schicksal über uns hereinbrechen; daß er dennoch nach Kräften bessern und helfen wollte, wo es not tat, wird die „Geschichte" dereinst ihm hoch anrechnen. Seine Reden werden als Dokumente der Zeit, als Erweis aber auch eines edlen Menschen, eines lauteren Charakters ihren Wert behalten! — Fritz von Unruh ist der Dichter, der blut- und lebenerfüllte Mensch, der Deutschlands Jugend führen, sie fortreißen will zu neuem Morgen, zu neuem Tag.

Unruh ist Ekstatiker, Visionär; seine glühende Seele will ihr Erlebnis aller Welt verkünden.

Auch Unruh's formvollendete Reden wird der spätere Historiker (der, dem es nicht genügen wird, Archive zu durchstöbern, der etwas von der Seele der Nach-Kriegs-Zeit einfangen und bewahren will) sehr wohl beachten müssen; — sie dürfen in unserer Überschau nicht fehlen!

Kurt Zarek

**Anker Kirkeby. Russisches Tagebuch.** (Elena Gottschalk V. Berlin 1924).

Die französische Revolution bedeutet, geistesgeschichtlich gesehen, den Sieg des aufklärerischen Rationalismus; und also, negativ gefaßt: letzte, auch zivilisatorische Überwindung des mittelalterlich-universalistischen Mythos; gewaltsames Hinwegräumen der Widerstände, die — anders als in den Vereinigten Staaten, dem „Lande ohne Mittelalter" — der Entwicklung entgegenstanden.

Die russische Revolution will — aus demselben Aspekte betrachtet: Sieg der „Aufklärung" über die russisch-orthodoxe Kirche, über Absolutismus und Leibeigenschaft. Rußland, das despotische Land, das Land ohne Humanismus und ohne Reformation, das Land, das (oder eigentlich: der Erdteil, der) die letzten drei Jahrhunderte etwa der europäischen Entwicklung nicht erlebte, unternimmt den Versuch, sich, in einem gewaltsamen Entwicklungssprunge, dem höheren Niveau des durchrationalisierten und mechanisierten Amerikas (und dem der gleichentwickelten europäischen Länder), anzupassen. Das neue Rußland strebt (ganz wie Plechanow, mit divinatorischer Kraft einfühlender Voraussicht begabt, dies prophezeite) — und während die Völker asiatischer traditionalistischer Hochkultur gleiche oder größere Spannungsunterschiede noch nicht erleben! — nach dem neuen Amerika! (Das Losungswort heißt: Elektrisierung!! — Ein zeitgenössischer Beobachter, der geschichtsphilosophisch-abstrakte Erkenntnisse geistreich-geistreichelnd zu formulieren liebt, könnte behaupten: Die Göttin der Vernunft sei, im plombierten Waggon, nach Moskau gereist!) — —

Doch: diese, einleitenden Apercus seien vorausgeschickt, um das stets noch rege, nicht nur durch expansive, wirtschaftliche und politische Pläne und Wünsche erklärbare Interesse am „Bolschewismus" zu begründen; um die, gerade auch für den kontemplativ und geistig kulturell Eingestellten, nach wie vor bestehende Notwendigkeit der Beschäftigung mit dem Problem des revolutionären Rußlands zu erweisen. —

Das vorliegende — von Otto Flake ausnehmend klug eingeleitete! — Buch des dänischen Politikers und Journalisten — Kirkeby ist Redakteur am Politiken — jedenfalls, sollte keineswegs übersehen werden; gerade auch von denen nicht, denen die Daten, die Fakten, in ihren Grundzügen bekannt sind; — wie es denn überhaupt für einen späteren, das gegenwärtige Geschehen aus weiterer Perspektive überschauenden, Geisteswissenschaftler mit etwas Geist nichts Interessanteres geben könnte, als das Abwägen und Vergleichen dessen, was verschieden-orientierte und beanlagte Köpfe auswählend, wertend in die Geschehnisse hinein-„geschaut" haben.

Kirkeby ist, letztlich, Künstler; seine Art ist gleich weit entfernt von der der Miß Snowden, deren „Federzeichnungen" auch heute noch zuweilen interessant sind, wie von der des grübelnden H. G. Wells (dessen nachdenkliche und ein wenig sarkastische Reflexionen über Marx und den „Marxismus" zum Köstlichsten und Besten gehören, was dazu überhaupt gesagt worden ist); sie hält die Mitte zwischen den tiefererlebten, von Mitleid und Liebe zeugenden Schilderungen Holitschers aus der Hungerzeit und den trocken-statistischen, quasi-offiziösen Darlegungen von Lehnann-Parvus über dasselbe „Thema".

Kirkebys Schilderungen sind nicht beschattet vom Ressentiment des eingefleischten Bourgois; ferne liegt ihm aber auch das fanatische Pathos des Parteimannes. Kirkeby schreibt niemandem zu liebe und niemandem zu leide, objektiv — nicht im Sinne des abstrakten Gelehrten; seine Objektivität ist die der Sinne und des Herzens; gelungen ist ihm, was er beabsichtigte: darzustellen, was er „erlebte", so daß wir es mit ihm erleben.

Man lese etwa das Kapitel: „Die Russische Kirche". Ein anderer hätte sein historisches Wissen ausgekramt, K. gibt nur „Geschautes". Köstlich ist die Schilderung, wie auf die In-ri-ade die Henriade folgt (wie die Menge vor den Kirchenportalen die Puppen und Fratzen derer verbrennt, die intra muros mit großem Pompe angebetet werden.[1]) Über das russische Theater sind wir vor allem durch die gedankenschweren Essays von L. Matthias schon belehrt, über wirtschaftliche Verhältnisse haben uns sachkundige und geschulte Beobachter (so Alfons Paquet) Wichtigstes schon berichtet; aber auch hiezu weiß K. Neues zu sagen (man lese etwa die lebendige Schilderung: „Besuch in einer russischen Fabrik").

Im Ganzen: Das Pragma dieses Buches ist wahrhaft großartig!

Kurt Zarek

# Rundschau

**Übertreibung.** Es gibt unter uns merkwürdig viele Leute, in deren alltäglichem Sprachgebrauch die Worte furchtbar, entsetzlich, schrecklich die Bedeutung des Wörtchens „sehr" angenommen haben. Es ist so furchtbar traurig; es war entsetzlich schwer; wir haben schrecklich viel gelacht; solche Redewendungen kann man hören, wenn der betreffende Sprechende eigentlich sagen sollte: es ist sehr traurig, es war sehr schwer; wir haben viel gelacht. Und oft kann man beobachten, daß diese stark steigernden Ausdrücke auch gebraucht werden, wo der einfache Grundbegriff, der Positiv des Eigenschaftswortes, wie die Schulmeister sagen, genügt hätte. Es ist traurig; wir haben viel gelacht; das würde meistens ein entsprechender sprachlicher Ausdruck zur Darstellung der gemeinten Situation sein. Wozu die Übertreibungen?

Man mache es sich nur einmal klar, was das eigentlich heißt: wir haben entsetzlich viel gelacht, nämlich, wir haben soviel gelacht, daß ein Entsetzen uns über die Menge des Lachen gefaßt hat, um einzusehen, wie wenig angebracht dieser übertreibende Ausdruck im Verhältnis zu der auszusprechenden Situation ist. Es mag auch

1) Bei Björnson finde ich in seiner Erzählung „Mutters Hände" folgenden Passus: „Iwan, der Grausame, wie Tolstoi, sie sind beide von demselben Stamme, sind beide Gegensätze, die einander bedingen . . . . . Slavischer Drang zur Tyrannei, slavischer Drang zum Märtyrertum, leidenschaftliche Grenzenlosigkeit auf beiden Seiten; beide von demselben Volk, in denselben Verhältnissen geboren . . . ."

solche Situationen geben, wo ein solches Gelächter einen packt, daß man darüber entsetzt ist, soviel lachen zu müssen, aber was für Situationen mögen das sein und wie oft im Leben mag man solche Situationen erleben? Und wie oft rechtfertigen die Situationen, in denen man lacht, diesen oder einen ähnlichen Ausdruck?

Nun sind die eben angeführten Worte nicht die einzigen, die übertreibend angewendet werden. „Prachtvoll schön" hört man oft sagen. Der Begriff schön sagt aber selbst schon so viel aus; er ist dem Sinn nach selbst eine Art Superlativ; wie weniges in der Welt gibt es, das restlos die Bezeichnung schön verdient. Schön, daß es eine Pracht ist — welch geschmacklose Übertreibung. Das peinlichste aber aller dieser falsch angewendeten Übertreibungswörter ist das Wort blöd. Es ist wirklich staunenswürdig — und dieser superlativische Ausdruck ist nun einmal keine Übertreibung — was alles in unseren Gesellschaftsgesprächen mit dem Wort blöd — im Hermanstädter Dialekt „bleed" ausgesprochen — bezeichnet wird. Das Wort blöde sagt aus, daß einer nicht denken und wollen kann, daß ihm das fehlt, was den Menschen zum Menschen macht, es bezeichnet das Traurigste, was ein Mensch sein kann. Wenn man aber jedesmal eine Kanone abfeuern wollte, sooft in Hermannstadt das Wort blöd ausgesprochen wird, es würde ein Trommelfeuer zu Stande kommen.

Man kann mit Recht fragen: Wozu diese Übertreibungen, die zugleich Fälschungen der Wirklichkeit sind? Wie mag es in der Seele der Leute aussehn, die genötigt sind, die Dinge und Geschehnisse, die sie aussprechen wollen, um einige, um viele Grade stärker sprachlich auszudrücken, als es notwendig wäre? Erleben etwa diese Menschen die Dinge und Geschehnisse in einer Weise, die ihren Sprachgebrauch rechtfertigt? Oder erleben sie sie so, wie jeder normale Mensch sie erlebt, und nur ihre Sprechweise stimmt mit ihren Erlebnissen in der Dynamik der Ausdrucksweise nicht überein? Auf jeden Fall wäre es ein Mangel an Wirklichkeitssinn. Aber der zweite Fall wäre doch noch der wünschenswertere; denn was wären sie im ersten Fall?

Mangel an Wirklichkeitssinn zeigt jeder Verbildete, namentlich jener Verbildete, der einige oder auch viele Glocken hat läuten hören, aber alle zusammen zu hören, ist ihm nicht gegeben; ebenso auch der geborene Romantiker das Wort in dem Sinne gebraucht, wie Goethe es im Gegensatz zu klassisch gebrauchte; romantisch ist krank, klassisch ist gesund — so sagte er einmal zu Eckermann; Mangel an Wirklichkeitssinn zeigt auch der Hysteriker, der lügt ohne zu wissen, daß er lügt, ebenso wie der Psychopath, der die Wirklichkeit anders erlebt als der normale Durchschnittsmensch. Neulich sagte jemand: Hermannstadt ist jetzt unter den sächsischen Städten die kranke Stadt; vorausgesetzt, daß er Recht hatte, solches zu sagen, wäre dann die Sucht der Hermannstädter hauptsächlich in Übertreibungen zu reden, ein Sympton jener Krankheit? Und welches wäre diese Krankheit?

* * *

Es ist Gebrauch bei uns in Hermannstadt geworden, einen jeden, der auf irgendeinem Podium auf irgendeine Weise Töne erzeugt, einen Künstler, respektive eine Künstlerin zu nennen; ebenso ist jeder, der mit einem Pinsel auf einer Leinwand Farbflecke nebeneinander setzt, ein Künstler, oder eine Künstlerin; ebenso wird jeder, der auf sonst einem Gebiete künstlerischer Betätigung in die Öffentlichkeit tritt, mit diesen Namen belegt. Sogar die Urheberinnen der hübschen Handarbeiten. die in den Weihnachtsausstellungen des Sebastian Hannvereines zu sehen sind, werden gelegentlich in Besprechungen Künstlerinnen genannt. Ist das in anderen sächsischen Städten auch so?

Es scheint, daß der Geist der Übertreibung einen Begriff und ein Wort aus Hermannstadt vertrieben hat, den Begriff und das Wort Dilettant. Denn tatsächlich ist doch neun Zehntel von all dem einheimischen Erzeugnis, das bei uns unter der Flagge der Kunst geht, Dilettantenwerk. Aber warum wird nun Dilettantenwerk Kunstwerk genannt? Es ist mitunter komisch anzusehen, wie der zu reichlich gespendete Titel Künstler den einen oder anderen unserer Dilettanten verführt, sich nun als Künstler zu fühlen und zu gerieren. Vielleicht ist es notwendig festzustellen, in welchem Sinn hier die beiden Worte Künstler und Dilettant gebraucht werden. Der gewöhnliche Sprachgebrauch verbindet die Worte nicht mit einem eindeutigen Inhalt. Ein Dilettant, der, wie der italienische Wortsinn besagt, zu seiner Ergötzung sich auch mit Kunst befaßt, kann ja auch wirkliche Kunstwerke schaffen, also ein Künstler sein. Wiederum ein Künstler, der als Lebensberuf Kunstausübung betreibt, kann auch ein blutiger Dilettant sein, falls seine Leistungen den Forderungen nicht entsprechen, die man an ein Kunstwerk stellen darf. Vielleicht sollte man die Begriffe Liebhaberei und Beruf besser nicht mit Künstler und Dilettant verquicken, sondern den einen Künstler nennen, der erstens die technischen Mittel zur Hervorbringung des Kunstwerkes meisterhaft beherrscht, und zweitens die geistige Verfassung besitzt, dem Kunstwerk den der meisterhaften Form entsprechenden meisterhaft konzipierten Inhalt zu geben. Alles was diesen beiden Forderungen nicht entspricht, wäre als Dilettantismus zu bezeichnen. Denkt man diese Gedanken zu Ende, so ergibt sich, daß der Name Künstler recht wenigen vorbehalten bliebe; wenn Oswald Spengler Recht hat, würde ihn seit geraumer Zeit überhaupt keiner mehr verdienen; aber vielleicht wäre es so richtig, der Würde der Kunst entsprechend. Man tut der Kunst einen üblen Dienst, wenn man jede Produktion, jedes Machwerk, jeden Dilettantismus als Kunst bezeichnet. Täte uns vielleicht auch auf diesem Gebiet mehr Wirklichkeitssinn not?

* * *

Ein Begriff, mit dem man sich ein wenig beschäftigt, drängt sich einem auf, wird impertinent, indem er uns zwingt, alles durch seine Linse zu sehen. So geht es auch mit dem Begriff Übertreibung. Plötzlich an allen Ecken und Enden unseres sächsischen Lebens taucht er auf; zeigt sich uns in einer Menge von Dingen und Geschehnissen. Da ist die sächsische Volkshochschule — irgendwo in Heltau oder Schirkanyen. Was ist es doch eine Übertreibung für den, der weiß, was die Volkshochschule seit Jahrzehnten in Dänemark ist und in den letzten Jahren in Deutschland zu werden verspricht, wenn man eine Art Fortbildungskurs mit dem wissenschaftlichen Betrieb eines Untergymnasiums, der irgendwo auf einem Pfarrhof mit 8—12 Bauernjungen abgehalten wird, eine Volkshochschule heißt! Da ist das, was die sächsische Jugendbewegung geheißen wird. Was ist doch der Name für eine Übertreibung für den, der weiß, was in Deutschland Jugendbewegung genannt wird. Dort draußen eine, der eigensten Initiative der Jungen selbst entsprungene Bewegung, die ihrem Kern eine großartige Revolte und Opposition der Jugend gegen die herrschende Kultur, eine führerlose Selbstbefreiung der Jugend von etwas, das instinktiv als feindlich und erstickend empfunden wird; hier bei uns eine Bewegung von ein paar Führern, die der Jugend nicht mehr angehören, gemacht, um unsere Jugend fest in unsere bestehende Kultur einzukitten, eine Bewegung, an der die Jugend nur passiv teilnimmt, indem sie bald an diesem, bald an jenem Ort versammelt wird, wo man sie Lieder singen, tanzen und sich vergnügen läßt, nachdem man ihr in schönen Reden gesagt, wie sie zu sein und nicht zu sein habe. An und für sich etwas Gutes und Nützliches, falls bei der Einkittung etwas heraus kommt und das Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt wird.

Aber warum die irreführende Übertreibung in der Etikette? Da ist unser Mittelschulwesen! 240.000 Menschen und 8 ganze und 2 halbe Mittelschulen! Welche Übertreibung der intellektuellen Bildung! Ein bißchen Wirklichkeitssinn würde uns sagen, daß in Zukunft uns nur ein blühender Handels- und Gewerbestand sowie ein starker Bauernstand erhalten können, falls eine übergroße Macht nicht auch die zerreibt, aber ganz gewiß nicht das intellektuelle Proletariat, das wir an unseren Mittelschulen großziehn. Da ist unsere offizielle Politik; da ist das „Kulturamt"; da ist der heilige Zustand unserer Kirchen — — aber es ist besser, jedem einzelnen zu überlassen, es nachzufühlen, wo da überall die Übertreibung und der Mangel an Wirklichkeitssinn steckt.

Aber indem der Begriff Übertreibuug zwingt, seinen Spuren überallhin zu folgen, ihn überall, wo er sein unheilvolles Wesen treibt, aufzuspüren, wird plötzlich klar, warum die Übertreibung eine solche Macht besitzt. Nicht der Mangel an Wirklichkeitssinn läßt sie so wuchern; es liegt in der Übertreibung selbst eine gewisse berauschende, betörende Macht. Die berauschende Macht der klingenden Worte; die berauschende Macht der großen Geste — das ist's, was heute die Haupttriebfedern des öffentlichen sächsischen Lebens sind. Vor sehr vielen Jahren hat man einmal die Sachsen **prudentes ac circumspecti** geheißen. Dasheißt in sinngemäßer Verdeutschung: kluge Wirklichkeitsmenschen. Heute, was sind sie?

M. Fuß

# Mitteilungen der Schriftleitung

Vor Weihnachten erscheint in unserem Verlage ein neues Buch: Kronstadt, geschildert von Heinrich Zillich, mit Zeichnungen von Fritz Kimm. Ausstattung von Hermann Lani.

*

In Vorbereitung: Eine Mappe mit Original-Photographien von den Apostelfiguren an der Schwarzen Kirche in Kronstadt. Mit einem Vorwort von Dr. Hans Wühr.

*

**Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle in Kronstadt:**

Im November: Geigenkonzert; Rosica Stern.
Ausstellung: Tibor Ernö.
Ausstellung: Fritz Kimm.
Im Dezember: Kammermusikabend Waldbauer-Kerpely.
Klingsor-Weihnachtsausstellung für Kunst und Kunstgewerbe.

*

Alle Kunstgewerbler, die sich an drei, in verschiedenen Städten gleichzeitig stattfindenden, Weihnachtsausstellungen beteiligen wollen, werden ersucht, sogleich an unsere Geschäftsstelle zu schreiben.

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt bei Reissenberger & Co., Mediasch

# Klingsor

Siebenbürgische Zeitschrift

1. Jahr | Dezember 1924 | Heft 9

## Neue Psalmen

Von Hermann Klöß

I.

Aus Kampf mit Lichtspeer, Glutschwert,
hinter fluchtgelöst abstürmender Nebel
zerschelltem Nachtroß
rückst du auf, Sonne; Siegshalloh, Huldigungsschrein
vom Tanngezweig, meines Walds Kehle,
dir zu, Zapfenfallen auf nadelgehäuftes Erdreich
wie Trommelgeklinge.

Mir zuckt in's Knie Demutszwang:
nicht stolz mehr, kreuzsteif mitschreiten
in Hochmuts- Reih und Glied der Ichbesessenen,
Sterne zertretend, Weltweite engend;
nicht hocken, breitgesäßig, in Lehnbänken
als Ratsherr, Pfaff, Arzt, Lebensklügler,
der Unheil aufrührt statt Friedegeister,
gottscheu' Volk —
sondern hinsinken wie der Tannenzapfen
aus höchstem Astwerk, Brüderkranz,
grüner Wipfel Lichtschaukel
ins Moos, rufen, alle Lieder aussingen,
daß sich's in's Waldständchen fein fügt,
früh heut beim Geigenmitjauchzen.

So siehst du mich knien,
Arme um die Wette gerückt mit dem Baumgeäst,
gleich ihm Erdgewächs, himmelüberdacht,
aus Nebelflucht in's Blau klar greifend
mit Betergeste, der allein ewigen,
zum Sonnenrand.

## II.

Trab dumpfer Schritte vom Waldhang. Ich schau'
Stämme kreuz-quer; wie Spechtflug
huscht mein Blick, Zweige streifend,
um Astwinkel, Felsecke
Schluchten hinab, tagentlegene . . .
Wer kommt, sucht mich?

Bote aus Stadt-Marktgetriebe
hastet herwärts, Rockschöße gebauscht,
mit hartgestopfter Ledertasche die Baumrinde schürfend,
Reisig knickt wie von Holzsammlerschar
sein wüst — rauh Getrete — :
Leis' doch, mehr Andacht, Scheu
vor des Walds Heimlichkeiten,
Abendlichtnetz, durch's Gehölz gespannt
goldmaschig, meine Seele drein verfangen!
Siehst nicht, wie sich Hirsch, Eber
hufeumwickelt, gedämpften Laufs
nur traut in's Dickicht hier, Sonne gestreckt liegt
zwischen die Stämme, langbeinig, vor dem Einschlafen
wie ein wegruhender Ritter,
in's Erdmoos gelagertes Stück Himmel,
Welteinklang;
niemand stört, scheucht's auf; rehleicht schreiten wir
gottsüchtig Waldvolk?!

Doch er, botengeschäftig, breitet aus
seinen Ledertascheninhalt, Briefe, Gesetze, Kaufanbote,
eintaggeborene, Menschenhirnwust vor uns,
Lärm des Stadt-Marktgetriebes in die Busch und Baumstille,
Blätterflüstern, Waldatemwehn:
Siehst nicht, wie Moosschatten und Sonnenlichtströme,
Gestrüppwirrwarr, Wipfelklarheit
der Erde Kleid weben, — Spechtflug, meiner Seele Traumverfangenheit,
Hirschbrunst, Eberwutdrang, dein Schritt
Schöpfergeheiß ist, Weltbefehl?! . . .
Horch ihm, ohrengespitzt wie's Häschen!

# Det Kulturfliten

En Satir vum Schuster Duß

Der Max wōr det jängst vuëlwiërtig Mätgläd än der Gräsereſcher Famīli. Zwor net vu Geburt eos, awer durch Froinjder, ägebädän, wä em dät hīßt. Hië hat dem Gräſer Hedwig ſchiun als Chlamydat de Kur gemächt. Awer nemeſt än der gänzer Stadt hat dea dru geducht, dat et emōl ernſt werde wed mät diën zwännen. At eos eſi er äflaßrecher Famīli und hië en eosgeſprōchä Näſtnätz, vuël Heangdsmäcken, dem em aſt Hīſt hät ſchwiëre kennen, dat näckeſt äm Liëwen äſt Manierlichet eos em werde wed. Schiu wä e de Matura mächt, eſi weangdert ſich de gänz Stadt iwer dät Konſtſtäck. Awer e geriwä Kärl wōr hië uch dea ſchiu gewiëſt und eſi hat e de Matura, e waßt ſealweſt net wä, gemächt. Drō wōr e af de Univerſität geziugen. Dō hat e jo uch näſt gedōhn und käm ōhne en Präfung ſchleßlich wedder hīmen.

Es hīſchen Däges hiurt em nor īſt, e hät ſich mät ſenjer Chlamydategonſt verliuwt. Alles weangdert ſich, awer hië hat et zewiëch bruëcht, denn hië waßt, än diër Famīli wōren de Schwijerſinn gor geat afgehuëwen. Und wonn ald är vun en uch ſealweſt net vil bezuelden, de Gräſern ſorchten ſchiun derfiur, dat är Ugehīrijen äſt gälden än der Stadt. Sä wōren iweräl än der gehīrijer Unzuël vertriëden. Und mät Schwējern, Onkeln, Gējevätern uch Vettern hade ſe uch eſizeſōhn de Majorität än alle mōßgiëwende Körperſchuften. Am Presbyterium, äm Krīseosſchaß, än der Kommunitēt uch wä des kirchlich, politeſch uch ſtiëteſch Arichtunge ſonſt alle hīßen.

Doch nōch näckeſt wōr et en eſi ſchwēr worden, en ugemiëßä Steall fiur en Famīliëmätgläd ze erwäſche wä bäm Max. Awer et wōr jo uch niche Spaß, än īreſt eangder ze bekun, dänn hië wōr ījentlich af der Härrgottswealt zea näſt. Alles, wat hië verſteand, wōr, dat e flīte keangt. Awer dät keangt e eoßem Awäff. Eſi hīſch, dat de Leſt oft eangder ſenjem Fenſter ſtōh bliwen und em zeahiurden, wonn e eos leokter lonker Well det Mell späß mächt und äſt flīt.

Der Gräſereſch Famīliërōt hat ſich uch ſchiun oft det Hīſt drif zebrōchen, wat em mät dem Max uſē fīl. Et wōr wirklich niche Spaß. Awer ſchleßlich, wo ſä näſt eos em häde mäche kennen, wie der Tēwel hät dät Konſtſtäck färtig broïnje ſellen?

Dät hat ſich jo uch der Max ä ſenjer Schlāhīt geducht, wä e äm det Gräſer Hedwig gefroat hat. Schleßlich wōre jo de Zejden der Qualifikatione verbä und em keangd jo en jeden Däch fähn, wä

Lejt viurwärts uch afenzea kåmen, vun diënen em ſich et näckeſt hät drīme loſſen. Aſt allerdängs verſteand jo uch vun diënen e jeder, mehr nor mät Valuten uch Devīſen ze horrlen. Awer der Max wōr net emōl zea dem.

Eſi haden de Gräſereſchen en ſchwēre Ständ mät äm. Am eſi en ſchwereren, well ſe de Lejt bä allen ären Tōten glīwe måche wūlen, ſe dēde ſe eos purſtem Idealismus. Dåt genj eſi färr, dat ſe ſich dåt alldīſt ſeallweſt ze glīwen uſengen. Zem Bäſpeall uch dat ſe än allen äflasreche Stealle ſäßen und änjde mīh diër än är Hoïnjd ze broïnje ſeakten, dēde ſe net äm ſech, ſeangdern nor eos allgemīnem Intereſſe äm är geläft Sackſeoulk. Und et wōr wirklich gruedzea ſchiu rährend, wat ſä bäs eßt alles un nationalen Opfern bruecht hadden.

Ener vun e wōr net ſedder longhärr Stadtfarr worden. Nor well e ſich beroffe fealt derzea und well e ducht, hië wed elīn det kirchlich Liëwen än der Stadt, dåt, wä iwerål uch hä, ſtark zeräckgegonge wōr, wedder af de Hīh broïnje kennen. Uch ſe Schwōger, diede Krīseosſchaßobmann wōr, wōr derſealwer Mihnung gewiëſt und hat et uch ſenjerzejt uch äm Interäß der Kirchengemīn uch der ſackſeſcher Bevīlkerung äm Jurtseosſchaß grued ereosgeſōt. E bedeort jo ſenje Schwōger derbä ferchterlich, awer wat ſūl e, det Opfer moßt halt bruecht werden. Und wirklich, wä hīſch uch friddlich hät die ä Beleſchderf doch net liëwe kennen, uſtatt nea Stadtfarr ze werden und eſeffelt Arjernes af ſich ze niën. Awer et wōr Famīlientradition, viur ſchwēren Opfern äm Interäß des Sackſentums net zeräckzeſchräcken. Und dåt Bewaßtſe leß en uch det leichter drōhn.

Der Schwōger, wä geſōt, wōr Krīseosſchaßobmann. Uch hië hat jo det ſchwēr Amt nor eos rīnſter nationaler Begīſterung iwerniun und hat ſich jo bä der Wuel wirklich wä e kronk Rueß bidde loſſen. Awer ſchleßlich wat ſūl e måchen. Emeſt moßt jo uch des eandonkber Beſchiëftijung iwerniën und ſich ſiur't Vulk opfern. Und wirklich det Amt nåm em ferchterlich vil Zejt ewēch. Viur allen Dängen uch durch dåt, dat ſenj ärztlich Praxis af den ämloaännen Gemīnen koloſſal ſtark gewueße wōr. Iwerål ruf em en. Eſi dat e de Arbet allkomm nōch bewealtige keangt. En jēden Dåch ſäß e affem Wuegen und karlīzt eräm und keangt ſich allkomm mīh nō ſenje Känjde ſähn. Awer uch hië dreach det alles äm Bewaßtſen, et geng jo fiurt Sackſeoulk.

Und uch der Karli eos der Prima, der Geang vum åndere Schwōger, diede Borjermīſter wōr, hat ſchiun eſi e ſtark National-

bewaßtsen, dat e sich alldīst opfert und statt än de Schiul Fußball spille geng, well e doch waßt, dat det Sacksevulk viur allen Dängen uch körperlich af der Hīh se meßt.

Mät enem Wiurt, de Opferfroadeget än der Famīli wōr net klīn.

Cha awer bä dem Max steand de Sach doch e kitzke kriddlich. Hië keangt halt näst åndert wä slīten. Und wä em nea eos dem de nīdich Greangdluech zea er Usteallung odder sonst em Verdänst schaffe sūl, wōr wirklich e kitzke schwer. Awer wat lett sich schleßlich net alles eangder dem Titel Opfer, Vulksbegläckung, national Erfordernes uch esi wejter eangderbrōnjen. Villicht, ducht sich der Gräseresch Famīliērōt, let sich uch eoßem Flīten äst måchen. Waräm net?

Natürlich moßt em de Geschicht jo e kitzke vu lonker Händ viurberīden. Dåt geschåch än irscht af dä Uert, dat der Max zea bestämmden Zejden, wonn de Lejt eos der Kirch odder vum Frähschoppen kåmen, viur dem ōfäne Fenster senj hescht Stäckelcher slīte moßt. Mät uch ohne Klavierbeglīdung.

Drō hat e emōl än er Viursteallung vum Fräevrīn, än dem senj Schwijermotter Viurstoherä wōr, det Līd un den Owendstärn esi weangderbor geslīt, dat de Lejt gemeackst hade wä de Känjd und hië nōch vär odder soaf Sachen hat zeagië messen.

Spēter märkt em nor af īst, dat vun Zejt ze Zejt än de sackseschen Zejdungen Artikel iwer det Flīte kåmen. An irscht eangderm Sträch, nor wä zer Eangerhåldung. Schleßlich bekåme se awer änjden en ernsteren Usträch, bäs dat un em hīschen Dåch e lonk uch brīt Lītartikel den hiue Kulturwiërt des Flītens behåndelt. Der Gedonke word un alle Bärdäsche besprōchen, en Zīchen, dat em äm de Sach nemi eräm keangt.

Und schleßlich steand se nor af īst uch af der Dågesiurnung vum Krīseosschaß. De Sätzung, än diër de Ugeliëjenhīt zer Verhåndlung kåm, wōr wä nor sealde beseackt. Esi eagesēhr, wä dea em de Viurschlåch fiur de Stadtfarrwuel hat måche sellen. De Frōch interessiert zwēwellius eagehēr. Und beseangders vum Länd wōre vil Gebeore kun. Der Obmann hat jo net ämsonst esi en griuß Praxis. Af der Dågesiurnung steand än Ubetruecht ärer Wichteget nor des īnzich Frōch des Kulturflītens. Der Obmann begroßt de Erschinännen, bedonkt sich, dat de mīsten et net geschoat häden, esi en färre Wiëch af sich ze niën, awer et wēr em en Zīchen derfiur, dat eas Vulk äm Interäß senjer Kultur ze den greßten Opfern berīt wēr. Drō sōt e eagesēr det foljän:

Iwer de Musik als Kulturfaktor äs sich jo zem Gläck hejtzeduech alles äm klören. Beseangders der Wiërt der Instrumentalmusik äs net zem eangderschäzen. Git et awer — esi frögcht e de Versummlung — en ïfacher uch beallijer Instrument wä de Läffzen, wonn em e klï Lëchelchen dreos mächt? Und wä kå glatt uch der Gebeor sich eavergiëßlich Steangde mächen, wonn hië zem Bäspeall haïnjderm Pleach gïht und flït senjen Jußen: Nun sei bedankt, mein lieber Schwan, odder wonn e de Peronosporaspräßz affem Räck drïht und kån af den Tackt vun em Chopinesche Walzer de Blöstïn af de Wëmere spräßzen? Un desen uch noch villen åndere Bäspealle word der eanermiëßlich Wiërt des Flïtens bewisen. Allerdängs net Shymmi- uch Foxtrottmelodiën — söt e — seangdern gedïjä klassesch Sache meßzte gesflït werden. Zem Gläck wër uch der Herr Rehner zeaseallich uwiësend, die wed de Fränjtleget hun und ziejen, wä det Flïte wirklich eabegränzt silesch uch moralesch Wiërt hät und Stämmungen eoslïse känt, wä nichen Instrument af deser Jërd. Viureosgesaßzt, dat em et verständ.

„Hïrt, hïrt!“, krisch der Borjemïster, und uch eos den åndern Älkern, duer sich de Fränjdschuft verdïlt hat, hiurt em: „Hïre mer den Herr Rehner!“ krëschen. Und der Max stält sich af und flït. An irscht flït e: Af deser Jërd dö äs e Lånd. Wïch uch zuert wä nichen Stämm oder Gech — nemel mät der G-Sït — ereosbroïnje kån. De Lejt klatschte wä besiëßzen. Drö flït e en Andante eos em Beethoveneschen Quartett. Derbä zeflussen de Lejt scher viur Rährung Und de mïste söden, esi äst häde se än ärem Liëwen nöch näckest gehiurt. Dåt wör jo wirklich wohr. Und wä e drö zem Schlaß mät er eabeschrëflicher Wucht usenj: Mer wealle blëwe, wat mer senj, heaf sich esi e Sturm vu Begïsterung, dat der Obmann senj Niut hat, de Rea wedder hiërzesteallen, wat em jo iwrijens äm Stealle sihr ä senje Krom paßzt. Denn e lëchelt steall iwer den Heangdszånt.

Endlich söt e: „Menj Herren! Se hun nea gehiurt, wat et äm't Flïten äs. Urtïle se sealwest iwer senje Kulturwiërt!“

Eeagesëhr 15 Riëdner mälde sich zem Wiurt — et sïl net vil ämränk geriëd werden wä dåt jo än esi er griußer Versummlung oft gïht, hat der Obmann sich se schiun äm viureos eosgeseackt und gebädden, sich än der Fröch ze ëßzern; hië waßzt jo wiën — und alle, wä et jo viureoszesäh wör, träte fiur de Idee wuerem än.

Schleßzlich zuch des Max senjer ï Vetter eos der siwenter Soppschässel e Papër eoßzem Schäpp und stält de soljännen Undräch:

„Nōdem de Versummlung ägesähn huët, wat det Flīten fiur de sackseſch Kultur bedejt, esi sål de Līdung des Krīseosschasses en Organisation schaffen, dä de Asgōf hu sål, det Flīten äm gånzen Krīs und wo mējlich äm gånze Sackselånd ze fliëjen und alles ze dean, dat et zea dem wid, wat et werde kån uch meß, zea em fiëſten eanerschedderliche Bollwerk sackseſcher Kultur und dermät eases sackseſchen Vulkes!“

Det Gekrēſch uch det Geklatſch nåm niche mī Oïnjd und der Obmann schmunzelt wedder iwer den Heangdszånd und sōt: „Eoßem griuße Bäfall schleßen ich, dat de Versummlung den Undråch ïstämmich unnit.“

Wedder krisch alles Heil, Hoch uch Bravo und klatſcht wä beſiëßen.

Af dåt lues bedonkt ſich der Viursätzer fiur det wuerem Interäß, dåt de Versummlung uch deſer vīlkeſcher Frōch entkē bruecht hät und schluß se mät dem Bewaßtſen, dat der Famīli båld en noa Opfer bläe wed äm Dänſt des griuße Gånzen, des sackseſche Vulkes!

De Lejt awer genjen nōdinklich eosenånder und nōch long såch em se af der Gaß mät spätze Mellern erämergōhn und hiurt, wä der īn uch der ånder sōt: „Et äs ïjentlich net esi en isach Sach, det Flīten!“

* * *

De Idee word hähär ämen vu viur uch haïnjde besprochen. Iweråł, wō är zwīn ſich träfen. Uch de Fräeverīnijung måcht ſich de Sach ze ïjen und fordert uch äre beschīdänen Undīl un deſer vīlkeſcher Arbet. De Zejdungen wōre vuel dermät, esiguer än der jurīdeſcher Rondſchā vum Dåchbliëd word de Idee vun enem easer irschte Riëchtsgelīhrde lonkmächtich behåndelt.

Det Büro vum Krīseosschaß awer gåf de Gedonken, wel hië ä Stadt uch Lånd fiur esi eoßeriurendlich wichtich gehälde word, un de griuße Vulksrōt uef. Die ſil de niedich Organisation schaffen und af det gånz Sackselånd eosdiënen.

Det irscht, wat der Vulksrōt dēt, wōr, dat e en Enquette zeſummenberuf und de Sach dō zer Sprōch bruecht. Awer uch hä geng ſä mät er ähnlicher Begīßterung durch, wä ſenjerzejt äm Krīseosschaß, wat jo net ſihr weangderlich wōr, nōdem de Gräſern iwer det gånz Sackſenlånd än der nīdijer Unzuël verzärrelt wōren. Esi kåm et, dat de Enquette schiun än ärer irschter Sätzung de Realisierung der Idee als de Wänjſch des sackseſche Vulkes eosſprēche keangd. Et word e ſoaſgläddérich Eosschaß ägeſatzt, die de Sach

nōch äm lufäne Johr verwirkliche ſīl. Und īſtämmich worden deſer Kommiſion de ſoljä Richtpunkt fiur är Zedea gegiën:

1.) En griuß Propagandatēteget ſål äſäzen. Fleachſchräften, Broſchüren uch Zejdungsartikel — beſeangders uch än de Länd=wirtſchuftliche Bläddern — ſellen de Idee populär mächen.

2.) Et ſelle Lejt ugeſtält werden, dä de Gebeoren än der Konſt des klaſſeſche Flītens eangderrichte ſellen.

3.) Am awer de nīdich Kriëſt derzea eruner ze belden, ſål än Härmeſtadt e Konſervatorium fiur Flītkonſt gebāt werden. Eſi wä ſi — word geſōt — meßt em eas Schiulen ueſ= uch ämbän, dat ſe mīh de Bederfneſſen des wirkliche Liëwens Rechnung dräjen. Dä elend 25 Millionen, dä des Hiuſchiul koſte wed, wed doch det Sackſevulk afbroïnje kennen. Nōch näckeſt hät ſenj Opferwealleget verſōt, wonn et wirklich äm hiu uch hellich Sache gegonge wēr.

Uch detmol ſteanden de Lejt nōch ſteangdelong klimpchewēs än den Gaſſen und beſprächen den Fall.

Und ener ſōt: „Em breocht nor e Jōhr long näſt ze ſoffen und de Fenneng ſen zeſummen!“

Am nechſte Fräjohr ſenj em un ze bän und båld wōr de noa ſackſeſch Konſtflītakademie uch ferlich. Vu 75 Bewärwern word der Max zem Direktor gewiëlt und bekåm 370.000 Lei aft Johr. Schiler hat e uch änjden, mehr nor en zwīn. Und båld flīten de Gebeoren haïnjderem Pleach uch bäm Waïnjertſpräßen, dat de Lerchen uch Lēſtern ſich nor eſi ämdrehden und net waßten, wä de Lejt nor af īſt Vijjelcher worde wōren.

Līder gåw et awer uch etzt nōch är, däde Naturflīter bliwe wōren. Awer de åndern ſågen nor eſi af ſe eruef und frōgte gänz bedeorlich, wo ſe eſolär hiurden: „Wat flīt Ir denn dō?“

„Mir,“ ſōt drō alld ener, „mir flīten af Ire Schwindel!“

Und em ſprächt, dåt wēren net de Tummſte gewiëſt.

* * *

Der Max awer kåm båld draff än Ubetruecht ſenjer griußer Verdänſt äm't Sackſevulk än't Ländeskonſiſtorium. Und hië dreach uch d e t Opfer ſteall uch beſchīden, wä et bä de Gräſere vu jehiër Sitt uch Breoch wōr.

# Wie Bomberg dem Hochmut des Adels eine Lektion gab

Von Josef Winckler

Im westfälischen Landtage hielt Harkort eine seiner großen Volksreden wider die Vorrechte des Adels. Der Graf Golen antwortete gereizt. Besonders eine Stelle seiner Rede erregte bösen Tumult, der berüchtigte Passus: „Der westfälische Adel steigt nicht ins Volk hinab!"

Am folgenden Morgen hielt, in sechsspänniger großer Gala mit wehenden Federbüschen herangaloppierend, in funkelndem Silbergeschirr der Landauer des Barons vor dem Friseurladen der Hauptstraße. Er selber kutschierte in dottergelben Glacés hoch oben auf dem Bock an der Seite des Grooms. Dieser sprang ab und holte den Barbier. Schon sammelten sich Neugierige. Nach kurzem Wortwechsel erschien auch der Barbier mit einem Lehrjungen, der Seifenbecken und Pinsel feierlich dem Meister vorantrug und sich unten neben das Gefährt postierte. Der Meister aber kletterte mit einem mühsamen Schwung über das Trittbrett und stand bald droben breitbeinig auf der Deichsel vor dem Baron, der mit verschränkten Armen thronte. Und unten schlug der Junge Schaum mit dem Quast, den er mit tiefem Bückling dem Meister emporreichte. Dieser verneigte sich seinerseits droben vor dem Baron und begann ihm auf dem Bock das Kinn zu bepinseln. Alle Fenster und Türen öffneten sich, Kopf an Kopf wuchs die Zuschauermenge, und unter deren gepfefferter Heiterkeit ward in erhabener Position der Baron hoch hoben auf dem Bock, steif wie eine Pagode, vom Meister flockenwirbelnd eingeseift und kunstgerecht rasiert. Worauf der Rasierte lässig zwei Goldstücke aus spitzen Fingern in die ausgebreitete Schürze des Lehrlings hinabfallen ließ.

Doch Dachs ergriff nun ein mächtiges Krummhorn und stieß schmetternd Tusch. Dann wandte er sich zu den Zuschauern mit feierlich schallender Stimme: „Der westfälische Adel steigt nicht ins Volk hinab!" Knatternd sauste die Equipage aus einer Woge von Gelächter davon.

# Weisheit und Tat

## Eine nachdenkliche Geschichte

Von Arthur Wildebrandt

Wer sich kraftvoll beherrscht, beherrscht das Leben und wer das Leben mit starker Hand ergreift, bleibt Sieger.

Einst fuhr die Weisheit und die Tat zu Schiff in ein fernes Land; sie wollten nach Abenteuern jagen und die Welt erforschen. Dabei kamen

sie zu wilden Völkern, Zauberern und Zwergen. Und wenn die Tat kämpfte und siegte, saß die Weisheit und sann, warum es so und nicht anders sein könnte. Zuletzt gelangten sie hoch im Norden zu einem Magnetberg, der das Schiff mit aller Gewalt an sich zog, bis alle Eisenteile krachend sich loslösten und dem Berge zuflogen. Die Tat packte die Weisheit und schwamm mit ihr ans Land; während die Weisheit sich bemühte, die Ursache des Schiffbruches zu erklären. Als sie das Land erreichten, waren ihre Gefährten alle ertrunken und sie fragten sich, auf welche Weise sie sich nun selbst retten könnten. Die Weisheit dachte lange nach und erklärte: „Es gibt keine Rettung; dieser Magnetberg hält fest, was er einmal hat. Er läßt uns nicht wieder los."

Die Tat aber rief: „Dort liegen Hölzer am Ufer, komm, laß uns alles Eisen, das wir noch an uns haben, fortwerfen und ein Floß bauen. Auf dem rudern wir, was unsere Kräfte hergeben, nach jener Insel, die dort fern am Horizont zu sehen ist."

Die Weisheit hüllte sich fester in ihr Kleid und sagte: „Du Tor, was nützt unser Mühen! Weißt du denn nicht, daß unser Blut Eisen enthält? Dein ganzes Herz und Hirn ist dem Magnet verfallen. Er verspottet uns und läßt uns elend umkommen. Wir können nichts dagegen tun."

Die Tat aber bäumte sich gegen diese Worte auf und rief, Stärke und Zorn in ihren Adern fühlend, aus: „Will uns auch der Magnetberg das Leben rauben, so wollen wir unser Möglichstes dennoch tun und dem Stein zeigen, was ein starker Wille vermag! Ich mag nicht feige und verzagt untergehen!" Mit diesen Worten lief sie an den Strand, band Balken mit Stricken zusammen und hatte in wenigen Minuten ein starkes Floß fertig. „Komm", rief sie der Gefährtin zu, „komm mit mir"!

„Nein", erwiderte diese, „warum sollte ich mich wie eine Närrin quälen? Sei vernünftig und laß dein zweckloses Tun."

Allein die Tat ergriff das Steuer und kämpfte mit dem Blut in ihrem Herzen, das sie wirklich immer wieder zurück nach dem Berge zog. Endlich aber hatte die Kraft und der Wille alles überwunden; sie fühlte sich freier und leichter; das Floß schoß schneller dahin, bald lag jene Insel vor ihr.

Die Weisheit dagegen sah zu spät ein, daß ihr Denken sie betrogen hatte, sie blieb jammervoll an den Magnetberg gefesselt.

# Die neutrale Zone

Von Alfred Hermann

Es gehört Mut dazu, letzte Entschlossenheit der Seele: Gott zu suchen: den lebendigen Gott! Gott ist größte Bedrohung. Bedrohung unseres menschengemachten, satzungsmäßig umhegten Lebens, denn Gott reißt heraus aus der Diesseits-Verankerung und Versippung nach Geist und Fleisch. Gott suchen heißt auf den höchsten Gipfel steigen, in dünnster Luft atmen, Gott suchen heißt auch diesen letzten Erdstützpunkt von sich stoßen und den Fall oder Flug wagen ins Unermeßliche. Es geht um die letzte und einzige Wirklichkeit, um den Ernst des absoluten Wahrheitsbeweises durch geistiges Wagnis. Ist Gott-Gott oder ist Gott bloß Projektion menschlicher Psychose auf dem schwarzen Vorhang der Unendlichkeit?

Das Zahlen- und Raumgitter materiellen Weltbewußtseins knüpft schützend scheinbar seine Kausalitätsmaschen um die Lebensflammen des Menschenichs, in Lust und Leid gütig umgarnend das Selbst. Das Sinnenzeugnis leistet augenblicklich den Meineid letzter Wirklichkeit immer wieder der fragenden Seele. Den Meineid, der Sicherung gibt der Stetigkeit und Giltigkeit unseres So-seins als hinreichende Entschuldigung des Daseins. Diesem aber ist Gott Feind. Es wird Religion zum versteckten Kampf zwischen Mensch und Gott. Zwischen dem sterblichen Menschen, der um seine Sicherung und So-seinsgarantie bangt, und zwischen dem Gott, der keine andere Sicherung bietet als seine ganz andere Beschaffenheit, die unser So-sein in Frage stellt, zu absoluter Fraglichkeit stempelt.

Wer je solche Frageſetzung als Urteil erlebte, darf von Gott zeugen. Kein anderer unter uns Heutigen. Der bloßen Rede über Gott, des Ueberkommenen, Stammbaum-beglaubigten sind wir müde. Die Witterung zweckdienlicher Absicht degoutiert die Religion dem Zwielicht-Menschen an der Zeitenwende. Nicht durch Belehrung oder Leitung, nicht im Weihrauchdunst trügerischer Nervenschau oder im Steigen und Fallen der Flut und Ebbe menschlichen Gemütes: durch Ueberwältigung, durch herbe Wirklichkeit erobert sich Gott den Menschen. Wir aber richten Warnung und Wegtafel auf ums Reich Gottes, das doch mitten unter uns liegt als scheinbare Minderheit sprenkelnd die Landkarte des Menschenreichs. Sicher ist eben nur dies Eine: irgendwo und irgendwie muß notwendig Gott sein; daß wir mit ihm seien ist uns Not, wenn es Not ist. So schwillt Sehnsucht an in uns wie Frucht im Mutterleibe, wie Same in der Schote, drängend nach Geburt, drängend ans Licht. Dieser Griff der Geister in eine Welt

des Ungeistes ist erste Beglaubigung und Verheißung zugleich der Geburt des Gott-erschaffenen Menschen im Gegensatz zu dem sterblichen Fragment des Augenscheins.

Denn zwei Gotte und zwei Menschen sind, der zweite Mensch will Schöpfer sein des stets ersten und zeitgemäßen Gottes, der zeitgemäßen Welt. Im Opferdampf des Altars, im Gitterbau des Systems schafft er sich eine gefügige Gottheit, mit Willen, Gelübde und Ritus: Brot und Butter, Weib und Heim meinend. Als ewig Versprechender, ewig Wortbrüchiger, die Tragik hassend, die seinen Tod verkündet, zuckt er vor letztem Wagnis zurück. Vor dem Wagnis: Gott als einzig Seienden, als allgegenwärtige Wirklichkeit zu erkennen. Retten möchte dieser Mensch das Kleine und Provisorische, entschuldigend die Unzulänglichkeit des Allzumenschlichen. Gott aber, der Zeitlose, unbekannt dem Selbstmenschen, fordert sein Geschöpf zum Ich-Bekenntnis heraus. Der Mut Gottes ist das Kennzeichen seines Geschöpfes, den Sachverhalt umkehrend aus der Nachäffung zur Wirklichkeit, wo nur Gott gekannt wird in überschwänglicher Kühnheit. Dies Wagnis bindet Gott an Mensch und Mensch an Gott, so daß offenbar wird der Zwang der Umkehr, die Umschaltung des Bewußtseins vom Selbst zum Du, vom Schein zum Sein und Ebenbilde.

Durchdrungen vom Gefühle materieller, geschichtlicher Wichtigkeit sucht der Seelen-Bürger und -Bauer mit Gebet und Gebärde Schutz und Sicherung um sich loszukaufen von Gott, wie einst den Erbsohn aus des Kaisers Armen. Ists denn noch ernsthaftes Beginnen im Wirklichsten den Schein der Papierwährung geltend zu nehmen? So ist es geworden, daß kaum anders als augenzwinkernd Gottes gedacht wird; augenzwinkernd ob des unbewußten frommen Betruges an uns selbst.

So quillt Nebel um Nebel aus sterbendem, vereisendem Land vor die Sonne, so tritt Verein neben Verein als Rettungsmannschaft heran. Als ob unser Zutun es sein müßte, Totes zu beleben, wo nur Sonne sieghaft sein kann. Was getan und gesagt wird, zu Geltung und Kraft wird es nur durch die erkennende Rückstrahlung des lebendigen Gottes.

Es seufzt in den gesicherten Schritt des Wallspazierganges die unendliche Ferne. Durch jeden Zacken des Mauerkranzes, schmeicheln die landfremden, frischen Winde, haucht Odem durch Fenster und Gasse. Buch und Lied künden von der Wunderfahrt ins Seinland, Sage raunt in dunklem Bild von dem Einen, der wie Feuerschatten dahin rückt an grauen Gehirnmauern. Alle Stimmen der Tiefe drängen zum Wagnis: hinaus, hinaus ins umgebrochene Land. Vergeblich hebt nun der pausbäckige Verstand mahnend den Finger, warnend vor Wildnis, und Urge-

fahr: herdenbewacht lebe der Mensch, auf sicherer Straße ziehe er seine Bahn, gewohntes Geleise fährt sicher.

Gottsucher müssen entschlossenen Mutes sein. Des Mutes sich selbst und ihrem Fähnlein abzuschwören. Gottsucher müssen des Mutes sein, den Heerbann zu fliehen und in verpöntes Gebiet einbrechend sich wagen — wagen was denn? Ein Einziges: Wagen die Wirklichkeit lebendigen Gottes.

Einmal der Schritt getan aus dem Netz in die Freiheit, bricht der sagenvolle Schrecken der neutralen Zone zwischen Menschenland und Gottesland in Nichts zusammen, und Gottesreich ist inwendig in uns geworden. Im Grunde genommen sei unser ganzes Leben nur ein Lauschen auf die Frage Gottes nach dem Menschen, auf die Frage: wo finde ich den Menschen, der mir vertraut aus Erkenntnis und Wissen?

## Gesang an den Wind

Von Heinrich Zillich

Schwinge mir, Wind, das Haar, schwebenden Lüften zur Fahne,
wenn meine Stirne sich hebt, Bug, in das Meer deiner Welt!
Du, der Berge Gesang, surrendes Dach der Täler.
Du, der das Licht der Sterne leise im Abend schwenkt.
Du, dem die Wellen sich geben, Flötenspieler in Buchen.
Odem des Sommers, du Atem der Zeugung, Duften der Frucht!

Wenn aus der Nacht die Wolken schwer auf die Seen fallen,
bist du der Fährmann des Sturmes, bist du des Sturmes Gewicht.
Bäumt sich in Flammen die Weide, dem Blitze ein starkes Fanal,
reißt du aus ihrem Busen das Feuer und treibst es feldein.
Rufst den Schiffen im Meere, rufst im Walde dem Baum:
Segel und Eiland vergehe, Asche werde das Laub!
Doch im klärenden Morgen wehst du den Frieden heran,
neigst dich und drückst die Lippen auf den klaffenden Grund,
daß dein Atem sich mische mit Wasser und Erde und Samen.

In deinen Lungen nistet der Nebel, der silbern schleift.
Von deinen Schultern triefen die Regen, Hülle dem Land.
Traurigen Herbst und die Blätter treibst du zur Erde zurück,
schüttelst dein Haar auf die Täler, — da sinken die Flocken hinab.
Decke uns tief im Grabe, von dem du die Blumen verstreut,
mit Schnee oder Ähren; wir ruhen, Nahrung dem ewigen Sinn.

In deinen Fingern erklingen weiter die Felder ins Licht
und wie Bälle wirfst du die Lerchen zu Gott empor.

Sieh, ich bin ein Mensch, Gewehter zu höheren Zwecken,
unbekannten Grundes ein ahnungsreicher Halm.
Umgib mich, umfaß mich!
Die Früchte schlägst du vom Zweige herab.
Klein sind die Wege der Menschen; laß mir den Mut nicht vergehn,
daß ich im Schweigen des Alters, wenn ich am Wegrande steh,
auf dem Acker die Schoten dunkel zerplatzen höre,
daß ich dein wartendes Auge klar in der Windstille seh.

Flügel, der Gottes Botschaft an müde Stirnen hängt,
damit gekühlt sie ragen, ruhig in neues Geschehn —
lieg ich in dumpfer Kammer, staubig vom Tode der Zeit,
klopfe du laut an die Mauer: Erheb dich, der Morgen ist nah!

## Siebenbürgische Künstler
## Expressionismus. Grete Csaki-Copony

Von Hans Wühr

In einer kleinen rumänischen Dorfkirche, in der Nähe von Bistritz, hat der Maler Beindorf Wandmalereien geschaffen, große Apostel- und Evangelistenfiguren, die den ganzen Raum füllen, und deren Dasein übervoll ist von dem Lebensrhythmus der neueren Kunst. Die Einwohner des Dorfes, die fast keine andere Bindungen als die der Natur kennen, sind begeistert und ihren Köpfen entsprang so etwas wie eine Legende, die von Haus zu Haus weiter gegeben wurde: Der Maler sei ein Heiliger, denn er könne alle Blumen malen, die es gibt. Wie würden solche Malerein, falls sie die Kirche eines sächsischen Dorfes schmückten, von unseren Bauern aufgenommen werden, und welche Legende würde ihren Köpfen entspringen? Vielleicht diese: Der Maler sei ein Stümper, denn er könne keine Blume so malen, wie sie wirklich ist. Und doch haben diese Bauern noch vor kurzem eine Truhen- und Keramikenmalerei geliebt, deren gesunder und kecker Geschmack jenseits solcher schulmeisterlichen Urteilspraktik lag, und deren Blumen und Vögel ausnahmslos der anderen Legende zugänglich sind. Welche Erziehung steckt hinter solchem frostigen Urteil? Was für ein Antrieb wirkt hinter dem Furor der weißen Tünche, die alle Dorfkirchen von oben bis unten erbarmungslos ernüchtert und zum schallenden Echo froschkalter Predigten macht? Etwa die

Kulturarbeit des Mannes mit der doppelten Buchführung, des stud. theol. et phil.? Es ist schade, daß soviel von der rassigen Ausdruckskraft und Bildfreude der Bauern unter der Tünche erstickt wurde. Was davon noch lebt, ist sicher noch stark genug, den weisen Dünkel abzustoßen und eine Eigenart zu offenbaren, die freilich von anderer Art ist als jene, von der die lyrischen Gänse auf den Pfarrhöfen schnattern, als hätten auch sie ein Kapitol zu retten.

Es gibt im deutschen Siebenbürgen eine geringe Anzahl von Menschen, die ihre Liebe zur Heimat nicht mit der Schwerhörigkeit eines Festredners bezahlen müssen. So bleiben sie fähig, im expressionistischen Kunstwerk die metaphysische Erregtheit der Gegenwart herauszuhören und selbst die Torheiten einer schweifenden Sehnsucht so zu lieben, wie sie die Klugheiten eines faulen Herzens hassen. Es gibt aber in Siebenbürgen auch ein Publikum, und das steht den künstlerischen Aeußerungen der Gegenwart fremder und kühler gegenüber als jeder andere in der Welt. Vielleicht ist der Existenzwille eines vereinsamten Völkleins zu sinngebunden und zu selbstsicher, um seine völkisch fundierten Renten für die apokalyptischen Reiterkünste der modernen Kulturseele hinzugeben. Gewiß jedoch will dieser Existenzwille nie über sich hinaus und wird daher auch nie berührt von Angelegenheiten, die ihn nichts angehen und nie angesteckt von der gefährlichen Krankheit des Gottsuchens, die die Gegenwart erschauern macht. Unser Publikum meint beim Anblick eines expressionistischen Kunstwerkes, der Künstler habe das Ohrensausen, während dieser der Meinung ist, es sei der sausende Webstuhl der Zeit oder die flatternden Gewandzipfel des lieben Gottes; jedenfalls stimmen beide darin überein, daß es irgendwo saust, und folglich hat der geistige Kleinrentner ein Recht, seinen Regenschirm entrüstet über sich zu halten, wenn ein sausender Vulkan auf ihn niederspeit. Nur unser Bürger hat es nicht not, seinen Regenschirm aufzuspannen, er kann leicht lachen, denn die Vulkane sind weit und das speien besorgt er selber; die Expressionisten aber sind noch viel weiter, so daß er sich ruhig vor nichts in der Welt fürchten darf, als vor Gott allein, obwohl ihm der am allerweitesten ist. Je zuverlässiger seine öffentliche Gesinnung ist, um so größer ist seine Abscheu vor den cupidis rerum novarum, bei deren Nennung er in patriotische Träume von Barrikaden verfällt. Sein männerstolzes Herz betätigt sich viel freudiger beim Lesen einer Zeitung, die berichtet, wie ein König elastischen Schrittes aus dem Waggon steigt, während die Spitzen der Behörden sich biegen und der Reporter Tränen der Rührung vergießt über das blühende Aussehen des Monarchen. Ein Expressionist aber ist dem Bürger immer unsympathisch, weil dessen prominente Visage allzudeutlich vorgibt, ihn und die Welt

anders zu sehen als gewöhnliche Menschen. Anderswo hat der Bourgeois sich des Rechtes, für einen dummen Kopf zu gelten, begeben wollen, indem er zum Expressionismus ja! log. Hier dagegen sagt er nein! und behält sich alle Rechte vor, was immerhin eine Treuherzigkeit ist, die sichbezahlt macht, denn sie enthebt die Andersgläubigen der Pflicht, ihn auch noch als Snob zu taxieren. Sein überzeugtester Einwand gegen die neuere Kunst ist neben dem Vorwurf, sie nicht zu verstehen, dieser: Snobismus. Ein Snob ist ein Mensch, der aus Überzeugung ein Dummkopf ist und aus Überlegung ein Freigeist, also eine Null mit Bügelfalten herum. Aber der Expressionismus hat auf den Südseeinseln und in den Kinderstuben zu viele Anhänger, um durch den Beifall des Snobs diskreditiert werden zu können. Er könnte wohl diskreditiert werden, wenn es den Pastoren gelänge, ihn in Einklang zu bringen mit ihrem wissenschaftlich fundierten Glauben. Doch das wird nie geschehen, denn das expressionistische Kunstwerk bezieht seine Inhalte aus den Bezirken tiefsten, religiösen Lebens

* * *

Der Expressionist hat also in Siebenbürgen das unschätzbare Recht, anderswo ein Prophet sein zu dürfen. Auch Grete Csaki-Copony könnte von diesem Recht Gebrauch machen, wenn sie nicht eine Frau wäre, die liebenswürdig genug ist, für sich allein Musik zu machen. Sie offeriert keine Weltanschauung und kein revolutionäres Manifest, sie kann gewiß nichts anders als sich selbst mitteilen, wenn sie den Glanz eines erfüllten Tages in eine leise Handbewegung versammelt, die davon so schwer wird, daß sie ein ganzes Bild mit Musik erfüllt. Die Bilder sind nicht schwer zu deuten. Es gibt da kleine belanglose Stunden, die zu einem zitternden Glück aufblühn und zu verschwenderischen Festen, Stunden so hell und klar, daß nur ein einfaches primitives Wort sie fassen kann. Denn nur das primitive Wort ist keusch genug, die unmittelbare Beziehung zum unverbrauchten Erleben tragen zu können. Und wenn es sich in ein Bild, in eine Gebärde umsetzt, dann ist diese von dem gleichen Lebensgefühl bewegt, welches den rhythmischen Tanz erfüllt. Vom rhythmischen Tanz haben wir die tiefen Lebenswerte und Lebensmöglichkeiten jenes beglückenden lichtvollen Rhythmus begreifen gelernt, der auch in einer solchen Gebärde beschlossen sein kann. Wir begreifen, aus welchem Lebensrhythmus eine Madonna ihr Haupt neigt, eine Frau den Arm hebt, eine Hand in den Gelenken sich wiegt. Freilich, die Primitivität, die als wahrhafter Ausdruck dem Anlaut des Lebens so nahe steht, kann ihm auch unendlich fern stehen und höchstes Raffinement sein, und vor manchem Kunstwerk weiß man nur mit dem Gefühl noch zu unterscheiden, ob es das eine oder das andere enthält. Bei Grete Csaki-Copony ist

es sicher nicht Raffinement, was ihren Bildern den Reiz gibt; denn ihre Intelligenz ist nicht weit genug, um den Versuch wagen zu können, aus einer Unwahrheit ein künstlerisches Erlebnis vorzutäuschen. Kein Fremder, der im Umgang mit einem Künstler an ihm gar leicht die Unwahrheit irgend einer Lebenshaltung merkt, kann damit ermessen, wie tief und wahr er doch im künstlerischen Erlebnis sein kann. Hier erst ist der Punkt, an dem keiner zum Lügner wird, ohne vom Gefühl des Beschauers sogleich verraten zu werden. Grete Csaki-Copony hat eine Reihe von Landschaftsaquarellen gemalt, deren Inhalte voll reiner Menschlichkeit sind, ohne einen Hauch von Sentimentalität, und deren schlichte Wahrhaftigkeit die saftige Fülle der Ausdrucksmittel reguliert und eindeutig macht. In der Berliner Jury-freien Ausstellung war vor einigen Jahren ein Bild der Künstlerin ausgestellt, eine Tischgesellschaft: Da wird aus einer gewöhnlichen Angelegenheit ein Fest voll Heimlichkeit und Jubel, eine Belanglosigkeit verwandelt sich im Lampenschein leise zu einem ungeahnten Glück, eine wichtige Handbewegung gibt plötzlich den einfachen Sinn eines verworrenen Lebens preis, ein verschlossenes Antlitz blüht mit einemmal in einer einzigen Farbe auf und verschönt ein ganzes Leben. Und in allem merkt man, wie alles im Erlebnis nicht als gewöhnliche Tat, sondern als Gnade von außen empfunden wurde. In solchen Empfinden offenbart sich eine weibliche Innerlichkeit, die erst in der Empfängnis der Gnade zu der schlafwandlerischen Sicherheit eines unpersönlichen Schöpfertums aufwächst und auch dann noch zu empfangen vorgibt, wenn sie sich selbst verschwendet. Es gibt für die Künstlerin keine Probleme, weil ihre Weiblichkeit deren Lösung schon in sich beschließt. Es gibt für sie keine Mystik, weil ihr einfaches Gnadentum eine Welt erfüllt, vor deren Tor der Mann erst den Riesenkampf mit dem Engel zu bestehen hat. Sie empfängt also die Richtung ihrer Künstlerschaft aus einer tiefen, in-sich-erfüllten Sphäre des Menschentums, der Weiblichkeit, die noch jenseits rationaler Beschränkung und schon diesseits religiöser Spannung liegt. Würde sie irrtümlich einmal in die eine vordringen und in die andere zurückfinden, dann würde sie sofort hier die eigene Unzulänglichkeit beweisen und dort die Schwerhörigkeit ihres Volkes für metaphysische Dinge maßlos übertreiben. Ein Bild der Künstlerin mit einer psychologischen Problemstellung wäre vielleicht nur ein Unsinn, ein Bild aber mit einem religiösen Vorwurf eine furchtbare Blasphemie. Ihre Wahrhaftigkeit hat sie bisher vor dem einem wie von dem anderen bewahrt und nur zu einfältigen Dingen verführt, die Musik werden, wenn man sie mit einem einfältigen Namen nennt. Diese Dinge sind überall, schon im Zimmer und in der Küche

stellen sie sich einem immer in den Weg und betteln mit ihrem unschuldigen Lächeln, man möchte sie doch ansehen. Aber nur die Kinder und die Künstler sahen dies Lächeln, vielleicht weil sie sich besser erinnern können an die Zeit, da auch sie als Dinge unter den Dingen lebten. Da steht eine Flasche auf einem Stuhl und hat auf einmal soviel zu erzählen und möchte sich gern von allen Seiten zugleich zeigen, so schön kommt sie sich vor. Und der Künstler, der ein Herz hat, muß also die Flasche malen und soviel als möglich von ihr zeigen. Nun will aber auch der Stuhl porträtiert sein und recht von allen Seiten, von oben und von unten. Der Künstler handelt davon etwas ab und malt ihn in schräger Aufsicht. Nun meinen die Großen, die Flasche werde vom Stuhl herunterfallen. Oh, wie dumm sind die Großen! Sie selber hätten Ursache umzufallen, wenn sie sich in einer Photographie erblicken. Die Flasche steht fest, sie wird höchstens einmal freiwillig vom Stuhl herunterfallen und zerbrechen, wenn die Großen ihr vorhalten, wie in ihrer Vorstellung eine Flasche aussieht und wie ein Stilleben richtig auf einem Stuhl zu liegen hat. Diese Großen werden auch Frau Grete Csaki-Copony vorhalten, daß das Bild eines Kindes oder einer Frau, die ihr blondes Haar löst, und auch ein Gruppenbild, eine Mutter mit ihren Kindern, nicht so einfältig zu malen sei, wie sie es getan hat. Aber nicht dieser schönen Anweisungen wegen ist nun Frau Grete Csaki-Copony nach Paris gefahren, sondern um etwas zu lernen, was sie schon weiß.

## Von literaturgeschichtlicher Wertung und Meschendörfers „Leonore"

Von Karl Kurt Klein (Jassy)

Das Etikettieren ist jene Kunst, die die Literaturgeschichtsschreibung in Verruf gebracht hat. Und doch: System ist Notwendigkeit für den, der über die Einzelerscheinung hinaus die Totalität erfassen will. Den Gymnasialschüler ärgert das Linnésche System, weil seinem Quartanerverstand die Blume als Einzelerscheinung erfreulich ist und genügt (nur der Herr Professor sehnt sich widerwilligen Bubenhirnen die Gesamtheit der Pflanzenwelt in Gattungen, Arten und lateinischen Namen einzuhämmern); dem Naturwissenschaftler, der die Pflanzenwelt als Totalität zu betrachten strebt, ist jenes System eine absolut natürliche und unentbehrliche Denknotwendigkeit.

Auch Literaturgeschichte ist in erster Reihe nicht Tummelplatz für Gedanken- und Sprachakrobatik geistreicher Kritiker, sondern Wissenschaft.

So herrlich es ist, wenn Gundelfinger Goethen losgelöst von allen Schranken des Systems rein aus sich selbst, als Ding an sich, allein aus dem Werk den Menschen begreift und beschreibt (heutzutage sagt man wohl: erlebt): Literaturgeschichtschreibung als Wissenschaft hat die Pflicht die Erzeugnisse des Schrifttums als Gesamtheit verständlich zu machen d. h. sie in Beziehung zu einander und zu der Umwelt zu setzen, zu — etikettieren. System ist dem „wisen und dem tumben" nicht nur in der Botanik sondern auch in der Literatur notwendig (soferne sich einer nicht begnügt, am Einzelphänomen zu kleben), damit er in der Erscheinungen Flut nicht ertrinke, sondern sie sich untertan mache und beherrsche.

* * *

Die markanteste Gestalt als Kritiker, Dichter und Literaturrevolutionär im sächsischen Schrifttum unseres Jahrhunderts ist ohne Zweifel Adolf Meschendörfer. Das Geschlecht Bischof Müllers und Friedrich Wilhelm Schusters, die in seinen „Karpathen" etwas wie ein Werkzeug des Antichrist sahen, ist vom Schauplatz der öffentlichen Wirksamkeit abgetreten. Über Irrungen und Wirrungen hinweg sehen wir heute das Bleibende in dem Wirken der „Karpathen" und in den Dichtungen Meschendörfers. Es ist darum eine Pflicht, jenem Werk, mit dem Meschendörfer sein und der „Neuen Zeit" Dichterbanner in dem ersten Jahrgang der Karpathen entfaltete, dem Roman „Leonore", seinen Platz in dem deutschen Schrifttums Siebenbürgens zuzuweisen, d. h. von seiner Betrachtung als Einzelerscheinung — die auf der einen Seite zur schärfsten Ablehnung (Traugott Teutsch, Wilhelm Hermann) führte, auf der anderen zu unbedingter Verherrlichung (Hermann Konnerth, Adolf Heltmann) — abzugehen und es in die Totalität, das System hineinzustellen.

Nach dem von Friedrich Müller formulierten Generationsgesetz [1]) hätte Adolf Meschendörfer, der seine Deutschlandjahre wohl in der Blütezeit der Viebig, Holz, Schlaf und Kretzner verbrachte, in seinen Kunstanschauungen konsequenter Naturalist werden müssen. In der Tat finden wir in den „Karpathen", die ihr Erscheinen ohne angekündigtes Programm

[1]) Die geistigen Arbeiter des sächsischen Volkes sind nicht nur Diener ihres Faches, sondern zugleich Arbeiter an den Gesamterfordernissen ihres Volkes. Sie müssen in dem kleinen Mikrokosmos alle Aufgaben bewältigen, die draußen durch eine Fülle einseitig gebildeter Talente gelöst werden. Man erwarte darum von ihnen am wenigsten Werke von Menschheitswert. Eine genaue Feststellung würde im Schlußergebnis darauf führen, daß die neuen Standpunkte der deutschen Wissenschaft und Kultur, soweit das siebenbürgisch-sächsische Volkstum dazu Beziehungen gewinnen konnte, etwa im Zwischenraum einer Generation — eben jener, die sie draußen erst kennen lernt — auch nach Siebenbürgen dringen und hier den eigenartigen Verhältnissen anbequemt werden." (Gekürzt) Siebenbürgen, die Sachsen und ihr Land, 2. Auflage Stuttgart 1922, S. 122.

begannen — „wozu Versprechungen machen, Programme entwickeln, die dann durch die Macht der Verhältnisse im Laufe weniger Monate schon einschneidende Änderungen erfahren?“ Dichter, die zu den Trägern des Naturalismus gehörten, nicht nur gelesen und besprochen, sondern wir begegnen auch in Wort und Werk Grundzügen naturalistischer Anschauungen, so von allem dem Schlagwort jener jungen Gelehrten und Kunstkritiker, die gegen 1890 den deutschen Naturalismus wissenschaftlich fundierten, der Harden, Schlenther, Brahm, dem Schlagwort von der „Moderne“. Die Hauptzüge des dichterischen Naturalismus in Motivwahl und Formgebung finden wir aber in dem um die „Karpathen“ gescharten Kreise verhältnismäßig sehr selten. Das wohl aus zwei Gründen: Weil gewisse Voraussetzungen der naturalistischen Dichtung: Überhitzte soziale Verhältnisse in dem mehr oder weniger more patrio patriarchalisch-glücklichen Siebenbürgen fehlten, dann, weil Menschendörfer, die Seele der von den „Karpathen“ so kraftvoll vertretenen neuen Literaturrichtung im deutschen Siebenbürgen über das literarische Jahr 1890 schon hinaus war. Denn während in Deutschland die Zola- und Ibsenenthusiasten Erfolge feiern, die „Freie Bühne“ blüht, Gerhart Hauptmann als Naturalist sich durchsetzt, gehen im ästhetischen Unterbewußtsein schon tiefgreifende Veränderungen vor: Die Dichtung Hauptmanns, die die naturalistische Technik am reinsten verkörpert, „Die Weber“ (1892) bedeuten einen Höhepunkt, zugleich einen Schlußpunkt. Während die Masse sich für sie eben zu begeistern beginnt, treten die Franzosen und Slawen schon in den Hintergrund, rücken nordische Künstler auf: Jensen, Kielland, Hamsun, Garborg. Meschendörfers empfindsames Ohr hörte durch das Rauschen der naturalistischen Flut schon die Töne der neuen Kunst. In der Bücherschau der „Karpathen“ steht hart neben Dostojewski Johannes V. Jensen.

* * *

In einem Jahre erschienen Cäsar Flaischlens rhapsodische Tagebuchblätter („Jost Seyfried“ 1905) und wurde der Tagebuch- und Briefroman „Leonore“ geschrieben. Die zwei Bücher, beide ausgehend vom malerischen Impressionismus, sind Musterbeispiele dafür, wie sich ähnliche Prämissen in verschiedenen Medien brechen. Prämisse ist für beide das von den Norwegern geübte Kunstideal dichterischer Verinnerlichung (im Gegensatz zu der groben Photographiewirklichkeit des konsequenten Naturalismus.)[1])

[1]) Für Flaischlen und die Seinen gibt Richard M. Meyer als literarisches Vorbild an: Die feine Linie J. P. Jakobsens, die gebrochenen Töne Hermann Bangs, die Naturmystik Knut Hamsuns, die psychologische Analyse Bourgets, das intime Raum-

Flaischlen ist Lyriker. Sein Roman verströmt in sommerfrohem Lyrismus. Meschendörfer ist Ästhet und Kulturpionier (1906: Vorträge über Kultur und Kunst). Er durchtränkt die epische Kunstform der „Leonore" mit essayhaften Betrachtungen über Literatur, Kultur, Kunst.

Es ist schwierig, ein dichterisches Kunstwerk — das letzten Endes doch von keinem Kritiker „erklärt" werden kann — auf ein Vorbild festzulegen, zumal wenn sich in seinem Verfasser so mannigfache Geistesströmungen kreuzen, wie im Meschendörfer des Jahres 1905. In Gestaltung, Formgebung, Stilmitteln erscheint er doch am wesentlichsten beeinflußt von Knut Hamsun. Was die seelische Grundstimmung anbelangt, so ist es nicht nur des vielverschlagenen Norwegers[1]) lyrisches Naturgefühl, das wir bei Meschendörfer wiederfinden, sondern das Konzipieren aus dem Erinnerungszustande heraus die „Auflösung der erzählerischen Formbestandteile in freie Folgen von Stimmungen und Entwicklungszuständen und das Aufkommen eines springenden Stils", die Einkleidung in autobiographische Form, die unbestimmten Töne, die verschimmernden Übergänge. Diese Stilmittel Meschendörfers in der „Leonore" sind die Knut Hamsuns und im besonderen die seines „Pan". Zwei Kleinigkeiten als Beispiel: das eine:

> „Ich ging zum Baron, beugte mich über ihn, als ob ich ihm etwas zuflüstern wollte, und als ich ihm nahe genug gekommen war, spie ich ihm ins Ohr. Er fuhr auf und starrte mich ob meines Gebahrens an wie ein Idiot." (Pan)

Dr. Svend läßt sich in einem öffentlichen Lokale, als er zum ersten Male mit Gewißheit sieht, das Leonora ihm entgleitet, dem „Friseur" gegenüber hinreißen:

> „Da vergaß ich alles. Ich stand auf, nahm das Bierglas und schüttete dem Inginieur von hinten eine Portion in den Rücken. Dann setzte ich mich ruhig nieder und pfiff den Walzer, welchen die Zigeuner eben spielten. Der Inginieur starrte mich an: „Was . . . was machen Sie da? . . verrückter . . ." (Leonore)

Das andere: Edvarda bittet Leutnant Glahn — den ihr widerspruchvoll trotziges Herz je mehr liebt, je mehr er sie, vor Liebe rasend, dem Zwang seines Wesens gehorchend, quält, peinigt, demütigt — beim Abschied um Aesop. Glahn, zu seiner Hütte zurückgekehrt, liebkost den

---

[1]) „Er wurde von einem Pfarrer im Norden Norwegens erzogen, kam zu einem Schuhmacher in die Lehre, begann gleichzeitig zu dichten, ward Hafenarbeiter, Steinklopfer, Hilfslehrer, Schlächter, Holzfäller, bildete sich in Kristiania weiter, ward Heizer auf einem Ozeandampfer, Straßenbahnschaffner, arbeitete in Texas, lebte drei Jahre auf einer einsamen Fischbank in Neufundland, war zwischendurch zwei Jahre in Kristiania, wo 1890 sein erster Roman „Hunger" erschien. Nach Björnsons Tod 1910 galt er als der Führer des geistigen Lebens in Norwegen". Kummer, deutsche Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrh. 5. 290.

treuen Hund und erschießt ihn. Dann mietet er einen Mann, der Aesops Leiche Edvarda überbringt.

Und Leonore: Während sie, zerrissenen Herzens dem Inginieur die Hand zum Lebensbunde zu reichen entschlossen ist, erinnert sie beim letzten Zusammentreffen Svend an die Geschenke, die er ihr früher anbot. Sie möchte sein Schimmelviergespann zu ihrem Hochzeitszuge haben. Ein letztesmal jagt Svend mit den kostbaren Tieren wie unsinnig um die Stadt herum, wie um sie noch einmal zu liebkosen, dann läßt er sie der Reihe nach im Stall erschießen. „Ihre Schwester wird morgen ohne die Schimmel zur Kirche fahren müssen." — — —

Es ist nicht die Gleichheit der äußerlichen Handlung schlechthin, die uns solche und ähnliche Stellen in Parallele setzen läßt. Es ist die Tatsache, daß die gleiche Gemütsstimmung Thomas Glahns bei Hamsun und Dr. Svends bei Meschendörfer durch die gleiche naturalistische Symbolik dargestellt wird; daß Meschendörfer sich eines Ausdrucksmittels von Hamsun bedient, die Psyche seines auch hamsunisch erlebten Helden erkennen zu lassen; daß das gleiche Innere bei Meschendörfer zum selben Aeußeren wird wie bei Hamsun; daß an jeder Stelle des Romans von Meschendörfer der Duft, den er ausatmet, der ist, der aus Knut Hamsuns Werken steigt; daß formale und stilistische Verwandschaft den Siebenbürger dem nordischen Dichter verbindet; daß das Seelenleben ihrer Helden, die in grübelnder Liebe, in irrem Schmerz ihre Seele sich wund reiben, in gleichen äußeren Formen zum Ausdruck gebracht wird: daß Meschendörfer seine Formgebungsmittel, die Art der naturalistisch-symbolistischen direkten Darstellung und Tagebuchcharakteristik — bewußt oder unbewußt — Hamsun verdankt. Hamsun war der erste Dichter, der körperhaft erlebte und das Erlebnis naturalistisch schilderte: im Körper aber den Sinn ahnen ließ. Das ist Meschendörfers Formtechnik in der „Leonore".

Wie weit Meschendörfer von Hamsun gedanklich abhängt, ist weit schwerer zu sagen. Irrtum ist dabei leicht möglich. „Gedanken sind frei, wer kann sie erraten?" Nicht selten fühlt man bei der Lektüre der „Leonore" aber instinktiv: Das hätte Hamsun so ähnlich gesagt, oder: Im „Hunger", im „Pan", in der „Kaukasusreise", in den türkischen Reisebildern „Unter dem Halbmond" entwickelt Hamsun gleiche Gedanken. In einem freilich steht Meschendörfer in geradem Gegensatz zum Norweger. Hamsuns Romangestalten ergänzen sich aus dem Naturerlebnis: sie führen keine intellektuellen, philosophischen, literarischen Gespräche. Dr. Svend führt solche mit Vorliebe — obwohl er behauptet, daß er sie hasse. Meschendörfer kann den Kulturkämpfer in sich, der den siebenbürgisch-sächsischen Jahrhundertstaub mit starken Backen aufblies, nicht unterdrücken.

Aphoristische Gedanken in geistreicher Prägung finden sich auf jeder Seite seines Buches. Hamsun ist stets geistig; nie geistreich. Hamsun ist zugleich mehr Romantiker und mehr Realist als Meschendörfer.

* * *

Meschendörfers „Leonore" ist vielfach besprochen worden: Von Franz Xaver Kappus in der Schwäbischen Volkspresse, von Erwin Reisner in der Tagespost, von Hermann Klöß im Siebenbürgisch Deutschen Tageblatt, von Adolf Heltmann in der Kronstädter Zeitung, von Egon Hajek in Schule und Leben, von Hermann Konnerth und Misch Hannert im Ostland, von Fritz Holzträger in der Bistritzer Zeitung; im Großkokler Boten, in der Temesvarer Zeitung, im Banater Tageblatt usw. Einige der Beurteilungen sind nicht schlecht geschrieben . . . Zusammen zeigen sie nur, wie sich ein literarisches Kunstwerk in der Psyche verschiedener Menschen wiederspiegelt. Wertvoll ist, was Konrad Richter im Korrespondenz (1923 S. 62 ff.) über den Roman schrieb, weil da ein kritisch und ästhetisch geschulter Kopf seinem Gegenstande nach jeder Richtung hin unbefangen entgegentrat; ihn nicht nur feuilletonistisch-geistreich obenhin streifte, sondern mit kritischem Pflichtbewußtsein durchleuchtete. Aber auch Richter — obwohl er im Zusammenhang einer Kritikenreihe über die siebenbürgisch-deutsche Dichtung der Gegenwart schreibt — betrachtet den Roman für sich, losgelöst von literarischen Beziehungen. Wer jedoch in der Dichtung den Niederschlag einer Geistesbewegung sieht, die — wie alle Kunst — von jeher die Völker in enge Berührung miteinander bringt; die, obwohl im Volkhaften wurzelnd, doch zur Bindung des gemeinsam Menschlichen dient: der wird trachten, die Einzelerscheinung dem System einzuordnen, die feinen Fäden zu finden, die das Einzelwerk dem großen Ganzen verknüpfen. Starke literarische Strömungen sind stets über Staats- und Volksgrenzen hinweggegangen. Von gewissen Zentren aus haben sie: scheinbar unbeschränkt, und doch festen Gesetzen im Raum und in der Zeit folgend, Wellenkreise gezogen. Gestehen wir der deutschen Dichtung in Siebenbürgen Daseinsrecht zu, dann müßen wir, um sie naturgeschichtlich zu verstehen, ihre Einzelerscheinungen hineinstellen in den Rahmen der größeren Bewegung: den Wellenkreis bestimmen, in den die Einzelerscheinung hineinfällt. Darum ist es notwendig, der „Leonore" ihre literarische Hauptetikette „Hamsun" (neben der sie vielleicht noch andere, weniger bemerkenswerte trägt), aufzukleben. Darin liegt nicht etwa eine künstlerische Verwerfung. Detlev v. Liliencron war ein deutscher Lyriker von Rang, er trug die Abhängigkeitsetiketten: Fontane, Storm, Mörike, Lenau, Greif — eine hübsche Auswahl. Und doch ist Liliencron mehr gewesen als Modedichter; er war ein Künstler. So

bedeutet auch die literaturgeschichtliche Einreihung Meschendörfers eine Feststellung, keine Aburteilung. Denn seinem Roman kommt für die deutsche Literatur Siebenbürgens ohne Zweifel gewaltige Bedeutung zu. Sie liegt darin, daß inmitten unserer matten Dilettantendichtung des ersten Jahrhundertjahrzehnts hier plötzlich ein Mann aufstand, ein ganzer Kerl, dessen Wort besagte: „Was ihr lieben sächsischen Dichter und Nichtdichter mit so viel gutem Willen und „volkserhaltender" Tendenz schreibt, hat mit Kunst meistenteils nichts zu tun. Ihr habt die Zeit verschlafen. Wir sind über Jeremias Gotthelf, Felix Dahn und Viktor Scheffel hinaus. Dichter sein heißt mehr, als in Mußestunden Erholungsreime schmieden. Wollt ihr Künstler sein: Lodert und — arbeitet". Das war der Kritiker Meschendörfer. Er wurde gehört. Den Dichter übersah man. Noch nach dem Erscheinen des „Michael Weiß" (1919) konnte ein unbefangener Beurteiler (Fritz Holzträger) dieses Werk als Erstlingsgabe eines Dichters feiern — während sein Verfasser auf diesen Namen durch die „Leonore" längst Anspruch hatte. Denn dieser Roman besitzt künstlerischen Eigenwert. Warum mußte er auch (oder warum mußte auch er) zuerst fortsetzungsweise in einer Zeitschrift erscheinen? Das mußte ihn zuerst zu Fall bringen. (Selbst Seraphins „Einwanderer" die vielgelesenen, wären — fortsetzungsweise — unbeachtet geblieben — trotzdem sie von künstlerischem Dichtungsgut nicht eben beschwert waren).

Was sind, fragen wir uns, die künstlerischen Qualitäten der „Leonore"? In der Formgebung ist's moderne Technik, in der Gestaltung: Ein epischer Behandlung fähiges Problem („die Großstadt- und die Kleinstadtliebe") und der Versuch des Dichters, sich außerhalb der durch den sächsisch-heimatlichen Stoff gegeben Bindungen zu stellen; das Problem so zu gestalten, wie es etwa Traugott Tamm (der ja siebenbürgisch-deutsche Stoffe behandelt hat) getan hätte oder irgend ein vom Stoff unvoreingenommener Künstler. Ob sich einem „Modernen" „unsere hiesigen Verhältnisse" wirklich nur vom „künstlerischen, psychologisch-ethnographischen Standpunkt" wiedergespiegelt hätten, wie es in der Voranzeige des Romans heißt, ist eine andere Frage. Jedenfalls war bis Meschendörfer der Versuch zur Objektivität in der siebenbürgisch-deutschen Dichtung stets mißglückt; weil kaum ein heimischer Dichter es damit recht ernst genommen hatte, blieben alle im Stofflich-sächsischen stecken. Bei Meschendörfer hat man das befreiende Gefühl: er überwindet es. Nehmt dazu, daß er ein kluger Mensch war, der selbst manches gedacht und manches zu sagen hatte — und wußte; daß er, als Mensch und Dichter, an sich gearbeitet; daß schließlich jener näher nicht bestimmbare Zauberhauch den Roman durchpulst, der aus Handwerksprodukt Kunstwerk macht.

Vorzügen stehen Schwächen gegenüber. Die Hauptgestalt des Romans, auf die Meschendörfer um den Preis der Überschattung aller Nebenfiguren die Strahlen versammelt, leidet an innerer Unwahrhaftigkeit. Dr. Svend bildet sich ein, „modern" und Großstädter zu sein. In Wirklichkeit ist er kleinstädtischer Typus des verliebten Gymnasiasten. (Thomas Glahn ist Ewigkeitsmensch). Dadurch hebt sich das gestellte Problem: Großstadt- und Kleinstadtliebe selbst auf. Es hängt an einem Pol. Der zweite fehlt. Meschendörfer hat in sich selbst den Kleinstädter nicht überwinden können.[1]) Symbolisch dafür ist die Sprache der „Leonore": Biegungsfähig umschreibt sie und schmiegsam geistreiche Probleme, fördert der Erzählung glatten Fluß. Manchmal aber, mitten im Fluß, stolpert sie: über siebenbürgisch-sächsische Syntax; falsche Konstruktionen; ein unrichtiges Geschlechtswort; abgeschmackte Fremdwörter. Die schriftdeutsche Illusion schwindet. So verrät sich auch der weltmännische Dr. Svend: er ist gar kein so verfluchter Kerl (Vgl. die Besprechung Richters).

Zusammengefaßt: Meschendörfers „Leonore", im literarischen Abhänglichkeitsgebiet Hamsuns stehend, ist der erste der modernen sächsischen Romane, der, um seines künstlerischen Eigenwertes willen, mit ähnlichen Erzeugnissen westlicher Literaturen zusammen genannt werden kann. Absolute Vollendung besitzt er nicht.

---

[1]) Goethe im Faust:

Setz dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist.

## Orientalische Sprüche

Übersetzt von Theodor Billig

Voll das Gefängnis, obwohl 's gesperrt,
Pagoden sind leer und offen,
Kläret dies Wunder, wie sich's gehört,
Wer hat die Scheidung getroffen?

Werden Fersen nicht schuldlos gezerrt,
Erdrückt Gewalt nicht das Hoffen? —
Voll das Gefängnis, obwohl 's gesperrt,
Pagoden sind leer und offen.

(Chinesisch)

Ein Sprichwort so beginnt;
Des Weibes Worte sind

Zerrissen, voll Löcher,
Wie ein alter Fächer.
Geschrei nur ihr Ziel,
Des Inhalts nicht viel.
Wie ein alter Fächer,
Zerrissen voll Löcher,
Des Weibes Worte sind.
Ein Sprichwort so beginnt.

(Chinesisch)

Nicht ein jeder wird Brahmane,
Wenn er seinen Kopf rasiert
Und in seinem blinden Wahne
Ihn mit Salben gar noch schmiert.

Gelten wird als Gottes Ahne,
Nur wer dessen Willen spürt!
Nicht ein jeder wird Brahmane,
Wenn er seinen Kopf rasiert.

(Indisch)

## Die gotische Seele

### aus „Meister Eckehart und Laotse"

Von Otto Folberth

Klarsten Ausdruck erreichte die gotische Seele in jenem Zweige ihrer Lebensäußerung, der wappenführend in ihrem Namen leuchtet: in der gotischen Baukunst. Alle ihre übrigen Wesensäußerungen liegen für uns späte Abendländer mehr oder weniger begraben unter dem fallenden Laub der Jahrhunderte und mußten für uns erst wieder gehoben und für uns wiederhergestellt werden (das versunkene Weltbild, die verklungenen Taten, die alte Dichtung, das verschmähte Denken). Die gotische Seele in Stein aber ragt noch heute kühn und ewigkeitssicher über alle diese Gräber hinaus und kündet stolz noch immer selbst von ihrem einstigen Sein.

Dies ist aber der Gedanke der deutschen Gotik, wie er sich uns in ihren edelsten und klarsten Werken, das sind jene längs des Rheins, zu erkennen gibt:

Als ungeheuere Sehnsucht über alle irdische Schwere und Gebundenheit hinauszureichen, als ruheloser Wille die Sinnenwelt zu beherrschen und im Dienste eines Übersinnlichen zu überwinden, als leidenschaftlich entbrannter Kampf zwischen Körperlichkeit und Beseeltheit, zwischen Erde

und Himmel. In der gotischen Baukunst herrscht nur eine einzige Bewegung, eine einzige Gebärde könnte man sagen: der Stoß, der Sprung, die Befreiung. Alles drängt hier von der Erde weg, alles fliegt himmelwärts. Der ruhig und sicher, fast zufrieden sich wölbende romanische Bogen erfährt die eigenwillige kühne Zuspitzung. Weshalb? Die gotische Seele stößt himmelan. Und so wie diese Zuspitzung schon mit dem untersten Türbogen beginnt, so beginnt auch die Auflösung der starren Wände in Säulen (eine andere bauliche Folge desselben Strebens) bei Kirchen- und Turmmauern so tief unten und wird so vollständig durchgeführt, als dies technisch überhaupt möglich ist. So kommt es denn, daß uns diese gotischen Dome wie eine einzige mächtige Ausstrahlung erscheinen und ihre kunstreich gegliederten, vielfach durchbrochenen Türme wie leidenschaftliches Emporzucken und -flammen gen Himmel. Das ist die steingewordene Idee der christlichen Religion, der Sieg der Seele über irdische Gebundenheit: Entkörperlichung und Erlösung.

Und dies ist die künstlerisch-stoffliche Tat der gotischen Baumeister: sie tragen den deutschen Wald in die eng ummauerte deutsche Stadt, aus der schon jetzt die Sehnsucht nach der Natur schreit, und bauen ihn dort in gedrängter, verdichteter Pracht und für alle Ewigkeiten wieder auf. Und sie tragen in dieses Heiligtum in unübersehbarer Fülle den Reichtum der deutschen Landschaft, ihre Blätter, Blüten, Blumen, Bäume, Vögel, Tiere und ihre — Menschen, die sie in denkwürdigen Augenblicken oder Handlungen in den Stein gemeißelt, und stellen sie alle an dem ihnen zukommenden Orte auf. Sie verdeutschen also die fremde, übernommene Idee des Christentums und seinen lateinischen Dom, indem sie sie mit heimatlichem Inhalt durchsetzen. Sie übernehmen die Idee der Entkörperlichung und führen sie leidenschaftlicher zu Ende als andere Völker (unerreicht bleiben die deutschen Turmbauten), gleichzeitig aber verdeutschen sie die Formsprache dieser Idee gerade so wie es die gotischen Mystiker ihrerseits tun. Damit vollbringen sie die bezeichnende Tat: sie suchen und erringen sich den fremden, freilich nicht mehr fremd empfundenen Gott auf ihre eigene Art.

Es sind damit die für unser gegenwärtiges Wissen von der gotischen Seele grundlegenden Formen geprüft, in denen sie wohl wenigstens einen Teil ihrer inneren Erlebnisse in Raum und Zeit annähernd verwirklicht haben dürfte. Nun ist es die Aufgabe, die gesammelten Bilder und Eindrücke zu einem einzigen zusammenzuschauen. Was ich am Beginn dieses Abschnittes über die gotische Weltschau und am Schluß über die gotische Baukunst sagte, könnte man wie die beiden Enden einer schlanken Rute fassen, die man zu einem Reifen biegen will — dann berühren sie einander. Tatsächlich ergänzen sie sich ganz

und gar. Denn wie hätten die nach den Himmeln sehnsüchtigen Münstertürme von Ulm, Freiburg, Straßburg usw. enstehen können ohne die feste gläubige Ueberzeugung ihrer Baumeister, daß der Himmel die Quelle alles Lebens sei? Weltschau und Kunstschöpfung greifen hier ineinander wie die Glieder einer Kette. So schließt sich aber Ring an Ring der Kette zum Kreis. Die politische Geschichte bringt in den Kreuzzügen denselben Gedanken zu tätiger Auswirkung, den die edelste Dichtung der Zeit in „Parzival" verherrlicht. Gleichzeitig versucht ihn die Scholastik unermüdlich, liebevoll in immer neue Denkformen zu gießen und umzugießen, die Mystik verinnerlicht ihn soweit, daß wir ihr heute kaum noch folgen können, die Gotik gräbt ihn für Ewigkeiten in Stein. Alle sind von derselben wesenhaften Bewegtheit durchflutet, alle tragen in sich ein Stück der gotischen Seele. Deren Bild ist nun rund und klar. In deutschen Menschen aus der Vermählung germanischer Kraft und christlicher Demut erblüht heißt ihr Leben: RINGEN um GOTT.

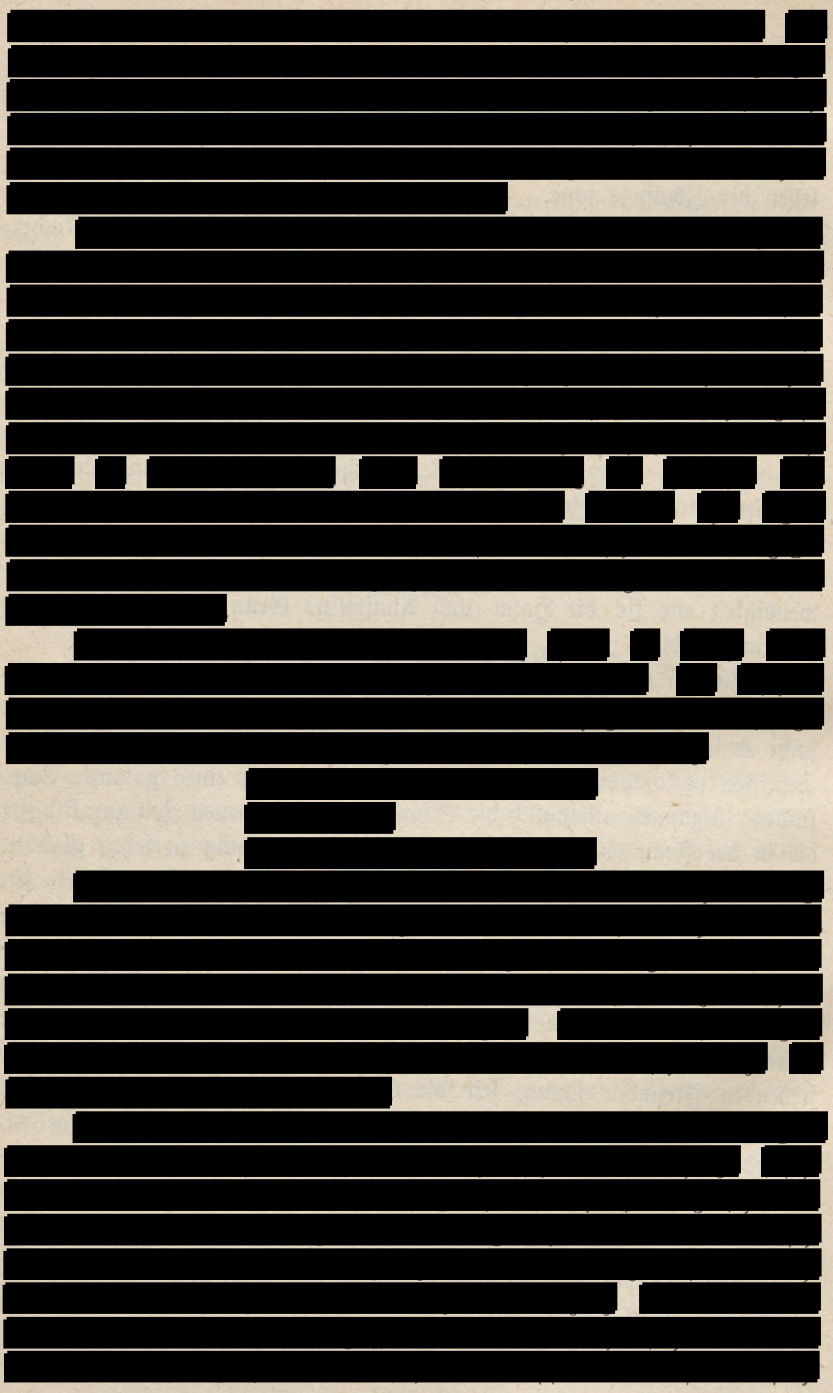
## Johann Gorgias, ein verschollener Dichter

Von Egon Hajek

[redacted]

[redacted]

[1] Bezüglich aller genaueren Daten verweise ich hier ein für allemal auf meine ausführliche Abhandlung „Johann Gorgias aus Siebenbürgen, ein vergessener Satiriker der deutschen Literatur", welche zum erstenmal das gesamte Material über Gorgias sammelte, sichtete und besprach. Sie wird demnächst im 25. Bande des „Euphoria" erscheinen.



[redacted]



# Neue Bücher und Schriften

**Chesterton. Der Mann der Donnerstag war.** Und: **Das fliegende Wirtshaus.** (Musarion Verlag, München). Diese zwei Romane erschienen schon vor einiger Zeit, sind aber in Siebenbürgen gleich ihrem Verfasser unbekannt. Chesterton ist als Humorist Kulturpolitiker. Er kommt zur Darstellung aus seinem Gegensatz zu einer Zeiterscheinung und erledigt diese durch sie selbst, indem er sie zur letzten Konsequenz führt; so wird zum Beispiel im ersten Buch die Angst vor dem Anarchismus, im zweiten die Antialkoholbewegung lächerlich gemacht. Die Mittel, die er dazu wählt, sind — es fehlt ein greifbarerer Ausdruck: englisch. Die bekämpfte Erscheinung ist für ihn der Unsinn, er wird als solcher hingestellt: Der anarchistische Zentralrat besteht zur Gänze aus Detektiven, die den Anarchismus und sich selbst gegenseitig bekämpfen, bis sie sich auf die ergötzlichste Weise demaskieren. Also: Verhöhnung der Detektivromane durch einen Detektivroman. Es erscheinen in jedem Buch — das übrigens immer als Dokument englischen Spleens gelten kann — sehr interessante Charaktere. Im „Fliegenden Wirthaus", im menschlich wertvolleren der beiden Werke, sind die Gestalten des Lords, des Wirtes und des Kapitäns dichterisch lebendig gezeichnet.

**Bernhard Shaw. Amateursozialist.** Und: **Künstlerliebe.** (Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam, 1924) Shaw, neben dem gleichgroßen, aber männlicheren Chesterton der bedeutendste lebende englische Humorist, gelangt in diesen Romanen, besonders im erstgenannten, zu einer außerordentlich feinen und lebensvollen satirischen Gestaltung. Ihr fehlt jede Derbheit in der Handlung, jede Situationskraßheit. Einfall und Ausdruck sind ganz aus der kultivierten Bühnenatmosphäre Shaws in klare Epik übersetzt, ohne jede Gewaltsamkeit: ein geschlossenes Werk, wenngleich auch hier der Einwand, der stets gegen Shaw erhoben werden muß, bestehen bleibt, daß nämlich das Dichterische bei ihm hinter das Geistreiche zurücktritt.

**Arnolt Bronnen. Napoleons Fall.** (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1924). Das erste Werk dieses Schriftstellers, das Bühnenstück „Vatermord", wurde vor einigen Jahren gelegentlich einer Matinee des berliner „Deutschen Theaters" uraufgeführt. Der

überaus gewagte sexuelle Stoff — Liebe zur Mutter — war hier kraß und dennoch zwingend gestaltet. Die „Septembernovelle", ebenfalls ein sexuelles Problem behandelnd, war lange nicht so überzeugend; und nun bringt die vorliegende Novelle eine schwere Enttäuschung. Bronnen, dem das Sexuelle nur in abnormer Weise sich zu offenbaren vermag, wird von der Vision seines Vorwurfs so stark gefesselt, daß er zu dessen Gestaltung keine Kraft mehr behält. Er ist stoffuntertan. So ist in dieser Novelle die Hauptperson, das sinnliche Tierweib, nur intellektuell erfaßbar, sonst aber wie alles andere in einer symbolhaften und doch Sachlichkeit suchenden, tatsächlich aber Klarheit zerstörenden Erzählungsweise ertränkt, die dazu mit einem unglaublichen Mangel an Sprachgefühl gepaart ist, an dessen Stelle stilistische Manier tritt.

**Mechtild Lichnowsky. Geburt.** (Erich Reiß Verlag, Berlin). Ein Roman, der Bekenntnis ist und als solches kein Roman. Die Handlung gibt nicht Anlaß zur Gestaltung und Belichtung bestimmter Menschentypen, sondern ist beinahe überflüssig. Das Epische verliert sich — trotzdem das Geschehen des Buches nacherzählt werden könnte — und die Reflexion bleibt und ist das Wesentliche. Und darin liegt die Stärke dieses außerordentlichen Buches. Eine Frau hat es geschrieben, es ist in zweifacher Hinsicht bedeutsam, als Dokument weiblicher Tiefe und als Ausdruck geistiger Reinheit. Die edle Figur des Jünglings in dem Buche ist deshalb so anziehend, weil der Formwille, der dahinter steht, noch reiner ist als der Vorwurf; der Dichter hat sich von seinem Geschöpf nicht gelöst — dieses stünde greifbarer da, wenn es weniger ausführlich betrachtet worden wäre, — doch gerade solcher Mangel, (Mangel an unbewußter künstlerischer Objektivität), macht das Buch reich. Der Mensch, der sich da enthüllt, ist es, der uns nahetritt. Das Buch ist weiblich; hier spielt keine Dutzendschreiberin mit Dutzendgefühlen, hier verkündet sich eine Frau mit all ihren inneren Gestalten; sie ist bedeutend genug, im eigenen Spiegel sich selbst einfangen zu dürfen. Eine Frau, keine Dichterin, aber welch eine Frau!

**Josef Haltrich. Deutsche Volksmärchen aus Siebenbürgen.** (Verlag W. Krafft, Hermannstadt). Nun ist die 5. Auflage dieser Märchen da, ausgestattet wie die früheren, die wir kennen und lieben. Es ist notwendig, auf diese Sammlung zu weisen, denn sie ist noch immer zu wenig bekannt. Der Schatz, der hier geborgen ist, bedeutet mehr, als daß schöne Märchen zusammengestellt sind, — nein, es sind unsere Märchen, unseres Volkes ein Teil, dessen wir uns freuen dürfen ebenso wie des Nacherzählers. Haltrichs schlichte Darstellungsweise ist mit Stoff und Atmosphäre seiner Geschichten so sehr eins geworden, daß aus seinem Munde das Volk selbst spricht.

**Georg Kaiser. Kolportage. Komödie.** (Verlag Die Schmiede, Berlin 1924). Georg Kaiser, den Geist und Bühneninstinkt, — weniger Dichtertum — zum Schaffen treiben, dieser Georg Kaiser mit den meistgespielten Theaterstücken der Gegenwart, dieser durchaus begabte und ernst, wenn auch nicht für ein Genie zu nehmende Kaiser schreibt ein Kolportagestück, das seine Begabung beweist. Denn wie in dieser Komödie die Kolportage durch Kolportage lächerlich gemacht wird, ist außerordentlich. Und dabei ist nicht die Verhöhnung, sondern deren Einfügung in die Bühnenatmosphäre, diese glänzende Beherrschung der Theatergesetze bedeutend. Hier in diesem Rührstück des Lebens steckt mehr Leben als in hundert anderen Komödien; da lebt — trotz der Spukhaftigkeit des Geschehens — der falsche und echte Graf, der Entführer seines, ach nein, des unterschobenen Kindes, die stolze Mutter, all die Gestalten, die nichts sind als Vollendungen der Typen, welche für eine Dienstmädchenphantasie geschaffen werden. Und sie leben da als Spott ihrer selbst und leben als Eigenpersonen; das mag nun ein Entgleiten in die Kolportage sein — gleichgültig: die Komödie ist gut.

**Otto Myller. Dunjas Vater.** (Rikola Verlag, Wien 1924). Diese Geschichten aus sibirischen Kriegsgefangenenlagern sind von einem Schriftsteller, den das Stoffliche einer Begebenheit so sehr beherrscht, daß er für das wirklich Inhaltliche kein Gefühl mehr behält. Wenn er sich auch bemüht, mit Landschafts- und Seelenschilderungen gerade das Innerliche zum Ausdruck zu bringen, es gelingt ihm nicht. Er stellt sich etwas vor und sucht es so zu beschreiben, wie er sich vorstellt, daß es beschrieben werden müßte; aber er schreibt nicht, weil er muß, und deshalb ist, was er geschrieben hat, auch nicht, was er schreiben wollte.

**Siebenbürger Sachsen. Landschafts- und Kulturbilder.** (Herausgegeben von Dr. E. Stepan, Wien VII.). Eine reiche Sammlung von Aufsätzen über Siebenbürgen und die Sachsen, erschienen als Band der Oesterreichischen Zeitschrift „Deutsches Vaterland". Die Aufsätze stellen die siebenbürgischen Verhältnisse meistens richtig dar. Was allerdings über die sächsische Kunst gesagt oder als deren Probe geboten wird, ist geradezu beschämend für uns. Da sind nicht einmal die drei bedeutenden sächsischen Maler, Eder, Kimm, Csaki-Copony genannt. Als Mittel zur Aufklärung der deutschen Oeffentlichkeit über uns ist die Sammlung geeignet und in ihrer Gänze — außer den allzu leichten Lobhudeleien und gelegentlichen Begeisterungsanfällen — auch sympathisch.

**Emil Ertl. Der Halbscheid. Erzählung.** (L. Staackmann Verlag, Leipzig 1924). Die Erzählung ist klar und ruhig geschrieben und behandelt die Geschichte eines aus Krieg und Gefangenschaft heimkehrenden Invaliden. Sie wirkt in der Darstellung immer glaubhaft.

**Wernher der Gartenaere. Meier Helmbrecht.** In neuhochdeutscher Nachdichtung von Johann Pilz. (Deutsche Hausbücherei. Herausgegeben vom Oesterreichischen Volksbildungsamte, Band 95). Das alte Gedicht, das die deutsche Raubritterzeit in so anschaulicher Weise schildert und in der Gestalt des Helden die vollendete Verkörperung eines bäuerischen Emporkömmlings und Verbrechers aus Dünkel geschaffen hat, ist hier in gutes Hochdeutsch übertragen worden, das, frei von jeder Holprigkeit schwächerer Nachdichtungen, ein echtes Gedicht ist.

**Carlo Goldoni. Das Kaffeehaus, Komödie in drei Akten.** Es ist erfreulich, daß der Rikola Verlag, Wien, diese Komödie in guter deutscher Bearbeitung (durch Lola Lorme) herausgegeben hat. Welch eine Fülle komischer Gestalten gibt diesem Ausschnitt des Lebens den lebendigen Atem! Beinahe zweihundert Jahre alt ist dieses Stück und wie überwältigend frisch sind Situationen und Geschehen, Männer und Frauen in seiner Darstellung!

**Heinrich Zillich. Die Strömung.** Gedichte. Erschienen im Verlage Reissenberger & Co., Mediasch

**Rudolf G. Binding, Stolz und Trauer.** (Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1922). Ein Titel, der dem Inhalt angemessen ist, diesen männlichen Gedichten, die das Erlebnis des Krieges in einer Art vergeistigen, die jenseits aller Tendenz männlich und wahr ist. Dies sind Gedichte, die über dem entseelenden Eindruck des Krieges den Sinn des Schicksals, dessen Werk auch der Krieg war, ausdrücken. Das einzige Gedichtbuch, das fassen und umschließen konnte, was ein das Tiefste suchender Geist in solchem Erleben an Erkenntnis gewann. Und so wird dieses Buch auch bestehen bleiben als Kunde des deutschen Geschicks der jüngsten Gegenwart, in seiner Form beinahe Sage, aber immer Wahrheit.

**Gerhart Pohl. Das Tagebuch merkwürdiger Verführungen.** (Elena Gottschalk Verlag, Berlin 1924). Eine dieser zwei Erzählungen, Geburt, ist im „Klingsor" veröffentlicht worden. Die andere hat dieselben Vorzüge und Mängel. Den Vorzug einer

scharfen, das Wesentliche erfassenden Darstellungsweise, den Mangel einer stark durch Intellekt beherrschten Erlebniskraft. Gerhart Pohl ist ein Schriftsteller, dessen Weg noch nicht klar liegt; ich weiß nicht, ob sein gegenwärtiges Können einer späteren Klärung und tieferen Gefühlsverankerung Raum läßt. Ich erwarte und wünsche es.

Heinrich Zillich

**Richard Oschanitzky. Rosen-Suite,** für Klavier. (Berlin, Ed. Bote und G. Bock) Hier liegt ein bemerkenswertes Werk eines jungen heimischen Komponisten von unzweifelhafter schöpferischer Potenz vor. Das Format ist klein; innerhalb dieses kleinen Formates aber lebt sich eine beschwingte, fast mädchenhaft schwärmerische Seele aus. Schon der Vorwurf erinnert an Schumanns kleinere Klavierstücke, doch darüber hinaus hat der Komponist auch noch anderes mit dem Eusebius-Schumann gemein. Die harmonische Einkleidung ist modern, an Reger, Weismann oder noch Neueren orientiert. Die Gedanken, die Form und die Einfälle sind aber romantisch. Die Stücke sind in sich geschlossen und rund, hübsch in den Klangfarben und den jeweiligen Titel mit Glück illustrierend. Wie tritt z. B. die Vorstellung des „Weißen" aus den reinen, scheuen Akkorden des 3. Stückes („An eine weiße Rose") gerade an den harmonisch kühnen Stellen hervor, wie entzückend beschwingt ist das pianistisch sehr wirksame. „An eine Rosenknospe". Kleine Gewaltsamkeiten der Stücke nimmt man gern in Kauf, wo doch die Stimmung echt, die Entwickelung zwingend, das Ganze voller Einfälle ist. Nur durfte das letzte Stück nicht mit einem unaufgelösten Akkord schließen! Das sind Mätzchen, die sich überlebt haben. Das Werk ist allen unseren Klavierspielern wärmstens zu empfehlen. Technisch stellt es keine besonderen Anforderungen. Konrad Nußbächer

**Philosophie der Politik. Von Otto Westphal.** (Rösl & Cie., München, 1921). Was jeder, der Spengler liest, als eine fehlende Ergänzung, bezw. Korrektur von dessen historischer Methode empfindet, das wird hier zu geben versucht, nicht etwa als programmatische Absicht des Verfassers, der vielmehr ganz autonom arbeitet, aber für den Betrachter des geschichtsphilosophischen Bildes der Gegenwart. Der Kernpunkt der Spenglerschen Theorie, daß jede Kultur ein aus sich zu begreifendes Ganzes ist, das die Gesetze seiner Entwicklung aus sich selbst empfängt, wird gekreuzt durch die geschichtliche Tatsache, daß die Reihe der menschlichen Kulturen in nahe, mehr als oberflächliche, räumliche und geistige Berührung miteinander getreten sind, was sich im Gegeneinanderspiel von Morgenland-Antike-Abendland kundgibt. Der erwähnte Kernpunkt wird dadurch nicht aufgehoben, aber seine Anwendung auf eine solche Kulturen*gruppe* muß eine andere sein, als wirklich isolierten Kulturen gegenüber, wie die Chinas oder Indiens. Diese haben sich tatsächlich abgeschlossen entwickelt (chinesische Mauer), während ein gemeinsamer Drang nach planetarischer Auswirkung und Ausdehnung, als ein weltlicher und geistiger Welteroberungsdrang, die Geschichte der Völker um das Mittelmeer (persische, ägyptische, antike, arabische, abendländische Kultur) mit einem gemeinsamen Merkmal umschließt. Hier läßt Westphal seine Begriffswelt einsetzen. An diesem Merkmal formt er seinen Begriff der *Universalgeschichte*. Es ist ein Begriff, dem zunächst keine logisch-erkenntnistheoretischen, sondern phänomenologische Absichten zu Grunde liegen, das heißt, er hebt rein beschreibend jenes erwähnte Material heraus, das im Wesen ja einen *Universalismus* bedeutet, einen Drang des Menschen mit seiner Individualität das ganze Räumliche der Erde und das ganze Geistige der Menschheit zu umfassen und zu durchdringen. Universalgeschichte ist also zunächst die Geschichte dieses Universalismus, die Geschichte jener ideellen Mächte die in ihren materiellen und geistigen Auswirkungen auf die Umspannung des ganzen Erdballes gerichtet sind. Daher der Untertitel des Werkes „Einheiten und Mächte der

Universalgeschichte". Die nächste und zwar eine der systematischen Hauptfragen ist nun die, in welchen Beziehungen hiezu der Haupttitel „Philosophie der Politik" steht.

In einem allgemeinen Teil, mit der Überschrift „Deutsche Elemente der Politik", entwickelt der Verfasser die hierhergehörige, um das Wort „politisch" gebildete Begriffsgruppe, die als berufen angezeigt wird, das systematische Gerippe des Buches zu bilden. Dieser Teil läßt jene Klarheit des Gedankenganges vermissen, wie sie den folgenden Hauptteil durchwegs auszeichnet. Die eigenwillige Sprache des Verfassers, die den Hauptausführungen durchaus nicht zum Nachteil gereicht, ihnen vielmehr eine anschauliche Lebendigkeit gibt, führt hier oft zu Gesuchtheit und Geschraubtheit, zum Zeichen dessen, daß der Geist nicht mehr souverän über der gedanklichen Materie waltet. Man muß oft deuten, statt zu verstehen. Obwohl man spürt, daß hier eine dialektische Schärfe am Werke ist, die der Gedankenkraft der Denker des deutschen Idealismus zustrebt, so hat man doch oft das Gefühl, als zersplittere das geistige Schwert des Philosophen an dem Panzer des Objektes, und der Gesamteindruck bleibt der des Unfertigen. Vielleicht liegt Absichtlichkeit darin, Strategie, die sich nicht auf einen absoluten Standpunkt festlegen will, aber die Klarheit jedenfalls leidet darunter.

„Politisch" schließt sich also in seiner Bedeutung zunächst eng an „universalgeschichtlich" an. Denn die materiellen und geistigen Taten und Handlungen, in denen sich das Wirken der universalgeschichtlichen Mächte darlegt und an ihnen das zeitliche Bild des universalgeschichtlichen Ganges hervorbringt, sind eben die „politischen" Taten: ihre Summe die „Politik" und die menschlichen Individuen, die die notwendigen Träger der politischen Einzeltaten werden, die „politischen Menschen". Das Kriterium des politischen Menschentums ist demnach vor allem ein geschichtliches, d. h., das Urteil, ob eine geschichtliche Gestalt ein „politischer" Mensch war oder nicht, muß der Forscher in erster Linie aus der kulturellen Gesamtstruktur und den geistigen Möglichkeiten der Zeit erschließen, der jener Mensch angehört hat. Er hat dabei sowohl die Vergangenheit als die Zukunft der betreffenden Epoche im Auge, das ist ihre Historie und ihre Metaphysik (denn Metaphysik ist nach Westphal's Terminologie die Wissenschaft von der Zukunft). Und doch wirkt durch die Psyche des Urteilenden auf dieses Urteil auch die Gegenwart zurück und trägt damit in gewissem Sinne ein Absolutes in die rein geschichtswissenschaftlichen Elemente hinein. Denn erst an dem in der Gegenwart Erreichten geht das Gesetz der Vergangenheit voll auf und in diesem Sinne ist das autonome geschichtliche Sein derselben durch die Gegenwart verabsolutiert. Mit dieser methodisch-systematischen Wendung hängt die Bezeichnung „Deutsche Elemente der Politik" zusammen. Der Verfasser sieht die höchste Ausbildung der universalgeschichtlichen Mächte im heutigen Deutschland gipfeln, zunächst nur in rein geistiger Beziehung voll entwickelt als Wille zur Aufsaugung aller Weltkulturen in seinen geistigen Horizont (die Linie von Herder bis Spengler), während das materielle Korrelat dieser geistigen Tendenz sich erst in negativer Weise im abgelaufenen Weltkrieg gezeigt hat, wo Deutschland auf der einen und die ganze Welt auf der anderen Seite stand und damit gegen ihren Willen die planetarische Bedeutung Deutschlands begründete. „Philosophie der Politik" bedeutet also die Entwicklung des Begriffs vom politischen Menschen aus dem Gange der Universalgeschichte heraus, gerichtet am Ideal des wahrhaft „politischen" Geistes Deutschlands. Die Absolutheit, in der der deutsche Geist hier auftritt, ist nicht diejenige, die etwa Hegel in seiner Geschichtsphilosophie der Gegenwart seiner Zeit zuerteilte, sondern es ist eine relativierte Absolutheit. Die zeitlose Erkenntnis eines politischen Menschentums „an sich" darf dem Historiker nur Grenzwissenschaft sein, d. h., die Geschichtswissenschaft darf sich nur als in unendlicher An-

näherung an diesen Begriff befindlich ansehen und ihm daher wohl eine formal-regulative, aber keine inhaltliche Bestimmung geben. Es liegen darin Möglichkeiten eines positivistischen Idealismus, einer Geschichtsphilosophie des Als-Ob, die aber über Andeutungen nicht hinausgeführt werden.

Ein Werk tiefer geschichtlicher Intuition und umfassendster philosophischer Durchdringungsfähigkeit bilden die Ausführungen des Hauptteiles, in dem nun die Grundlinien der universalgeschichtlichen Entwicklung gezogen werden. Die Ergebnisse sind in großen Zügen folgende:

Geboren wurde der Universalismus in den Weltreichsbildungen des Orients im Dritten Jahrtausend vor Christus. Der orientalische Universalismus ist ein vom religiösen Moment durchtränkter (Gedanke der Weltreligion). Das Wesen abendländisch-westlichen Geistes dagegen ist es, das religiöse Moment aus der universalgeschichtlichen Machtidee auszuschalten (letzte Bildung desselben der überseeische Wirtschaftsuniversalismus der Engländer). Die ganze Zeit zwischen dem Aufgange des Orients und dem Heute, also die Antike und die beiden ersten christlichen Jahrtausende, sind eine einzige große Auseinandersetzung zwischen östlichem und westlichem Geist. Die Griechen setzen an Stelle des religiösen Momentes ein philosophisch-ästhetisches (die platonische Idee, Heroisierung des Menschentums), bleiben also damit dem im Geistigen liegenden Schwergewicht des Orientes am nächsten. Alexander verkörpert den Anspruch des griechischen Geistes auf die reale Weltherrschaft. Der erste Anwalt des wesentlich andersgearteten westlichen Geistes ist das Römertum. Sein Wesen ist auf das Empirische gerichtet. Während der griechische Geist nach der Idee strebte, ging der des Römers auf die empirische Regel (römisches Recht). Darin lag die praktische Kraft der Römer zur Aufstellung ihres Weltreiches, darin aber auch die Beschränktheit ihres Geistes, er wird daher im Fortgang des Kaiserreiches langsam entmannt durch den von Osten kommenden Hellenismus, der dialektischen Vereinigung, die griechischer und orientalischer Geist vermöge ihrer näheren Verwandtschaft eingegangen sind. Aus dem Geiste dieser Verwandtschaft entspringt auch das Christentum. Es wird von dem sterbenden römischen Geiste in großartiger Weise erfaßt durch die Person Augustins. Augustin ist eine der gigantischen Gestalten politischen Menschentums. Er hat in seiner „civitas dei" dem Christentum seine Bahn für ein Jahrtausend vorgezeichnet. Es war die Form der Katholisch-päpstlichen Kirche, also der vom römischen realpolitischen Genie in empirisch mögliche Formen gefaßten Weltreligion. Inzwischen sind schon längst die eigentlichen Anwärter des westlichen Geistes aufgetaucht, die germanischen Völker. Der westliche Drang nach weltlicher Begründung der Weltherrschaft kam in den Kämpfen zwischen Deutschem Kaisertum und Papsttum zum Ausdruck. Der Versuch mißlang und erzeugte rückwirkend die Entstehung der europäischen Nationen, das bleibende Prinzip der politischen Gestaltung des Westens. Damit zersetzt sich auch die bisherige katholische Vorherrschaft Roms (Reformation, Jesuitismus in Spanien, Rationalismus und schließliche Trennung von Kirche und Staat in Frankreich). Eine der tiefgründigsten Leistungen des Buches ist die Ableitung des Geistes der Renaissance als Zurückwendung zum Griechentum aus Antagonismus gegen Rom und die Schilderung der so entstehenden inneren Tragik an den Gestalten Michelangelos, Shakespeares und Luthers. — Weltreiche im Rahmen einer Nation sind die universalgeschichtlichen Bildungen des Westens. Ihren neuen Charakter erhalten sie durch den überseeischen Gedanken. Spanien wird die erste überseeische Weltmacht, noch erfüllt vom kirchlichen Gedanken, den Entwickelungsgang schließen die Engländer als Schöpfer der modernen kirchenfremden Kolonialpolitik. Dazwischen liegt der kontinentale Universalismus der Franzosen, deren

rationalistische Kultur den geistigen Brennpunkt westlichen Wesens bildet. Die Ausblicke in die Zukunft aber schlummern im deutschen Wesen.

Nur ein ganz allgemeiner Hinweis auf die konkrete Gestaltung dieser Zukunft liegt in folgenden Worten: „nur aus der Fortbildung der protestantischen Energie zu einer Kraft freier, überprotestantischer Setzung könnte in Deutschland eine Kultur erwachsen, die das Geheimnis der Identität, zu dem sich der bisherige Weltablauf in allen Erdteilen zusammenzuschließen scheint, durchbricht, und die Vorzeichen zu einem anderen Ablauf stellt, als er der bisherige war, der vom Orient anhob und nun über die Meere zu ihm zurückgekehrt ist, um in sich die Idee der Oikumene zu erfüllen." Was in diesen Worten eingeschlossen liegt, ist das Bekenntnis, daß eine ganz neue Epoche der Geschichte mit der Gegenwart beginnt. Was rückwärts liegt, läßt sich als ein abgeschlossenes Ganzes begreifen, als eine Dialektik des Geistes von dem „mystischen Individualismus des Orientes" zu dem „utilitaristischen des überseeischen Westens" hin („in Rußland und Amerika letztlich verkörpert, stehen sich Anfang und Ende der bisherigen Geschichte in merkwürdiger innerer Bezogenheit gegenüber"). Diese Dialektik ist nun zum „Ziele gekommen", die Geschichtsepoche Orient-Abendland also abgeschlossen. Eine ganz neue, eine planetarische Geschichte liegt vor uns und „das erste Ereignis dieser substanziellen planetarischen Geschichte war der letzte Krieg."

Um nun noch einmal, aus den glänzenden Hauptausführungen und aus den ungeklärten systematischen Ansätzen heraus, das geschichtsphilosophische Vorgehen des Verfassers zu charakterisieren, dazu mögen die nachfolgenden abschließenden Sätze dienen. Was Spengler über magische, antike, abendländische Kulturseele sagt, ist hier nur Materie, die weiter geformt werden soll, Mittel der Formung ist die geschichtsphilosophische Methode Hegels, allerdings nur in ihrer allgemeinsten Charakteristik. Konkreter: nicht um das Lebensgesetz einzelner Kulturen, sondern um das einer Kulturengruppe und zwar der ganz bestimmten orientalisch-antik-abendländischen handelt es sich. Für *diese* war das Lebensgesetz eine innere Dialektik des Geistes, begleitet von einer räumlichen Erfüllung der Erde. Was aber die Zukunft bringt, kann etwas ganz anderes sein. Darin liegt, trotz der Benutzung Hegels für die *vergangene* „Weltgeschichte" die positivistische Wendung, die vor dem absoluten Gesetz zurückschreckt.

A. Pomarius

# Rundschau

**Über die Klingsor-Veranstaltungen des Jahres 1924.** Es mag der Mißdeutung die Wege öffnen, wenn *ich* die wichtigsten Gemäldeausstellungen, die die Geschäftsstelle dieser Zeitschrift im Laufe des letzten Jahres veranstaltet hat, bespreche. Es wird mir gesagt werden, ich könnte als Leiter dieser Schrift und als Mitveranstalter jener Ausstellungen kein Urteil fällen, dessen Gültigkeit über meinen persönlichen Eindruck hinausreicht. Ich weiß, wie schwer es ist, in diesem Falle, der doch mein Fall ist, die Scheidung zwischen Gewolltem und Erreichtem klar zu treffen. Aber es drängt mich auszusagen, daß sich der Kunstsalon der Zeitschrift genötigt sah, manches zum Aushang zu bringen, was mit dem eigenen Streben nicht gleichlief; er mußte dies tun, seinen Raum vermieten und sein Konzertbüro Auftraggebern zur Verfügung stellen, wenn er zur Verfolgung des eigenen Zieles der äußeren Mittel nicht ermangeln wollte. Die siebenbürgischen Verhältnisse erlaubten es leider nicht, jederzeit nur jene Werke zu vermitteln, die nach dem Dafürhalten der Zeitschrift Wert hatten.

Umso größer aber war die Freude, wenn seltene Gelegenheit oder persönliche Anstrengung einen Künstler brachte, für den man eintreten konnte, für den man nicht nur ein Organisationsbüro, ein Saalbesitzer war, sondern ein Wegbereiter und Freund. Da wurde die Sache des Künstlers zur eigenen, für die man sich mitverantwortlich machte und dies auch auf Ankündigungen durch die Überschrift „Klingsor-Veranstaltung" ausdrückte. Und weil dieser Fall einigemal tatsächlich eingetreten ist, finde ich auch die Berechtigung, rückschauend auf solche Ereignisse zu sprechen, um zum mindesten die Rundschau über wichtige Erscheinungen im siebenbürgischen Kunstleben nicht unvollständig zu lassen.

Nicht die Sammelausstellungen siebenbürgischer Gemälde, die „Klingsor" in verschiedenen Städten veranstaltete, noch die Ausstellungen von Zeichnungen und Ölgemälden Wilhelm Buschs in Kronstadt und Hermannstadt, sondern jene scheinen mir von allgemeinerer Bedeutung gewesen zu sein, die etwas Neuartiges gebracht oder einen schon bekannten Künstler von einer unbekannten Seite gezeigt hatten.

Die Ausstellung von Gemälden rumänischer Meister, die in Kronstadt und Hermannstadt zu sehen war, und zum erstenmal in dem von der deutschen Malerei beeinflußten Siebenbürgen französischen Nachfahren größeren Raum gab, blieb auch abseits dieser Feststellung bedeutsam, da sie gleichzeitig Anlaß bot, die Art des rumänischen Künstlerstrebens zu erkennen. In der siebenbürgischen Malerei ist, so verschiedene Persönlichkeiten sich auch bestimmen, der Nachdruck auf den inneren Gehalt gelegt, der sich in der Darstellung ausdrückt, während bei den Rumänen die äußere Sprache der Dinge zum Seelischen führt. Die siebenbürgische Malerei ist die geistigere, ihr Weg geht vom Innerlichen aus zum Äußeren, die rumänische vom Außen zum Innen. Diese wird die problemgefüllte Tiefe der siebenbürgischen nicht erreichen, ohne deswegen in der Leistung weniger wertvoll zu sein. Sie besitzt den Vorzug größerer Unmittelbarkeit, größerer Farbenempfindlichkeit. Und dies als Anlage, als Erbteil der Rasse und des Landes, obschon der französische Einfluß es überschattet und als das Erstauffällige sichtbar bleibt. Nun ist solch artverwandter Einfluß nicht an und für sich schädlich, wenn nur die Künstler groß genug sind, um ihm zu entwachsen. Die rumänischen Künstler sind es bloß zum kleineren Teil, deshalb fällt auch der Vergleich zwischen ihnen und den Siebenbürgern zu ihrem Nachteil aus. Einer malerischen Potenz wie Eder, einer zeichnerischen wie Kimm kann selbst Iser, der bemerkenswerteste der Rumänen, nicht gleichgestellt werden. Es erübrigt sich, die einzelnen Künstler zu besprechen; die Ausstellung hatte den Zweck, die rumänische Atmosphäre anzutönen und zu zeigen, wie stark die malerische Veranlagung, nicht aber die künstlerische Freiheit ihrer Anhänger ist.

In der Ausstellung der Siebenbürger, die im Sommer mit neuen Bildern in Kronstadt wiederholt wurde, lernte man einige unbekannte, meist nur zu vorübergehendem Aufenthalt in Siebenbürgen weilende Maler kennen.

Ein Deutscher, Wilhelm Beindorf, der irgendwo in den Bistritzer Bergen lebt, zeigte Gemälde, wie sie hier noch nicht gesehen wurden. Die Art seines Erlebens mutet fremd an, nicht eigentlich deutsch, sondern verdeutscht. Ihn einzufügen in das Drängen der modernen Kunstentwicklung ist nicht schwer; er ist romantisch, das Wesentlichste suchend; dennoch empfinde ich ihn als Außenseiter, seine Bilder nicht als Wiederkehr einer gewesenen Malerei, aber als Ausdruck eines gewesenen Gefühls. In diesen leichten wie im Traum erblickten Schneelandschaften, in den blauen Kompositionen oder in dem Gelb einer Landschaft lebt eine märchenhaft innerliche Welt, die, so schön sie ist, nicht aus der Gegenwart lebt, sondern durch die Gegenwart lebendig

wurde. Es ist das deutsche Märchen, das Gestalt fand, aber entstanden oder gewandelt durch fremden Einfluß, besonders durch japanischen, wieder ins Deutsche verwurzelt wurde.

Näher der äußeren Wirklichkeit und in der innerlichen gleich lebendig ist Oskar Gawell, der als Ostpreuße das Eigentümliche der siebenbürgischen Landschaft schärfer erfaßt hat als die eingeborenen Maler. Seine Bilder sind stets eines Gefühls, umschwebt von dem Geruch des Gesehenen, das Erlebnis eingeschlossen in eine von Farben gestaltete Welt. Wie hier ein Rot zur Freude, dort ein mattes Gelb die Geborgenheit einer Hütte umschließt und ausspricht, ist ebenso außerordentlich, wie der Gesang der Landschaft im Ganzen seiner Bilder, deren jedes eine erschlossene Vegetation ist.

Ein neuer siebenbürgischer Maler, Heinrich Schunn, vereinigt eine glückliche Veranlagung für malerisches Erfassen der Natur mit der Leichtigkeit einer von intellektuellen Problemen unbeschwerten Erlebnisfähigkeit. Er ist durchaus noch unfertig. Die Kühnheit, mit der er seine Aufgabe angeht, führt zu Attacken, die oft zu viel Staub aufwirbeln und manchmal vor dem Ziele halten. Und dennoch darf diese Begabung zur Hoffnung berechtigen. So weit ich nach der Betrachtung zahlloser Bilder, die noch keinen durchgehenden Entwicklungsstil aufweisen, sicher sehen kann, erscheint mir Schunn dessen Können durch strenge Schulung gewinnen würde, wesensverwandt mit Grete Csaki-Copony, doch männlicher und sinnlich, aber wie diese wundervolle und weitaus reifere Malerin unmittelbar seinen Eindrücken hingegeben.

Die Kollektivausstellungen Hans Eders und Fritz Kimms möchte ich nur anmerken, da ein Berufenerer als ich, Hans Wühr, beide Künstler im „Klingsor" (Novemberheft) eingehend besprochen hat.

Noch eine Ausstellung, die Tibor Ernös, war bedeutsam, weil da ein ungarischer Maler zu Wort kam, dessen Bilder wirklich ungarisch sind. Der Geruch der Ackerschollen atmet aus den Farben. Das Wesentliche jeder Gebärde ist wiedergegeben, eingehüllt in die Geschlossenheit einer problemlosen, beinahe mythologischen Welt. Braun herrscht vor in diesen Bildern der einfachen Bewegung in der Natur. Tibor Ernö ist Nachfahre, seine Abhängigkeit von größeren Meistern ist nachzuweisen, doch sein Verdienst ist es, den fremden Einfluß ins Ungarische glaubhaft übertragen und mit ungarischer Seele verinnerlicht zu haben. Von den Bestrebungen der heutigen Malerei ist er unberührt.

Abschließend und im Bewußtsein, daß dieser Überblick nur ein Überblick ist, möchte ich aussagen, daß trotz manchen Fehlgriffs, die eben genannten Veranstaltungen, in deren Zusammenhang auch die Vorträge Hans Wührs erwähnt werden müßten, wenn deren Verfasser den Lesern nicht bekannt wäre, das Gefühl der Genugtuung hinter das stärkere der Bereitschaft zurücktreten lassen, das den so angetretenen Weg auch weiterzubeschreiten zwingt.

Heinrich Zillich

Von den musikalischen Veranstaltungen des „Klingsor" heben wir hervor: Die Abende des Quartettes Waldbauer-Kerpely im Frühling d. J.; das leidenschaftliche Musizieren dieser Vollblutmusiker wird jedem unvergeßlich bleiben. Die „geistlichen Abendmusiken", die Bickerich während der Sommermonate leitete, trugen in jeder Beziehung (Programm, Ausführung) die Marke dieses hochintelligenten und großzügigen Musikers. Im September setzten die Solistenkonzerte ein. Luise Gmeiner, unzweifelhaft unsere stärkste pianistische Kraft, die auch draußen sich siegreich durchzusetzen vermochte, riß in zwei Konzerten mit prachtvollstem Elan eine begeisterte Zuhörerschar hin, vor allem mit dem ihr besonders wahlverwandten Schumann. Auf die große romantische Pianistin folgte der große durchgeistigte Klassiker Bela Bartok, einer der

ersten Musiker heute, mit einem überaus herrlichen Abend, der auch eigene Kompositionen brachte. Von aufsteigenden Talenten hörten wir den sicher und entschlossen vorwärtsschreitenden aus Kronstadt stammenden Pianisten Egon Siegmund, der auf bemerkenswerter Stufe angelangt ist, die 16-jährige in ihrer Art vollendete Geigerin Rosika Stern und den genialen Vasa Prihoda. Konrad Nußbächer

## Mitteilungen der Schriftleitung

Die in diesem Hefte abgedruckte Satire vom Schuster Dutz erschien zuerst in einem Bande lustiger Erzählungen des Verfassers „De Tarokpartie" im Verlag Franz Wendler in Mediasch.

Der Beitrag von Josef Winckler enthält eine der Anekdoten aus dem Leben des Freiherrn von Bomberg, die der Verfasser in dem Bande „Der tolle Bomberg" in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart erscheinen ließ. Im 2. Heft des „Klingsor" ist dies ausgezeichnete Buch besprochen worden.

Der Aufsatz „Die gotische Seele" ist einem Manuskript Dr. Otto Folberths „Meister Eckehart und Laotse" entnommen, das im Matthias Grünewald Verlag, Mainz, Februar 1925, im Druck erscheinen wird.

*

**Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle.** Im November fanden statt: Klavierabend Béla Bartok's und zwei Violinkonzerte Vasa Prihoda's.

Vorbereitet werden: Klavierabend Hevesi Piroska
Kammermusikabend Waldbauer-Kerpely
Liederabend Berta Kiurina (Wien)
Kammermusikabend Rosée Quartett.

In Kronstadt, Schäßburg und Mediasch veranstalten wir im Dezember Weihnachtsausstellungen. (Bilder und kunstgewerbliche Gegenstände.)

*

Vor Weihnachten erscheint in unserem Verlage ein neues Buch: Kronstadt, geschildert von Heinrich Zillich mit Zeichnungen von Fritz Kimm. Buchausstattung von Hermann Lani.

*

In Vorbereitung: Eine Mappe mit Original-Photographien von den Apostelfiguren an der Schwarzen Kirche in Kronstadt. Mit einem Vorwort von Dr. Hans Wühr.

*

**Mit diesem Hefte schließt der Jahrgang.**

**Das 2. Jahr der Zeitschrift (12 Nummern) beginnt mit dem Januarheft.**

**Wir sind gezwungen, das Einzelheft im Preise auf 30 Lei, das Abonnement auf 300 Lei zu erhöhen. Das Abonnement für das halbe Jahr (6 Hefte) kostet 150 Lei.**

**Die bisherigen Abonnenten gelten ohne weiteres als Abnehmer des folgenden Jahrgangs, wenn sie bis Ende Dezember ihr Abonnement nicht kündigen.**

Verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt bei Reissenberger & Co., Mediasch

UTT Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b 38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)